

GOETHE
nach Prof. Rietschel's Denkmal.

Mit Prof. Rietschel's besonderer Genehmigung und unter dessen Leitung nach einer Photographie gezeichnet und gestochen.

Leipzig, Fr. Brandstetter.

Christian Oeser's

Geschichte der deutschen Poesie

in Umrissen und Schilderungen.

Für gebildete Leser.

In zweiter Auflage grösstentheils neubearbeitet

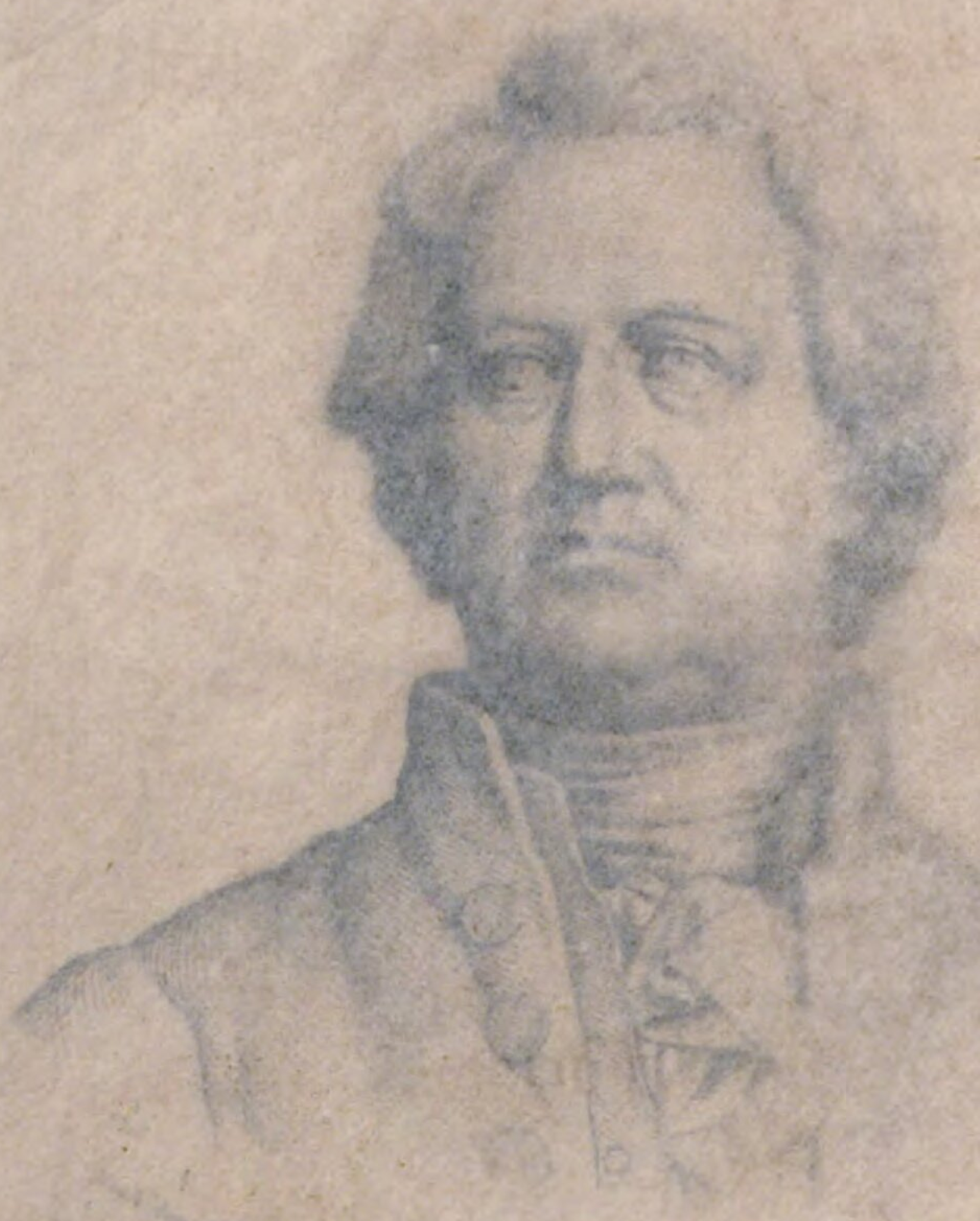
von

J. W. Schaefer.

Erster Theil.

Mit dem Bildniß Goethe's nach Rietschel's Denkmal.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1859.



GOETHE

Leitung nach einer Photographie gezeichnet und gestochen.

Leipzig, Fr. Brandstetter.

Christian Oeser's

Geschichte der deutschen Poesie

in Umrissen und Schilderungen.

Für gebildete Leser.

In zweiter Auflage grösstentheils neubearbeitet

von

J. W. Schaefer.

Erster Theil.

Mit dem Bildniß Goethe's nach Rietschel's Denkmal.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1859.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Ein Neubau macht unter gewissen Umständen weniger Mühe und Kosten, als die Ausbesserung eines wankend gewordenen und schlecht eingerichteten alten Gebäudes. Es ist ein nicht minder schwieriges und undankbares Unternehmen, ein von fremder Hand herrührendes Buch, das unsern Anforderungen in keiner Weise entspricht, so umzugestalten, wie es der gegenwärtige Stand der Wissenschaft verlangt, zumal wenn die ganze Arbeit von vornherein nicht auf gründlichen Vorstudien beruht und flüchtig ausgeführt ist. Doch ich will in die Kritik der Leistungen des bereits verstorbenen Verfassers dieser Literaturgeschichte nicht näher eingehen, sondern nur bemerken, daß ich die Besorgung der neuen Auflage des Oeser'schen Buches nur unter der Bedingung übernehmen konnte, es einer totalen Umgestaltung unterwerfen zu dürfen.

Da die Anlage des Ganzen dem Buche hauptsächlich seine große Verbreitung verschafft hatte, indem sie aus einer richtigen Beurtheilung der Anforderungen, welche die gebildete Lesewelt an eine Geschichte der vaterländischen Literatur stellt, hervorgegangen ist, so konnte sie der Hauptsache nach beibehalten werden. Demgemäß ist die ältere Literatur mehr übersichtlich oder nach den hervorragendsten, eine ganze Periode charakterisirenden Dichtungen behandelt worden, so daß der Entwickelungsgang der Poesie klar vor Augen tritt. Erst mit dem achtzehnten Jahrhundert erweitert sich das Gemälde zu größeren Gruppen, und jedes einzelne Bild erhält durch die Ausführung des Einzelnen Farbe und Leben. Die großen Genien des Jahrhunderts, an denen bis auf den heutigen Tag die geistige Cultur der Nation sich herangebildet hat, treten in den Vordergrund. Es gewährt eine lebendigere

Anregung, einen bleibenderen Gewinn für die geistige Bildung, mit dem Vortrefflichen sich anhaltend zu beschäftigen und es bis in seine Einzelheiten kennen zu lernen, als von verschollenen Mittelmäßigkeiten, wie sie jeder Tag erzeugt, dies oder jenes in raschem Vorüberziehen im Gedächtniß zu behalten. Am wenigsten werde ich dem Leser mit Büchertiteln und anderem gelehrten Apparat beschwerlich fallen. In der Hauptsache wird der Gründlichkeit darum kein Abbruch geschehen.

In der Geschichte der Poesie des gegenwärtigen Zeitalters war bei der Auswahl der zu besprechenden Dichter nicht ein allzu strenger Maßstab anzulegen. Ich mußte es als eine besondere Aufgabe für die auf einen größeren Lesekreis berechnete Darstellung unserer Literaturgeschichte erkennen, alle einigermaßen bedeutenden und in die Gegenwart eingreifenden Dichter der letzten Culturperiode vorzuführen, wenn auch vorauszusehen ist, daß spätere Bearbeitungen der Geschichte unserer Poesie mehrere der erwähnten Dichternamen der Vergessenheit übergeben werden.

Aus der früheren Einrichtung des Oeser'schen Werkes ist die Mittheilung dichterischer Proben beibehalten, und damit hoffe ich sowohl zum Verständnisse der Literatur als zum ästhetischen Genusse der Leser beigetragen zu haben. Bei einem populären Werke reicht es nicht hin, auf die Gedichtsammlungen selbst zu verweisen. Wer nicht Hunderte von Büchern nachschlagen kann oder will, erhält nur durch erlesene Proben den richtigen Einblick in den Zustand der Sprache, Literatur und Cultur; einige wenige Gedichte fördern das Verständniß oft mehr, als lange ästhetische Erörterungen. Auf die Auswahl der Dichterproben, welche bei Oeser häufig vom Zufall abgehangen zu haben scheint, habe ich die möglichste Sorgfalt verwandt, dabei aber den Grundsatz festgehalten, von Dichtern, welche ganz oder doch durch Anthologieen theilweise allen Gebildeten bekannt sind, nur wenige und zwar minder beachtete Gedichte mitzutheilen, dagegen bei den neuesten, die nur erst einen kleineren Kreis gefunden haben, freigebiger zu verfahren. Bei der Wahl der Gedichte wurde neben der ästhetischen Kritik zugleich auf das sittliche Zartgefühl der Leserinnen, welche die Bearbeitung des ganzen Werkes stets im Auge behalten hat, gebührend Rücksicht genommen.

In der Darstellung, auch wo sie auf ästhetische Erörterungen einzugehen hatte, suchte ich stets allgemein verständlich zu sein und die philosophische Kunstsprache, soweit sie nicht in die allgemeine Bildung bereits übergegangen ist, zu vermeiden, ohne indeß in den zerflossenen Stil einer seichten Popularität zu verfallen. Hin und wieder, wo der Oeser'sche Text stehen geblieben ist, mag einige Ungleichheit des Stils bemerkbar sein, doch bemühte ich mich auch in solchen Partieen durch eingefügte Aenderungen das gehörige Gleichmaß herzustellen. In den meisten Fällen zog ich es vor, den Text ganz umzuschreiben.

Somit begleite ich die neue Ausgabe der Oeser'schen Literaturgeschichte mit dem Wunsche, daß sie fortfahren möge in den weiten Kreisen gebildeter Deutschen die Liebe zu den Schätzen unserer heimischen Dichtung zu wecken und zu nähren, damit der Geist lebendig erhalten werde, durch den unser Vaterland seine hohe Stellung unter Europa's Nationen sich errungen hat.

Bremen, den 15. Mai 1859.

J. W. Schaefer.

Inhaltsverzeichniß des ersten Theils.

Dritter Abschnitt.

Von Haller und Hagedorn bis auf Herder und Goethe. ca. 1730 — ca. 1770.

Vierter Abschnitt.

Das Zeitalter Herder's, Goethe's, Schiller's. ca. 1770 — ca. 1805.

(Fortsetzung im zweiten Theile.)

Einleitung.

Die Darstellung der Entwicklung und Gestaltung unserer vaterländischen Literatur führt durch ein weites Gebiet der Geschichte menschlicher Cultur. Sie breitet nicht immer lachende Fluren voll Lust und Lebensfreude vor uns aus; auch in der Geschichte der Bildung unserer Nation giebt es Haidestrecken, und es nützt nicht, sie mit Blumen zu bestreuen. Nur das kann den Schilderungen, die den Inhalt dieses Buches bilden werden, vergönnt sein, daß sie den Leser an den minder erfreulichen Räumen rasch vorüber führen und ihn vor allen Dingen auf die Höhen geleiten, von wo der Blick klar das umgebende Feld überschauen kann, daß sie ihn am längsten verweilen lassen in den lieblichen Thälern, wo die lebendigen Quellen sprudeln und niederrauschen zu dem Strome deutscher Geistesbildung, in dem Schatten des deutschen Dichterhains, dessen Harmonieen in jedem fühlenden Herzen ein Echo finden. Damit soll nicht ausgesprochen sein, daß wir nur sprungweise verfahren und, unbekümmert um den historischen Zusammenhang, bloß die glänzenden Erscheinungen der Literatur vorführen. Zu beobachten, wie in dem geistigen Organismus der Keim treibt, der Stamm sich bildet und festigt, und dann Zweig an Zweig, Blatt an Blatt sich legt, bis endlich das Ganze als eine in sich vollendete Schöpfung dasteht: das gewährt einen echteren Genuß, als das Anstaunen des Fertigen, eine tiefere Einsicht, als die geschickteste Zergliederung. Begriffen wird die in lebendiger Fülle vor uns stehende Erscheinung nur dann, wenn man deren Werden und Wachsen nachforscht. Eben dadurch wird die Literaturgeschichte etwas Besseres, als eine angewandte Aesthetik; sie wird eine Culturgeschichte. Sie geht den in der Literatur offenbar werdenden Fäden des geistigen Lebens bis zu den

entlegensten Puncten nach, um alle Gänge des Labyrinths wie die Grundzüge eines Risses zu überschauen. Erst in Folge dieses wissenschaftlichen Verfahrens ist die Literaturgeschichte aus dem zweideutigen Kreise zufälliger ästhetischer Liebhabereien herausgenommen worden und selbstständig in den Kreis historischer Wissenschaften eingetreten.

Es ist kaum ein Menschenalter vergangen, seit die deutsche Literaturgeschichte sich diese Stellung im Reiche der Wissenschaft errungen hat. Zuvor mußte die deutsche Nation in Zeiten tiefer Erniedrigung anfangen, aus der Betrachtung vergangener Größe Trost zu schöpfen; zuvor mußte die Verehrung des Ausländischen der Achtung vor der eigenen Nationalität Platz machen, damit wir des selbsterworbenen Besitzes inne und froh wurden; eine glänzende Periode unserer Literatur mußte vorübergegangen sein, um es uns zum Bedürfniß zu machen, unsere Literatur bis zu ihren ersten Anfängen zu verfolgen. Welche Wissenschaft wäre würdiger, aus der Enge der Gelehrtenwelt in den Kreis aller Gebildeten zu treten! welche mehr berufen, die wissenschaftliche Forschung mit dem Leben der Nation zu verschmelzen!

Indeß wird es vielleicht Manche unter meinen Lesern geben, welche, wie hoch sie den Werth unserer neuesten Literatur anschlagen, wie sehr sie das historische Verständniß derselben als ein Object allgemeiner Humanitätsbildung anerkennen, dennoch die Geschichte der älteren Literatur lediglich der gelehrten Forschung zuweisen möchten und den Weg auf dieses Gebiet hinüber für bedenklicher und minder lohnend halten, als wenn es sich um gleich entlegene Perioden der politischen Geschichte handelt. Wäre die ältere Periode unserer Literatur nur eine Zeit roher Versuche, von denen der ästhetisch verfeinerte Sinn unserer Zeit sich abwendete, so möchte allerdings die Frage aufzuwerfen sein, ob für den, welcher um eine allgemeine Bildung sich bemüht, der Weg durch diese Vorhalle lohnend sei. Allein wir sind auch in dieser Hinsicht glücklicher, als manche andere Nationen, die sich eines goldenen Zeitalters ihrer Literatur rühmen und uns Deutschen in dem Heerzug der Geister nur eine Stelle unter den letzten Nachzüglern einräumen möchten. Wenn wir diejenige Literaturperiode, welche, von reichem Geistes- und Ge-

müthsleben erfüllt, dies Feuer, in Einen Brennpunct vereinigt, in poetischen Schöpfungen ausströmen läßt und zugleich für den vorhandenen Stoff die angemessenste Form zu finden weiß, — wenn wir diese eine classische nennen dürfen, so hatten wir Deutschen schon vor länger als einem halben Jahrtausend, schon im Mittelalter eine classische Poesie. Auch dort erkennen wir den Boden wieder, auf dem unser Gemüth heimisch ist; auch von dort rauscht uns der Flügelschlag eben derselben Poesie, die sich im letzten Jahrhundert mit neuerwachter Gesangeslust emporhob.

Es ist ein Zeugniß von der höheren Culturstufe unsers Jahrhunderts, daß wir den Werth der Dichtungen nicht nach dem sie begleitenden Grade wissenschaftlicher Aufklärung bemessen. Eine solche Ansicht hatte noch in dem vorigen Jahrhundert, das durch einseitige Verstandescultur beschränkt war, eine große weitverbreitete Geltung. Unsere Zeit hat es längst erkannt, daß ein lieblicher Duft der Poesie die Wiege der Völker umschwebt; daß die Poesie die Freundin der Jugend, nicht bloß bei Individuen, sondern auch bei ganzen Nationen ist; daß in den ungekünstelten Naturlauten, in der Sagenwelt der Urzeit der Völker eine Fülle reiner Poesie wohnt, welche noch gealterte Nationen zu erquicken und ihre Dichtung zu verjüngen vermag. Das bekannte Wort, welches auch noch in Zeiten, da es ganz bedeutungslos geworden war, häufig wiederholt wurde, daß der Dichter geboren werde, hat keinen andern Sinn, als daß die Poesie nicht eine durch Schulweisheit überlieferte Kunst — daß sie vielmehr die uralte, ewige Sprache der Menschheit sei, überall sich regend, wo das Bewußtsein des Menschlichen in der Brust erwacht, und daher, wie unvollkommen auch manchmal die Formen sein mögen, stets der Ausdruck des Rein-Menschlichen, die Blüthe des geistigen Daseins, unvergänglich, wie der göttliche Funke, der in unsere Seele gelegt ist, und stets sein redendes Zeugniß. In ihre Tiefen führt nicht das Sinnen und Berechnen des Denkers — nur das Herz, welches die geheimnißvollen Kräfte, die das Innere des Menschen, das Leben der Menschheit bewegen, in sich nachempfindet, der Genius, dem die innere Welt ein Spiegelbild der Menschheit wird. Daher bringt die wahre Poesie auch ihr

Verständniß der ganzen Menschheit entgegen, sie wendet sich an Alle, welche für die Freuden und Leiden des menschlichen Geschlechts Mitgefühl haben. Die Wissenschaft dagegen ist der mühsame Bau von Jahrhunderten und Jahrtausenden; zu ihren Schätzen bringt der Forscher auf verschlungenen, oft dunkeln Wegen; aber auch sie sind heilige Schätze, gleich denen der Poesie; auch von ihnen aus strömt fort und fort eine erfrischende Kraft dem Geistesleben der Nation zu. Das eben ist das Eigenthümliche der jüngsten Culturstufe, daß sich die Poesie inniger mit der Wissenschaft vermählt hat. Sie haben sich endlich als ebenbürtige Schwestern ansehen gelernt; es hegen und nähren beide, als die geweihten Priesterinnen, die heilige Flamme auf dem Altar der Menschheit.

Weil unsere Poesie und Philosophie am Schlusse des vorigen Jahrhunderts und im Beginn des gegenwärtigen mit ihrem Glanze die Schmach unserer politischen Gesunkenheit und Ohnmacht verhüllte, so möchten Manche geneigt sein, diesen namhaftesten Factoren unserer Geistesbildung eine Stelle außerhalb des eigentlichen Nationallebens anzuweisen und sie nicht in enge Beziehung zu den politischen Ereignissen und Zuständen zu setzen. Es lehrt jedoch die Erwägung aller auf die Gestaltung einer neuen Literaturepoche einwirkenden Momente, daß sie jedesmal nur durch eine, das gesammte Volksleben ergreifende politische Bewegung herbeigeführt wurde. Nur dürfen wir unser Augenmerk nicht bloß auf die Vorgänge innerhalb der Grenzen unsers deutschen Vaterlandes richten. Deutschland verdient in vielfachem Sinne das Herz Europa's zu heißen. War es dies in glanzvollen Zeiten dadurch, daß von ihm Leben und Wärme in die Glieder des europäischen Staatskörpers ausströmte, so ist es dies in trüben Tagen noch dadurch geblieben, daß es jeden Pulsschlag frischen Lebens, wo dasselbe sich auch regen mochte, mitempfand, und nie sich ausschloß von dem Ringen der Gesammtheit, auch wenn es, von außen oder innen gehemmt, statt thätigen Mitwirkens auf eine ideale Betheiligung verwiesen war. Weil wir das Leben der Völker in unserm Innern mitzuempfinden und im Reich der Ideen nachzuleben fähig waren, blieb uns auch nach dem Verlust unserer Nationaleinheit und politischen Bedeutsamkeit die Fülle

wissenschaftlichen Lebens und Strebens, Samen streuend für ein zukünftiges Deutschland, welches sich die Stellung wieder erringen wird, die ihm seine natürliche Lage und seine Geschichte anweisen.

Wenn wir die Wechselwirkung zwischen der politischen Geschichte und der Nationalliteratur uns recht anschaulich machen wollen, so haben wir die drei großen Völkerbewegungen des Abendlandes, welche unsere Geschichte gestaltet haben, zugleich als die Hauptepochen unserer Literatur anzusehen, die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Reformation. Auch die erstere war nicht bloß ein Hin- und Herwogen vorwärtsgedrängter Völkermassen, sie war zugleich eine geistige Umwälzung. Die altgermanische Cultur, die wir nicht darum, weil sie heidnisch war, so gar gering anzuschlagen haben, ward aus ihren Fugen gerissen und von der geistigen Gewalt sowohl der römischen Bildung, als des Christenthums überwunden. Die Keime nationaler Poesie, welche der Göttermythus und die ihm sich anschließende Heldensage barg, wurden verstreut und von einer neuen Schicht, welche die fremdartige Bildung des Südens darüber breitete, erdrückt oder doch für lange Zeit überdeckt.

Die Kreuzzüge sind eben so sehr eine That der Poesie, als sie diese wiederum gefördert, belebt und mit neuem Inhalt erfüllt haben. Sie waren der zur That gewordene innere Drang eines in den Tiefen des Gemüths mächtig aufgeregten Zeitalters, das den Damm der Gewöhnlichkeit und des behaglichen Stilllebens nach allen Seiten durchbricht. Nur in dieser universalhistorischen Bedeutung dürfen sie aufgefaßt werden, und nur die Poesie, welche ihnen voran und zur Seite ging, lehrt sie uns verstehen.

In gleichem Maße würde es eine engherzige Auffassung der Reformation sein, sähen wir in ihr lediglich eine Verbesserung kirchlicher Dogmen und Liturgieen, und nicht vielmehr den Beginn eines großen Läuterungsprocesses der europäischen Menschheit. Das, wofür in der herrlichsten Zeit ihrer jugendkräftigen Entwicklung ein Verein der edelsten Geister kämpfte, waren eben dieselben Ideen, für welche spätere Generationen stets von neuem die Waffen erhoben haben: die Rechte des Geistes gegenüber der Willkür und Autorität.

Was die neueste Literatur Schönstes und Größtes besitzt, ist aus diesem Kampfe hervorgegangen.

Man könnte auf den ersten Blick zu der Annahme verleitet werden, die Umgestaltung, welche durch jene epochemachenden Begebenheiten hervorgerufen ward, sei vor Allem in dem stofflichen Gehalt der Literatur zu suchen. Wie tief sie aber die gesammte Geistescultur der Nation ergriffen haben, wird man erst recht inne, wenn man die Ausbildung der Sprache und überhaupt der Formen, unter denen die Erzeugnisse der Literatur erscheinen, einer näheren Betrachtung unterwirft. Die Sprache, die nur das äußere Organ des Geistes zu sein scheint, gestaltet sich nach Bildungsgesetzen, die das Wirken und Schaffen des Geistes in ihrem innersten Organismus beurkunden. Jede neue Hauptepoche der Literatur bringt daher auch eine neue Sprachbildung. Lange mag ein erschlafftes Zeitalter sich mit den alten abgegriffenen Münzen des Sprachschatzes begnügen; aber das von neuer Ideenfülle durchglühte Geschlecht schmelzt das Metall um und prägt es von neuem.

Aus der asiatischen Heimat, von den westlichen Abhängen der Gebirge Hochasiens, brachten die Germanen eine Sprache mit, deren Züge noch jetzt die gemeinsame Mutter verrathen, nicht eine rohe, sondern eine geschmeidige und wohlorganisirte. Haben wir auch nur schwache Spuren von der ältesten Beschaffenheit unserer Sprache, so dürfen wir doch dem Schluß, den einer der ausgezeichnetsten Forscher aus dem spätern Verlauf ihrer Gestaltung und Umwandlung zieht, nicht mißtrauen: die Sprache, wie sie die deutschen Völker im ersten Jahrhundert redeten, werde selbst die gothische, die älteste Mundart, welche uns durch Schriftdenkmäler überliefert ist, an reineren Formen übertroffen haben.

Kurz und schlagend — dafür haben wir hinreichende Zeugnisse — war der Ausdruck in den ältesten Volksgesängen; diesem entsprechend die Bindung der Worte durch die Alliteration, den Gleichklang der Anfangsbuchstaben der starkbetonten Wörter („Liedstäbe").

Als Probe diene eine in die moderne Sprache übersetzte Stelle eines angelsächsischen Liedes:

Deß freut sich der schlanke
Wolf im Walde; auch der wolkendüstre Rabe,
Der leichengierige Vogel; lustig beide
Schauten den Heerzug, der schaffen sollte
Gefallne in Fülle; ihnen flog eilig nach
Der aasgierige Adler.

Unstreitig bildete sich die Alliteration schon durch die Rechtsformeln, Gebete, Zaubersprüche u. dgl. vor. Unzählige derartige alliterirende Formeln finden wir in den altdeutschen Rechtsbüchern; einige Ausdrücke der Art haben wir noch bewahrt; z. B. Haus und Hof, Wittwen und Waisen, Schutz und Schirm, selbst in Ausdrücken des gemeinen Lebens, wie Mann und Maus, Kind und Kegel. In weiterer Zusammenfügung ging diese Form auf das erzählende Lied über, das ebenfalls die Wiederholung gewisser Wendungen liebt. Sie giebt dem epischen Vortrag einen schrittähnlichen Rhythmus, indem sie eine Menge starkbetonter, hervorgehobener Wörter verlangt; daher das Gedrängte, die schlagende Kürze der alliterirenden Gedichte, die stets durch kühne Wendungen und rasche Uebergänge der Hauptsache zueilen und die Nebenumstände nur aus kurzen Andeutungen errathen lassen, indem sie kein Ausmalen, kein Verweilen gestatten.

Diese ältesten Formen eigneten sich nicht in gleichem Maße zu der christlich-romanischen Bildung. Sie strebte dahin, den Geist von der sinnlichen Welt abzuziehen und für die Empfindung, die Contemplation eines übersinnlichen Jenseits zu gewinnen. Daher verlor die Sprache, je mehr die Welt der subjectiven Empfindung erschlossen ward, ihre sinnliche Schärfe und Bestimmtheit: ihre Formen wurden weicher, die Alliteration ward unbrauchbar und überdies noch den christlichen Dichtern verhaßt, weil sie in den heidnischen Liedern herrschte, welche sie zu verdrängen bemüht waren. Es war mithin eine innere Nothwendigkeit, wodurch die christlichen Dichter auf den bereits in lateinischen Kirchenhymnen üblich gewordenen Endreim hingedrängt wurden, mochte auch der Uebergang nur allmählich geschehen. Erst als die Dichtung mit Endreimen sich ausgebildet hatte, war an die Stellung der gedrängten, abgerisse-

nen Darstellung die gemüthlich verweilende, ausmalende Schilderung getreten, welche der subjectiven Gemüthswelt religiöser Beschaulichkeit entsprach.

Am auffallendsten erscheint die Sprachumwälzung, welche im zwölften Jahrhundert aus dem Althochdeutschen in das Mittelhochdeutsche hinüberführte, eine Sprachbildung, wie sie nur aus einem von den sanftesten Empfindungen und heitersten Phantasieen erfüllten Gemüthsleben emporwachsen konnte. Der Reim gewann hier die ausgedehnteste Herrschaft, weil die Musik des Herzens nach entsprechenden Tönen verlangte.

Daß endlich die Reformation unsere Sprache nicht bloß geregelt, sondern mit einem neuen Geiste durchhaucht und gekräftigt hat, das hat wohl am schönsten der schon oben erwähnte Sprachforscher ausgesprochen, wenn er von der neuhochdeutschen Sprachbildung sagt: „Man darf das Neuhochdeutsche in der That als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen Freiheit athmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte.“ Die hier angedeutete Sprachschöpfung, die Luther begann, vollendete sich erst, als Klopstock und Lessing in dessen Fußtapfen traten; denn

> Lang' schlich sie dahin, lang' schleppte sie noch nachahmende Fessel und seufzte,
> Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflüglung,
> Und das Maß herstellt und die Sprache beseelt und befreit von der gallischen Knechtschaft.
> (A. v Platen).

Einem ähnlichen Wechsel, wie die Sprache, sind auch die Formen der Darstellung unterworfen, in denen das Ideenleben eines Zeitalters zu einem entsprechenden poetischen Ausdruck gelangt. Die epische Gattung ist der Anfang aller Poesie; sie ist des Volkes älteste Sprache und daher der einfachste Ausdruck, welcher von dem Gegensatz einer Prosa, die durch poetische Darstellung zu überflügeln wäre, noch nichts weiß. Das echte Epos findet sich nicht bei allen

Völkern, nicht bei denen, welche die Ueberlieferungen der Urzeit in Folge einer aus der Fremde hereingebrachten übermächtigen Cultur verloren haben; denn die Keime des nationalen Epos liegen in dem dunkeln Schooße uralter Sage, welche von Geschlecht zu Geschlecht fortwächst. Ist diese Sagenwelt nicht mehr im Volksbewußtsein lebendig, so sind alle späteren epischen Dichtungen nur Reproductionen des Vorhandenen, welche den Verlust an epischem Reiz durch anderweitigen poetischen Glanz zu ersetzen suchen.

Wenn der Mensch sich von den sinnlichen Erscheinungen in die innere Gemüthswelt zurückzuziehen anfängt, wenn die Subjectivität sich den Objecten gegenüber geltend macht, so entsteht die lyrische Poesie, das Product einer späteren Culturstufe. Das Epos kann sich jedoch eine Zeitlang noch im Bunde mit der Lyrik behaupten, indem der Dichter die Begebenheiten durch subjective Auffassung näher zu sich heranzieht und seine Persönlichkeit in die Erzählung einmischt. Dadurch ist der Unterschied bezeichnet, welcher das wahre Nationalepos, wie wir es z. B. in dem Nibelungenliede kennen lernen, von dem romantischen Epos oder dem Rittergedicht der Sänger aus dem Zeitalter der Kreuzzüge trennt. Darin ist indeß noch dies jüngere romantische Epos von den modernen epischen Versuchen verschieden, daß der Dichter mit seinem Stoffe Eins ist; der Glaube an das Ueberlieferte tritt vermittelnd ein und verschmilzt Episches und Lyrisches zu schöner Harmonie. Mit dem Zweifel erstirbt das wahre Epos; selbst die Kunst eines Ariost und Tasso vermag nicht ihn zu überwinden, und einem Klopstock bleibt trotz der enthusiastischen Hingebung an seinen Gegenstand nichts übrig, als aus dem epischen Stoff in die Region der Hymnen und Elegieen zu flüchten.

Muß somit die neuere Poesie im Epos den Wettkampf mit der alten Zeit aufgeben, so hat sie dagegen eine nicht minder werthvolle Frucht ihrer reiferen geistigen Durchbildung aufzuweisen, das Drama. Das Drama, als der Gipfel der poetischen Kunst, ist das Ziel, zu welchem die Dichtung der cultivirtesten Nationen hinstrebt; es ist der Stamm, an welchen sich unsere moderne Poesie

wie Zweige und Blätter anlehnt. Romanzen und Balladen sind uns von der epischen Gattung übrig geblieben, weil sie dramatisch sind. Dramatisch ist selbst unsere Lyrik, wie die des Mittelalters episch ist. Erst das Zeitalter der Reformation konnte das wahre Drama hervorrufen: der Gedanke ringt zur Freiheit empor, er fühlt sich im Kampf und strebt nach Versöhnung. Wie der Geist des Protestantismus Freiheit ist, so ist auch Freiheit die Seele des Drama's.

Erste Abtheilung.

Die ältere deutsche Poesie, vornehmlich in dem Zeitalter der Kreuzzüge.

I. Aelteste Sage und Volksdichtung.

Wenn wir unter dem Worte „Literatur" nur die auf uns gekommenen schriftlichen Sprachdenkmale verstehen, so würden wir den Beginn unserer Nationalliteratur erst da setzen, wo das Christenthum und mit ihm die griechisch-römische Bildung Eingang fand. Fassen wir sie aber in einem weiteren Sinne auf, als die Gesammtheit der in der Sprache niedergelegten Geisteserzeugnisse, so treten wir in eine Vorhalle der Literatur, welche in die Vorzeit weit hinaufreicht. Wie in der griechischen Urzeit epische Gesänge von Mund zu Mund gingen, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzten, lange bevor die Homerischen Gesänge durch die Schrift feste Gestalt gewannen, so gab es auch bei den alten germanischen Völkern Jahrhunderte hindurch eine ungeschriebene, gerade deßhalb um so lebendigere Poesie.

Die Cultur der Germanen war in der vorchristlichen Zeit keineswegs so roh, wie noch im vorigen Jahrhundert die meisten deutschen Gelehrten sich einbildeten. Adelung (und viele Andere mit ihm) ist noch der Meinung, man suche bei ihnen den Menschen in dem Menschen eben so vergebens, als hesperische Gärten in den Sümpfen des hercynischen Waldes, und näher ständen sie den Thieren, als den veredelten Menschen, wozu denn die beruhigende Bemerkung gemacht wird, sie seien zu Cäsar's Zeit wohl keine Menschenfresser mehr gewesen. In unserer Zeit haben wir anders über unsere edlen

Vorfahren urtheilen gelernt. Es ist von ihnen nicht bloß die Heldenkraft zu rühmen, welche den Kelten und Finnen, die vor ihnen den nachmals germanischen Boden innehatten, die neuen Wohnsitze abgewann: sie sind vor Allem groß durch hochherzige Sitte und sinnvolles Recht; erfüllt war ihr Inneres von Ahnung des Göttlichen, vom Glauben an eine Unsterblichkeit, und selbst die Hülle des heidnischen Cultus birgt großartige Vorstellungen von höheren Wesen. Sie fielen nicht vor rohen Götzenbildern nieder, sondern fühlten die Nähe der Gottheit in heiligen Hainen, auf geweihten Bergen, an geheiligten Seen. Ein sinniges Naturgefühl, das im Geriesel der Quellen, im Brausen des Sturms, im Rauschen der Wälder ein Höheres und Göttliches empfand, stieg aus der Tiefe des Gemüths empor. Nur ein Volk, das mit der Kraft die Zartheit der Empfindung verband, vermochte neben der Heldenstärke, die es auch seinen Göttern lieh, zugleich die stille Größe der weiblichen Seele anzuerkennen, wovon die ältesten Sagen eben so rührende, als anmuthige Züge uns vorführen.

Diese Grundsätze der Sitte und des öffentlichen Rechts, religiöse Formeln, sowie Thaten der Götter und Helden in treuem Andenken zu bewahren, das war es, wovon kein edler freier Germane sich ausschloß, das war die Bildung jener Zeit. Gebete, Zaubersprüche, Rechtsformeln, kurze Erzählungen von den Thaten der Götter und Helden sind demnach die ältesten Weisen deutscher Poesie. Einige heidnische Zauber- oder Wunschsprüche aus uralter Zeit sind durch einen glücklichen Zufall auf uns gekommen, der eine an die das Schicksal der Schlachten lenkenden Jungfrauen zur Lösung der Fesseln eines in Gefangenschaft gerathenen Kriegers, der andere eine Besprechungsformel gegen die Fußverrenkung eines Pferdes, beide insofern mit einem epischen Ansatz, als die Erwähnung eines früheren ähnlichen Falles vorausgeschickt wird, woran der Wunsch sich knüpft, daß in dem vorliegenden ein Gleiches geschehen möge.

Auf das frühe Dasein erzählender Lieder läßt sich aus zahlreichen Andeutungen der späteren Poesie schließen. Auch erwähnen die römischen Schriftsteller deren ausdrücklich. Tacitus berichtet, daß die Germanen ihre Götter in Liedern feierten, und daß Armin von ihnen

in Liedern besungen worden sei. Man sang am häufigsten vor der Schlacht oder beim festlichen Mahle, jedoch nicht Schlacht- oder Trinklieder in unserm Sinne, sondern alte Lieder von den Göttern und Helden. Von den Gothen wird erzählt, daß sie die Thaten der Väter zum Klange der Zither sangen. Sie hatten Lieder von ihren Zügen nach Skandinavien und ihrer sieggekrönten Wanderung herab in die Länder am schwarzen Meer. Ein solches war auch der Gesang, unter welchem die Gothen ihren gefallenen König Theoderich aus der blutigen Schlacht bei Chalons trugen; aber es ist verklungen gleich dem Liede, das sie an Alarich's Grabe sangen, da sie die Leiche des jugendlichen Helden in das Bett des Busento gesenkt hatten.

Obgleich die Deutschen in der vorchristlichen Zeit mit der Buchstabenschrift nicht ganz unbekannt waren, sondern Runen hatten, die zum Theil in das gothische Alphabet übergegangen sind, so sind sie doch schwerlich zur Aufzeichnung größerer Gedichte gebraucht worden. Diese pflanzten sich durch das Gedächtniß fort. Wie groß die Gedächtnißkraft im Jugendalter der Völker ist, davon giebt die Geschichte der Poesie viele schlagende Beispiele. Man braucht nicht bloß an Homer's Gesänge zu erinnern; auch noch auf unsere Zeit haben sich in Servien und Finnland epische Gesänge im getreuen Gedächtniß des Volks, besonders alter blinder Männer fortgepflanzt, von einem solchen Umfange, daß z. B. das vor kurzem aus dem Gedächtniß des Volks gesammelte finnische Epos auf nahe an 13,000 Zeilen beläuft.

Man hatte in Germanien keine Barden, wie bei den keltischen Völkern, keine gelernte Sängerkunst. Der Gesang war Gemeingut des Volkes; es sang, wer sich dazu befähigt fühlte, was indeß nicht ausschließt, daß es auch manche Sänger gab, die aus ihrer Kunst ein Gewerbe machten. Ein solcher wird z. B. in dem anglischen Beowulfsliede eingeführt, dessen Stoff sehr alt ist, wenn auch seine Aufzeichnung erst ins siebente Jahrhundert fällt. Als Beowulf, der Fürst der Angeln, siegreich vom Kampfe zurückgekehrt ist, wird ein Siegesfest gefeiert, Rosse und Waffen werden den Gefährten geschenkt, und beim fröhlichen Mahle singt des Königs

Sänger zur Harfe von den siegreichen Kämpfen gegen die Friesen; aber als dem Vater der Sohn erschlagen ist, da fehlt in den Hallen Harfenklang und Gesang.

Wenn bemerkt wurde, daß die Sage sich im Gedächtniß des Volkes erhalte und in Liedern sich fortpflanze, so ist damit nur der Kern der Sage gemeint. Woher ihr Ursprung, ihr erster Keim, das entzieht sich allem menschlichen Scharfsinn, und wenn einige Alterthumsforscher geneigt sind, den Hauptthelden unsers National-epos, den Drachentödter Siegfried, aus der asiatischen Urheimat der Germanen herüberzuholen, so räumen sie damit nur ein, daß alle Sage weiter und weiter in die Urzeit hinaufweist, und keiner den Punct zu finden weiß, wo die erste Schneeflocke sich löste, welche, zur Lawine herangewachsen, ins Thal herniederrollte. So lange das Volksleben jung und frisch, so lange es wahrhaft episch ist, setzt die Sage fort und fort neuen Stoff an, verschmelzt Altes und Neues, und gestaltet es nach der Weltanschauung einer anderen Zeit um.

Für die Deutschen begann eine völlige Umgestaltung ihrer Verhältnisse mit der großen Völkerwanderung, auf der sie in die römischen Provinzen vorwärtsgedrängt wurden. Damit eröffnete sich eine größere Bühne weltgeschichtlicher Ereignisse und Heldenthaten; rasch erhoben sich mächtige Reiche. Ein solches war kurz vor dem Einbruch der Hunnen im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Ostgothenreich in den Ebenen des Dnieper und der Wolga, und dessen Gründer Ermanarich, von den Geschichtschreibern mit Alexander dem Großen verglichen, ward in vielen Heldenliedern besungen. Im Laufe eines Jahrhunderts, nach dem ersten erschütternden Einfall der Hunnenschwärme, ging das Römerreich des Westens zu Trümmern, und überall pflanzten deutsche Heldenkönige das Siegesbanner auf. Theoderich der Große, in der Volkssage Dietrich von Bern, d. i. Verona, genannt, gründete 490 das ostgothische Reich in Italien, und als dies nach kurzem Bestehen zusammengebrochen war, führte Alboin seine Longobarden unter gleichen Kriegsthaten in die Ebenen von Oberitalien. Jahrhunderte hindurch ward gesungen von Dietrich von Bern, und eine Menge uns überlieferter Dichtungen bewahrt seinen Namen. Auch

Alboins Heldenruhm und Schicksal ward in Liedern besungen; davon ist kein Nachklang der Dichtung uns geblieben, nur auf die Erzählungen der longobardischen Geschichtsbücher ist noch ein Hauch der Sagenpoesie übergegangen. Gerade diese longobardischen Sagen können zum Beweise dienen, daß der ritterliche Geist, der späterhin das gesammte Abendland durchdrang, schon den alten germanischen Stämmen eigen war und, wenn er auch im Zeitalter der Kreuzzüge bei den romanischen Nationen glänzender, als in Deutschland, hervortritt, doch durchaus eine Blüthe deutscher Nationalität genannt werden muß. Unstreitig war folgende Erzählung von einer Jugendthat Alboins der Inhalt eines epischen Gesanges.

Alboin hat in der Schlacht den Sohn des Gepidenkönigs Turisund getödtet. Die Longobarden empfangen den jungen Helden mit Jubel und bitten seinen Vater, König Audoin, ihn am Siegesfeste Theil nehmen zu lassen. „Ihr vergeßt," erwidert der König, „daß nach der Sitte der Vorfahren der Sohn nicht mit dem Könige an Einem Tische sitzen kann, ehe er nicht seine Waffen aus der Hand eines fremden Königs erhalten hat." Alboin begiebt sich darauf mit vierzig auserwählten Begleitern an den Hof Turisunds, der den Mörder seines Sohnes nach dem heiligen Recht der Gastfreundschaft empfängt und bewirthet. Kein Wort des Hasses entfährt ihm; nur als Alboin sich beim Mahle auf dem Platze des erschlagenen Sohnes niedersetzt, entfährt dem Vater der Seufzer: wie theuer ist dieser Platz! Da ergreift es die anwesenden Gepiden; sie legen die Hand an die Schwerter. Aber der König schützt das Leben seines Gastes, bekleidet ihn mit dem Waffenschmuck als Gastgeschenk und entläßt ihn ungekränkt, indem er der Feldschlacht die Blutrache überläßt. — Grauenvoller tritt uns Alboin beim Festmahl zu Verona entgegen, wie er, nachdem viele Becher im Kreise herumgegangen sind, endlich den kostbarsten von allen, der aus dem Schädel des erschlagenen Gepidenkönigs geformt ist, herbeitragen und seine Gemahlin, die Tochter des im letzten Entscheidungskampfe gefallenen Cunimund, zu sich bescheiden läßt, höhnend ihr entgegenrufend, sie solle sich's mit ihrem Vater beim Weine gefallen lassen. Das war der Augenblick, wo die Hand der rächenden Nemesis über den Ueber-

müthigen kam und Rosamunde sich blutige Vergeltung gelobte, die ein Diener aus ihrem Gefolge an dem schlafenden Könige vollstreckte: das sind Züge altgermanischen Geistes, die uns noch im Nibelungenliede wiederkehren. Aehnliche Beispiele altdeutscher Sage voll großartiger Züge kräftigen Heldenlebens bewahrt uns die nordische Edda, deren Ursprung weit in die heidnische Zeit hinaufreicht.

Wenige dieser Sagen sind in ihrer ältesten dichterischen Fassung auf uns gekommen; es lag in dem Wesen solcher Lieder entweder schnell unterzugehen oder sich vielfach zu verwandeln, so daß wir die größeren Sagenkreise von Siegfried, von Dietrich und einige andere nur in der verjüngten Form kennen, welche das dreizehnte Jahrhundert ihnen gab. Als Ganzes besitzen wir aus der ältesten Zeit nur das Gedicht von den Thaten Beowulfs, des Königs der Angeln, vor ihrer Uebersiedelung nach Britannien, und zwar in einer angelsächsischen Aufzeichnung; da diese Mundart noch ein Theil des deutschen Sprachgebiets ist, so haben wir es als das älteste geschriebene deutsche Epos anzusehen. Eine kürzere Probe der ältesten epischen Poesie ist das Hildebrandslied. Die Erhaltung dieses, für die Beurtheilung der epischen Volksdichtung überaus schätzbaren Bruchstücks verdanken wir zwei Mönchen des Klosters Fulda, welche die heidnische Erzählung, die ihnen aus ihrem früheren weltlichen Leben im Gedächtniß geblieben sein mochte, auf das erste und letzte Blatt einer Pergamenthandschrift des Sirach schrieben. Es schildert das Lied eine Begebenheit aus dem reichhaltigen Sagenkreise, der sich an den Ostgothenkönig Dietrich von Bern anlehnt. Der Geschichte entgegen läßt ihn die Sage landesflüchtig werden; dreißig Jahre lang verweilt er an dem Hofe des Hunnenkönigs Attila (Etzel in der Sage). Endlich kann er in sein Reich heimkehren, begleitet von seinem treuen Erzieher und Waffengefährten Hildebrand, welcher einst beim Wegzug aus dem Vaterlande ein junges Weib und einen noch unmündigen Sohn zurückgelassen hat. Dieser ist Hadubrand, der, selbst nun zum kampfgeübten Helden herangewachsen, sich mit seinen Mannen dem Vater, den er nicht kennt, entgegenstellt. Wir geben das Lied in wortgetreuer Uebersetzung (Feußner), worin die alliterirende Form beibehalten ist.

Durch Sag' im Volk erfuhr ich, daß heraus sich forderten
einzig die zwei Männer zu einzlem Meßgefechte,
Hildebrand und Hadubrand inmitten zweier Heere
der Sohn= und Vatermannen. Sie setzten in Fassung ihre Wehr,
in Stand die Streitgewande, schnallten ihre Schwerter an,
die Tapfern, über die Ringe, da sie zum Treffen ritten.

Hildebrand erhob das Wort, — er war der höher bejahrte Mann,
im Geiste vorbedächt'ger —: er begann zu fragen
mit kurzgefaßten Worten, wer sein Vater wäre
der Männer in dem Volke: gieb Meldung deiner Vordern mir,
versetzt' er, welches Stammes oder welches Geschlechts du seist.
Wenn du mir Einen sagest, weiß die Andern ich mir;
Kind, im Königreiche ist kund mir das gesammte Volk.

Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
dieses haben mir gesagt so vorzeiten Leute,
alte und erfahr'ne, die ehe fuhren hinnen,
daß Hildebrand mein Vater hieß, ich heiße Hadubrand.
Vormals er nach Osten ging, floh vor Otachers (Odoakers) Haß
von dannen mit Theotrich und seiner Tapfern vielen.
Er ließ dahier im Lande verlassen sitzen
eine Gattin in der Wohnung, einen Knaben unerwachsen;
ohne Herrschaftserben hinterließ sein Volk er.
Späterhin ward Theotrich betroffen vom Verluste
weiland meines Vaters. Das war ein Mann so freundgetrennt;

er war auf Odoaker unversöhnlich aufgebracht,
der trefflichste der Tapfern, bis den Theotrich dessen Verlust traf.
Er war an Volkes Spitze stets, ihm war Gefecht stets allzulieb,
bekannt ob seiner Kühnheit war er kühnen Männern;
nicht wähn' ich noch am Leben ihn, der war mein lieber Vater,
Hildebrand den Heldengreis, Heribrands Erzeugten.

Weißt du — bei Gott, rief Hildebrand, dem Großen im Himmel oben —,
daß du niemals schon zuvor einen Strauß ausfochtest
mit so eng versipptem Mann, als ich selber es dir bin.
— Er wand da vom Arme gewund'ne Armringe,
aus Kaisergoldstücken gemacht, wie sie ihm der König gab,
der Hunnen Hochgebieter — „so daß ich's aus Huld dir nun gebe."

Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter;
mittelst des Geres soll ein Mann Gaben empfahen
Eisen gegen Eisen. Du bist, alter Hunne, dir

allzu sehr auf List bedacht,
lockest mich mit deinen
Worten, dieweil du willst
mit deinem Speer mich werfen;
bist ein ebenso alter Mann,
als du Arglist übtest lebenslang.
Das haben mir gesagt
Seefahrer, segelnd
westwärts über das Weltmeer:
daß weggerafft ihn Krieg hat;
todt ist Hildebrand,
Heribrands Erzeugter.

Hildebrand erhob das Wort:
wohl seh' ich an deiner Heldenwehr,
daß daheim du habest
einen guten Herrscher,
daß noch bei diesem Fürsten nicht
als Flüchtling du die Fremde sahst.
Doch weh! allwaltender Gott,
rief Hildebrand, das Wehe naht!
Ich wanderte der Sommer
und Winter sechzig im Elend.
Wo man mich immer schaarte
in das Volk der Schießenden.
Gleichwohl hat vor keiner Stadt
den Streich des Tods man mir versetzt.
Nun soll mich mein leiblich Kind
erlegen mit dem Schwerte,
zerschmettern mit seiner Streitaxt,
oder ich ihm Schlächter sein!
Dennoch magst du ohne Müh',
wenn dir deine Mannheit taugt,
an so würdig-altem Mann
nun Waffenpreis gewinnen,
Rüstungsraub erringen,
wenn du da einig Recht hast.
Der müßte der feigste Mann doch sein
des Morgenlands, rief Hildebrand,
der dir nun Streits sich sträubte,
da deß so stark dich lüstet!
Kampf mit gleichen Waffen
erkiese die Begegnung,
wer des Wehrgeschmeides heut
verwaist ausgehen müsse,
oder der Brustpanzer hier
beider sich bemächt'gen.

Da ließen sie's zuvörderst
mit Lanzen drein schmettern
in scharfem Sturmesanbraus,
daß es in Schilden starrte;
dann sprengten sie zusammen,
trafen zerstäubend den Steinbesatz,
hieben herben Streiches
hellweiße Schilde,
bis ihnen ihre Linden
leck in Stücke fielen
zerschellt von Schwertstreichen.
. . . .

Hier bricht die Handschrift ab. Doch vermögen wir den Schluß aus einem jüngeren Hildebrandsliede zu ergänzen, wofern nicht die Sage in der späteren Auffassung eine Veränderung erlitten hat: der Vater besiegt den Sohn; der Kampf hat ihre Liebe neubefestigt; sie haben sich erkannt. Zusammen kehren sie zurück zu der einsamen Gattin und Mutter. Sicherlich sind mit der Beschreibung des Kampfes und der Versöhnung gerade die schönsten Stellen des Gedichts verloren gegangen. Nach diesem trefflichen Ueberreste der ältesten Volksdichtung mögen wir einigermaßen beurtheilen, wie die Sammlung von epischen Liedern beschaffen war, welche Karl der Große veran-

stalten ließ, eine Sammlung, deren Verlust sehr zu beklagen ist, indem sie für die Geschichte unserer Poesie von ungleich größerem Werthe sein würde, als es für die nordische Poesie die Edda ist.

II. Geistliche Dichtung bis zum zwölften Jahrhundert.

Zu derselben Zeit, als der Strom der Wanderungen sich von Norden nach Süden wälzte, zog ihm die neue Lehre des Christenthums entgegen, welche, nachdem sie die Götter des Römerreichs gestürzt hatte, ausersehen war, die gewaltigen Besieger der Römer sich zu unterwerfen und im Bunde mit reinerer germanischer Sitte die europäische Menschheit zu verjüngen. Erst um 300 nach Chr. Geb. kam die christliche Lehre zu den Germanen an den römischen Grenzen. Die Gothen empfingen sie, wie ein griechischer Schriftsteller es schön bezeichnet, in kindlicher Einfalt, und die Verfolgung des christlichen Bekenntnisses von Seiten der gothischen Könige trug nur zu dessen rascherer Verbreitung bei. Um 400 bekannte sich das gesammte Volk der Gothen zum Christenthum; bald folgten die Vandalen, Gepiden und Longobarden, nach 500 die Franken; aber erst im achten Jahrhundert wurden die Völker des innern Deutschlands bekehrt. Den Sachsen und Friesen brachte Karl der Große das Christenthum auf der Spitze des Schwertes, und der Eroberer erhält Verzeihung, mit dessen Siegen die Cultur ihren Einzug hält.

Mochten auch manchmal äußere Zwangsmittel dem Christenthume zur Herrschaft verhelfen, vor Allem war jedoch die ihm inwohnende geistige Macht das wirksamste Bekehrungsmittel. Daher suchten die Geistlichen das Volk mit der Bibel, bald durch Uebersetzungen, bald durch Umschreibungen und Erklärungen bekannt zu machen, und hieraus erwuchs eine der heidnischen Sage und Dichtung entgegentretende geistliche Poesie. Diese Literatur breitet sich über den Raum von vielen Jahrhunderten aus, so lange die Geistlichen die alleinigen Inhaber der Schreibekunst und der höheren geistigen Bildung überhaupt blieben. Sie hat einen unschätzbaren

Werth für die Erforschung der ältesten deutschen Dialekte, indem sie fast allein die Urkunden darbietet, aus denen wir die gothische, angelsächsische, althochdeutsche und altniederdeutsche oder sächsische Mundart kennen lernen. Ein großer Theil gehört der Prosaliteratur an, und in den Dichtwerken ist der poetische Werth nur ausnahmsweise hoch anzuschlagen. Für unsern Zweck genügt daher ein kurzer Ueberblick.

An der Spitze der deutschen Schriftdenkmale steht, wie eine stolze und ehrwürdige Ruine, die Bibelübersetzung des Ulfila, fast das einzige Ueberbleibsel des herrlich ausgebildeten gothischen Dialekts. Wegen ihrer sprachschöpferischen Bedeutung verdient sie daher in der Geschichte der deutschen Poesie in gleichem Sinne eine Stelle, wie die Bibel Luther's. Vielleicht stammte Ulfila von den zu den Gothen über das schwarze Meer geführten griechischen Gefangenen, denen die erste Verbreitung des Christenthums bei dem gothischen Volke ausdrücklich zugeschrieben wird; seine gründliche Kenntniß der griechischen Sprache, in der er gleich wie in gothischer Sprache schrieb und predigte, würde sich daraus erklären. Dreißig Jahre alt, ward er im J. 348 von den im Norden der untern Donau wohnenden gothischen Christen zum Bischof gewählt, ging dann sieben Jahr später, um einer vom Gothenkönig über die Christen verhängten Verfolgung zu entgehen, mit einer Schaar seiner Landsleute, denen Kaiser Constantius Wohnsitze überließ, über die Donau und lebte unter seinen Gemeinden hochgeehrt und in segensreicher Wirksamkeit. Auf einer Reise an den kaiserlichen Hof zu Constantinopel starb er daselbst 388 in seinem siebenzigsten Jahre.

Seine Bibelübersetzung ist keine sklavische Uebertragung des Urtextes, sondern bewahrt den Geist der deutschen Sprache. Er ward in solchem Grade für sie der Schöpfer und Bildner, daß durch ihn erst die gothische Schrift mit Hülfe griechischer und römischer Zeichen vervollständigt und festgestellt ward, wenn man auch zugeben muß, daß schon vor ihm Gothisch geschrieben worden ist. Die berühmte silberne Handschrift hat uns den größten Theil der Evangelien aufbewahrt, andere Handschriften enthalten einen ansehnlichen Theil der Episteln. Unbedeutend sind die auf uns gekommenen Bruchstücke der

Uebersetzung des alten Testaments, das er vielleicht nicht einmal vollständig übertragen hat. Als Sprachprobe diene die Uebersetzung des Vaterunsers (Matth. VI. 9 ff.):

Atta unsar thu in himinam. veihnai namo thein. quimai thiudinassus theins. vairthai vilja theins sve in himina jah ana airthai. hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. jah aflet uns thatei skulans sijaima. svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim. jah ni briggais uns in fraistubnjai. ak lausei uns af thamma ubilin. unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. amen.

In wörtlicher Uebertragung.

Vater unser, du in Himmeln, geweihet werde Name dein; komme Herrschaft dein; werde (geschehe) wille dein, wie in Himmel auch auf Erden. Brod unseres dieses fortwährende gieb uns [an] diesem Tage, und ablasse uns das (das was) schuldige [wir] seien, sowie auch wir ablassen denen schuldigen unseren; und nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns ab (von) diesem Uebel; denn dein ist Reich und Macht und Glanz in Ewigkeiten. Amen.

Ungeachtet des vortrefflichen innern Baus widerstand die gothische Sprache dennoch nicht der Uebermacht der verfeinertern römischen, als die Gothen in Italien und Spanien sich niedergelassen hatten. Sogar ihre Münzen tragen lateinische Inschriften. Dasselbe Schicksal hatte die Sprache der nach Süden ziehenden Vandalen und Longobarden, von der uns kein Denkmal übriggeblieben ist. Nur in Britannien vermochte das Römische dem eindringenden Germanenthum nicht Widerstand zu leisten, weil es dort nicht so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, wie in den Provinzen des Südens. Auch als um 600 das Christenthum zu den dortigen Sachsen und Angeln gebracht ward, verdankte man es der größern Entfernung von Rom und der schwächern Abhängigkeit vom römischen Stuhl, daß die Muttersprache in kirchlichem Gebrauche blieb und nicht, wie im eigentlichen Deutschland, aus ihrem heiligsten Gebiete verdrängt ward. Selbst die Messe wurde nie ganz lateinisch gelesen. Zahlreich sind die Schriften der Geistlichen in der sächsischen Sprache Britanniens. Mehrere Umschreibungen biblischer Bücher und Legenden haben einen selbstständigen *poetischen Werth*. Die Bildung der angelsächsischen Geistlichkeit blieb nicht ohne Rückwirkung auf die deutschen Stämme der

Heimat. Aus England kamen die tüchtigsten Missionare und Reformatoren der Kirche des Frankenreiches. Der Angelsachse Alcuin glänzte am Hofe Karls des Großen und verbreitete im Frankenreiche die Liebe zu gelehrten Studien. Als späterhin die Normannen die blühende angelsächsische Bildung gestört hatten, belebte der große König Alfred († 901) mitten unter den Stürmen des Krieges aufs neue durch sein eigenes Beispiel die gelehrten Bestrebungen der Geistlichkeit und wurde ihr ein Vorbild im Gebrauche der Muttersprache, die er auch zu poetischen Bearbeitungen biblischer Schriften anwandte. Dieser Zweig der deutschen Literatur — denn das ist die angelsächsische durchaus — ward erst mit der Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie vernichtet.

Die Franken, welche sich in dem nördlichen Gallien niedergelassen hatten, erhielten das Christenthum zwar bald nach 500, aber bei der Rohheit und Verwilderung, der sie unter der gräuelvollen Regierung der Merowingischen Könige überlassen waren, konnte die geistige Bildung so wenig, wie die sittliche gedeihen. Selbst die Geistlichkeit verfiel dermaßen in Unwissenheit, daß ihre Kenntnisse nicht weit über Lesen und Schreiben hinausgingen. Das Volk lernte einige halbverstandene Formeln auswendig; von religiöser Erbauung und Belehrung war nicht die Rede. Man stelle sich einmal einen Gottesdienst vor, der darin bestand, daß das Volk, auf den Knieen liegend und an die Brust schlagend, hundertmal Kyrie eleison, dann hundertmal Christe eleison und wieder hundertmal Kyrie eleison rief, und das galt für eine außerordentliche Feierlichkeit.

Erst als sich im Innern von Deutschland durch die Anstrengungen des Angelsachsen Bonifacius (Winfried) der christliche Glaube verbreitete und durch ihn zugleich auf eine Verbesserung der kirchlichen Zustände bei den Franken hingearbeitet wurde, tritt die Geistlichkeit in ein näheres Verhältniß zum Volke; einige hellere Strahlen brechen durch die Nacht der Unwissenheit; es beginnt nach der Mitte des achten Jahrhunderts eine Literatur der Geistlichen in deutscher Sprache.

Ein schöner, vielversprechender Morgen ging über den deutschen Stämmen auf, als Karl der Große sich der Bildung der ihm unter-

gebenen Völker mit jener Energie annahm, die ihn bei all seinen Unternehmungen auszeichnete. Darin eben besteht seine Größe, daß er über dem Lärm der Waffen die Künste des Friedens nicht vergaß, daß er, der in seiner Jugend nur zu den kriegerischen Eigenschaften eines Fürsten angeleitet worden war, dennoch den Werth der geistigen Bildung nach seiner ganzen Bedeutung für die Nation zu schätzen wußte. Die Sage hat ihn verherrlicht als den rastlosen Kriegsfürsten, als Kämpfer gegen die Ungläubigen und ihn mit einer Schaar von Helden (Paladinen) umgeben, unter denen Roland den reichsten Strahlenkranz der Poesie auf sein Haupt gesammelt hat. Die Geschichte preist Karl als den weisen Ordner und Lenker der Geschicke dreier Länder, wodurch er berechtigt ward, die im Gedächtniß der Völker noch unvergessene römische Kaiserkrone als die höchste Krone der Christenheit auf sein Haupt zu setzen. Zwar ist die von ihm geförderte Bildung mehr eine ausländische, als deutsche. Allein am Ende kam doch auch dies der deutschen Literatur zu Gute, die mehrmals den Umweg durch die lateinische Bildung hat nehmen müssen, um sich wieder selbstständig erheben zu lernen. Das redendste Zeugniß von Karls echtdeutscher Gesinnung ist, daß er sich, obgleich ihn seine Hofgelehrten in diesen Bestrebungen fast allein ließen, dennoch mit deutscher Sprache liebevoll beschäftigte und die Heldenlieder sammeln und auswendiglernen ließ. Den besten Beweis, was Karl gewirkt hat, liefert die Geschichte der deutschen Literatur. Unter und bald nach ihm entstand rasch eine reiche geistliche Poesie, und wir haben allen Grund, eine entsprechende Blüthe des Volksepos gleichfalls anzunehmen, wenn gleich die schriftlichen Aufzeichnungen verloren gegangen sind, eine Folge des Hasses der Geistlichkeit gegen die dem Heidenthum entstammten Sagen und Gesänge. Schon Ludwig der Fromme, Karls Sohn und Nachfolger, verbot und unterdrückte sie. Indeß ward durch den Kampf gegen den alten epischen Volksgesang die Geistlichkeit bewogen, etwas Anderes in deutscher Sprache an die Stelle zu setzen; in dieser ausdrücklich eingestandenen Absicht wurden poetische Bearbeitungen biblischer Lehren und Geschichten verfaßt. Indem diese poetische Darstellung genöthigt war, Vieles in der Erzählung und Ausdrucksweise von der epischen Volkspoesie zu entneh-

men, entstand eine Annäherung und Verschmelzung beider, die sich nicht selten selbst über die Form hinaus auf Anschauung und Inhalt erstreckt. Um diese Behauptungen anschaulich zu machen, giebt es kein passenderes Beispiel, als das im neunten Jahrhundert verfaßte Gedicht vom Untergange der Welt. Einige einleitende Bemerkungen mögen das Verständniß desselben, wie des ganzen Sachverhalts erleichtern.

Schon die heidnische Poesie der Germanen hat sich viel mit dem Weltende beschäftigt. Die Erzählung der Edda, der schon erwähnten Sammlung altnordischer Dichtungen, ist voll hochpoetischer Bilderpracht. Wenn das Weltende da ist — so berichtet sie — dann entsteht allgemeine Verfinsterung; Sonne, Mond und Sterne fallen vom Himmel, und aus der im Süden liegenden Flammenwelt brechen alle bösen Geister, die bis dahin in strengem Zwang gehalten sind, los und überziehen die Götter mit Krieg; der Regenbogen bricht zusammen unter dem heranziehenden leuchtenden Heer, das der Hüter der Flammenwelt führt. Die Götter stellen sich zum Kampfe, aber sie unterliegen. Die Muspelsöhne, d. i. Flammensöhne, stecken die Welt in Brand; sie geht in Feuer auf, und nach dem Weltbrande erhebt sich eine neue schönere Welt mit verjüngten Göttern. — Die christliche Vorstellung des Mittelalters übertrug diese phantasievolle Schilderung auf den Antichrist, dessen in der Offenbarung Johannis gedacht wird. Wenn der Antichrist erscheint — so wird uns von christlichen Dichtern mit besonderer Vorliebe erzählt — dann werden zwei Zeugen vom Himmel auf die Erde gesandt, Elias und Enoch; aber sie werden von ihm besiegt und getödtet, ihre Leichen liegen unbestattet. Nach diesem Siege erreicht die Macht des Antichrists ihre Höhe, er besteigt den Oelberg, um gen Himmel zu fahren; da erscheint der Engel Michael und spaltet ihm das Haupt.

Unser Dichter, dessen Name uns nicht bekannt ist, hat, wie er selbst sagt, von gelehrten Männern die Erzählung vom Antichrist gehört; damit verbinden sich in seiner Phantasie die heidnischen Vorstellungen vom Weltbrande, ja es finden sich mehrere Stellen der Edda fast wörtlich wieder, und so entsteht ein Gedicht, das noch stellenweise die Kraft und Erhabenheit der epischen Volkspoesie hat,

wie es denn auch das einzige auf uns gekommene hochdeutsche Gedicht ist, das noch die Alliteration anwendet. Wir lassen die wichtigsten Stellen in einer Uebersetzung folgen.

Wer in der Welt hier gewandelt hat in Sünden, der suche schleunig Vergebung bei Gottes Gnade und rette seine Seele, ehe der Tag erscheint, da er den Tod soll schauen. Denn sobald zum Scheiden sich schwingt empor die Seele und den Leib liegen läßt: so nahet eine Heerschaar von des Himmels Sternen, eine andre von der Hölle, dann heben rings sie Kampf an. In Sorge mag die Seele sein, bis die Entscheidung erfolgt, zu welcher Heerschaar sie geholet werde. Denn wenn des Satans Gesinde sie gewinnet, das leitet sie sogleich dahin, wo ihr Leid begegnet, in Feuer und in Finsterniß, ein furchtbar Loos! Wenn die sie aber holen, die vom Himmel kommen, und sie an die Engel als Eigenthum gelangt, die führen sie empor sogleich zum Paradiese. Da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finsterniß, Wohnung ohne Sorgen, wo Siechthum niemand kennt.

Wenn im Paradiese seinen Platz der Mensch erhält, Haus im Himmel, hat er Hülfe gnug. Drum ist es noth, daß er deß wohlgedenk sei, daß er den Willen Gottes gern vollbringe und sich hüte vor der Hölle Feuer, vor der Verdammniß Strafen. Der mag in Sorge sein, wer sich im Dienst der Sünde weiß. Weh, wer im Finstern soll seine Frevel sühnen, das ist ein banges Loos. Die Seele schreit zum Himmel auf, deß Hülfe nicht erscheint. Sie hegt auf Gnade Hoffnung und steht nicht mehr in der Hut Gottes in dem Himmel. Wenn dann der mächtige König zur Malstatt des Gerichts ruft, wovor der Völker jedes sich finden soll: dann darf keiner das Aufgebot versäumen; er muß zur Malstatt. Da soll er vor dem Richterstuhl zu Rechenschaft stehn, was für Werke er in der Welt vollbrachte. Das hörte ich sagen weise Männer, es sei bestimmt dem Antichrist zu streiten mit Elias. Der Wüthrich steht gewaffnet, es wird der Streit sich erheben. Elias kämpft ums ewige Heil; er ringet, den Gerechten das Reich zu bewahren; drum wird ihm helfen, der im Himmel waltet. Doch lehren der Gottesmänner viel, Elias werde getödtet. —

* * *

Sobald des Elias Blut zur Erde träufelt, da entbrennen die Berge, nicht ein Baum bleibt stehen auf der Erde, die Ströme vertrocknen, das Meer versiegt, der Himmel geht in Flammen auf, der Mond stürzt, die Menschenwelt verbrennt, kein Fels steht fest auf Erden. Der Tag der Sühne fährt ins Land, er fährt daher mit Feuer, die Völker heimzusuchen, und niemand mag dem Andern vor dem Muspill helfen [hier haben wir den heidnischen Ausdruck muspill: die Flammenwelt. Das folgende Stück lenkt dann wieder auf die christlichen Vorstellungen vom jüngsten Gericht zurück]. Wenn das himmlische Horn hallt, und der sich

erhebt, der da richten soll Todte und Lebende, dann erhebt sich mit ihm die größte der Heerschaaren, die ist so kühn, daß niemand gegen sie kämpfen kann. Dann fährt er hin zur Malstatt, die abgemarket ist, da ergeht das Gericht, von dem man immer redete. Dann fahren Engel über die Marken, wecken die Völker, weisen sie zur Gerichtsstätte. Dann soll der Mensch vom Staube erstehn und wieder seinen Leib empfahn, daß von allem seinen Recht er Rede gebe und er nach seinen Thaten gerichtet werde. Wenn zu Gericht der sitzet, der da Recht sprechen und den Lohn vertheilen wird Lebenden und Todten, dann stehet herum im Umkreis der Engel Menge, guter Menschen eine große Schaar. Dennoch vermag kein Mensch da etwas zu verbergen; da wird die Hand sagen, das Haupt sprechen, der Glieder jedes bis auf den kleinen Finger, was unter diesen Menschen für Thaten er begangen.

In Erhabenheit der Schilderung wetteifert mit diesem Gedichte die altsächsische Evangelienbearbeitung, welche um dieselbe Zeit gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts verfaßt ist; man pflegt sie mit der Aufschrift Heliand, d. i. Heiland, zu bezeichnen. Ohne viele künstliche Mittel aufzubieten, ohne Bilderschmuck gewaltsam herbeizuziehen, schildert uns der Dichter die Geschichte des Heilandes in volksmäßiger epischer Sprache, in alliterirenden Versen. Es ist eine Dichtung voll Leben und Wärme, voll inniger Hingebung an die hohe herzgewinnende Einfalt der Evangelien, dabei so wahrhaft volksthümlich, als ob der Herr als ein Völkerfürst unter seine getreuen Deutschen herniederstiege. Der Verfasser ist nicht bekannt; einige lateinische Zeilen der Handschrift sagen uns, der Dichter sei ein sächsischer Bauer gewesen, den eine Stimme im Schlafe zu dem heiligen Werke aufgefordert habe. Sicherlich war er ein Mann aus dem Volke, kein in klösterlicher Abgeschiedenheit verkommener Mönch. Der Vergleichung wegen mit dem obigen Bruchstück lassen wir eine Stelle aus einer verwandten Schilderung, der Prophezeiung Christi von der Zerstörung des Tempels und dem Weltuntergang, in erneuter Sprache folgen:

Das hat so verborgen der Herr der gute, so sehr verhehlt des Himmelreiches Vater, daß wissen nicht kann irgend ein Menschenkind, wann die berühmte Zeit kommt in dieser Welt, noch es auch in Wahrheit nicht kennen Gottes Engel, die vor ihm gegenwärtig immer sind....... Der Vater weiß es allein der heilige vom Himmel, sonst ist es verhehlt Allen, Lebendigen und Todten, wann sein Kommen sein wird. Ich

kann euch jedoch erzählen, welches Zeichen vorher sein wird wunderbar, ehe er auf diese Welt kommt an dem berühmten Tage. Das wird vorher an dem Mond offenbar und an der Sonne eben so; verdunkelt werden sie beide, mit Finsterniß werden sie umfangen. Die Sterne fallen, die klaren Himmelslichter, und die Erde erzittert, es bebt diese weite Welt. Es geschehen solcher Zeichen viele; die See ergrimmt, des Meeres Strom bewirkt Schrecken mit seinen Wogen den Erdbewohnern. Dann verdorret das Volk durch diese große Drangsal, die Menge durch die Furcht; denn nicht ist Friede irgendwo, sondern es wird mancher Krieg über alle Welt, der wilde, erhoben, und Heere führt ein Geschlecht über das andere. Es entsteht der Könige Kampf, großer Streit; es entsteht Vieler Tod, offener Krieg...... Es entsteht eine große Seuche über diese Welt alle, Menschensterbens so viel derer, die je auf dieser Welt sterben durch Krankheiten. Es liegen die siechen Menschen, fallen und sterben, und ihre Tage enden, erfüllen sich mit ihrem Leben. Es kommt eine übermäßig große Hungersnoth, eine heftige, über die Menschenkinder, des Speisemangels Uebermaß..... Sobald ihr daher diese Thaten sehen werdet auf dieser Welt, so möget ihr dann in Wahrheit einsehen, daß dann der letzte Tag den Menschen nahet.......... Wachet ihr sorgfältig: euch wird gewiß kommen der Gerichtstag der berühmte, und eures Herrn Kraft, die große Gewalt und die berühmte Zeit, das Ende dieser Welt. Daher ihr euch wahren sollt, daß er euch schlafend und im Schlummer nicht überfalle, in Sündenwerken, Sünden voll! Weltende (mutspelli) kommt in düstrer Nacht; ganz wie der Dieb einherschleicht heimlich mit seinen Thaten, so kommt der Tag den Menschen, der letzte dieser Welt........

Ungleich tiefer steht in Hinsicht auf poetischen Werth die Evangelienbearbeitung, welche einige Jahrzehente später (um 870) der fränkische Mönch Otfried in hochdeutscher Sprache verfaßte. Mit ihm verliert die geistliche Dichtung den Zusammenhang mit den alten epischen Formen, und ein ganz anderer Ton ist's, den er anschlägt. In lateinischen Dichtern, alten wie christlichen, war er mehr belesen, als in deutschen Gedichten, ja er schreibt sein „Evangelienbuch," wie die lateinische Vorrede ausdrücklich sagt, um durch dieses geistliche Gedicht den Sinn des Volks von dem Klange gemeiner und unnützer weltlicher Gesänge abzuziehen. Daher gebrauchte er auch im Gegensatz gegen die alliterirende Volkspoesie die Endreime, eine Veränderung von tiefgreifender Bedeutsamkeit. Hier tritt schon überall das Ich des Dichters hervor; er schweift von der Erzählung zu lyrischen Gesängen und erbaulichen Betrachtungen ab, wodurch der

Mönchsgelehrsamkeit ein weiter Spielraum geboten wird. Eine gewisse Gemüthlichkeit kann man immerhin seiner Erzählung zugestehen.

Daneben entstand auch noch manches Volkslied, hervorgerufen durch bedeutende Zeitereignisse. Auch an diesen haben die Geistlichen Antheil. Das bekannteste Zeugniß ist das um 881 gedichtete Ludwigslied auf den Sieg des westfränkischen Königs Ludwigs III. über die Normannen bei Saucourt. Wir lassen eine der besten Stellen des Gedichts hier folgen, damit sie zugleich als Probe der althochdeutschen Sprache, so wie des Versbaus und der beginnenden Reimform diene.

Tho nam her skild indi sper, Ellianlicho reit her, Uuold er uuar errahchon Sina uuidarsahchon.	Da nahm er Schild und Speer, Gewaltiglich ritt er, Wollte er die Wahrheit darthun Seinen Widersachern.
Tho ni uuas iz buro lang, Fand her thia northman; Gode lob sageda, — Her sihit, thes her gereda.	Da war es nicht sehr lang, Fand er die Nordmannen; Gottlob! sagte (er), — Er sieht, deß er begehrte.
Ther kuning reit kuono, Sang lioth frono, Joh alle saman sungun: „Kyrrie leison!“	Der König ritt kühn, Sang (das) Lied heilig, Ja, allesammt sangen: „Kyrie eleison!“
Sang uuas gisungan, Uuig uuas bigunnan, — Bluot skein in uuangon, Spilodun ther urankon.	Sang war gesungen, Kampf war begonnen, Blut schien in Wangen, Froh kämpften da (die) Franken.
Thar uaht thegeno gelih, Nichein soso hluduig, — Snel indi kuoni, Thaz uuas imo gekunni.	Da focht Helden gleich Keiner so wie Ludwig, Schnell und kühn, Das war ihm angestammt.
Suman thuruh skluog her, Suman thuruh stah her;	Einen durchschlug er, Einen durchstach er, ...

Her skancta ce hanton	Er schenkte zu Handen
Sinan fianton	Seinen Feinden
Bitteres lides:	Bitteres Leides!
So uue hin hio thes libes!	So weh ihnen hier des Lebens!

Mit diesem Gedichte gelangten wir zu der unheilvollen Periode der deutschen Geschichte, wo die kaum erblühende Cultur von den Einfällen der Normannen und den noch verheerenderen Raubzügen der Magyaren niedergetreten ward. An Landesvertheidigung ward während des gesetzlosen Zustandes unter dem letzten schwachen Karoling wenig gedacht. Heinrich I., dem tüchtigen Sachsenvolke entstammt, ward der Erretter und Wiederhersteller Deutschlands. Allein nun mußte mit der Bildung des Volkes wieder von vorne angefangen werden. Die Kloster- und Domschulen wurden von seinem Sohne und Nachfolger, Otto dem Großen, wieder hergestellt. Die dadurch wiedergeweckte geistige Bildung war indeß noch mehr, als in Karls des Großen Zeit, durchaus eine ausländische; die lateinische Sprache gelangte als Schriftsprache beinahe zur Alleinherrschaft. Die Volkspoesie tritt so sehr in den Hintergrund, daß höchstens noch ihre Stoffe gebraucht wurden, um für eine den römischen Mustern mühsam abgelernte lateinische Form einen epischen Inhalt zu haben. Nur deßhalb sind diese Gedichte beachtenswerth, weil sie die Brücke bilden zu der reichhaltigen deutschen Poesie späterer Jahrhunderte, welche sie wieder in deutsche Form umschmolzen. Deutsche Schriften sind in diesem Zeitraume nur Ausnahmen, z. B. die Uebersetzung und Erklärung der Psalmen von Notker, einem für deutsche Sprache überaus thätigen Mönche im Kloster St. Gallen, wo noch am meisten, gleichsam im südlichsten Winkel Deutschlands, für die Pflege der Muttersprache geschah.

An diesem Zustande der literarischen Cultur änderte die Regierung der fränkischen Kaiser (seit 1024) nichts; vielmehr gerieth während der Bürgerkriege unter Heinrich IV. die Geistlichkeit noch mehr in Verfall. Erst seit das Concordat zu Worms im Jahre 1122 den Frieden mit dem Papste und damit auch die Ruhe im Innern des Reichs einigermaßen hergestellt hatte, beginnt für Deutschland eine neue Bildungsepoche.

Wir gingen an zwei Jahrhunderten rasch vorüber, weil sie uns für die Geschichte nationaler Poesie wenig oder gar keine Ausbeute gewähren. Allein wir haben jene Zeit in Hinsicht auf Deutschlands Cultur für keine verlorene zu halten. Oft, wenn das Wort verstummt, tritt die That um so mächtiger in das Völkerleben herein, bildet neue Verhältnisse, neue Anschauungen, und plötzlich erscheint ein anderes Zeitalter, erfüllt von einer umgestalteten Ideenwelt, die langsam erst sich einen neuen Ausdruck bildet. Einen solchen Umschwung schafft nicht die Literatur durch sich selbst; sie zeigt sich hier in ihrer Abhängigkeit von dem geschichtlichen Proceß, der auf andern Gebieten des Nationallebens entschieden wird. Nur von diesem Standpuncte aus läßt sich begreifen, wie es möglich wurde, daß die deutsche Poesie nach einer dürftigen Literaturperiode ihre Flügel in dem nachfolgenden Zeitalter der Kreuzzüge so herrlich entfaltete und sich rasch zu einer Höhe emporschwang, auf der sie noch jetzt unsere Bewunderung erregt. Nicht in den lateinischen oder deutschen Gedichten, die diesem Zeitraum vorangingen, sondern vor Allem im Volke selbst haben wir die Gründe aufzusuchen, und diesmal nicht bloß in der deutschen Nation, sondern in den Culturverhältnissen des gesammten Abendlandes.

Vielfache Bewegungen waren im europäischen Völkerleben bereits den Kreuzfahrten nach dem Morgenlande vorangegangen, um den Thatendrang zu nähren und abenteuerliche Unternehmungen mit poetischem Reize auszuschmücken. Spanien war das Land des glorreichsten Waffendienstes, seitdem die Zerstückelung des vormals blühenden Kalifenreichs die Christen ermuthigte, das Joch der maurischen Herrschaft abzuschütteln, und ein Landesgebiet nach dem andern in stets wiederholten einzelnen Kriegen den Mauren abgewonnen ward. Die Ritterschaft, längst ein bevorrechteter Stand in den Gefolgschaften der Fürsten, umgab sich mit dem poetisch-religiösen Schimmer, der eine sittlich-ideale Weihe in sich schloß. Da im Mittelalter alles Geistige nach äußerem Ceremoniell strebte, so bildete sich jene Etikette, die als Standeszeichen den Ritter von der ungeweihten Menge schied, eine conventionelle Sitte, doch in allen ihren Aeußerlichkeiten gegründet auf die Idee der Ehre und Vasallentreue, des frommen Christen-

glaubens, der Verehrung der Frauen. Dieser ritterliche Sinn hat seine Grundlage in dem altgermanischen Heldenthum, das von dem christlichen Glauben geläutert und verklärt ward; er fand daher in dem nördlichen Frankreich den schönsten Widerhall bei den Normands, welche den germanischen Heldenmuth der Heimat am reinsten auch in der Fremde bewahrt hatten. Ihre Züge nach Unteritalien, wo sie durch ihren Heldenarm ein neues Reich gründeten, die Eroberung des englischen Königthrons durch Wilhelm von der Normandie sind glorreiche Kriegsfahrten, auf denen die Ritterschaft als treue Gefolgschaft zunächst dem Fürsten, überall im Vordergrunde glänzte. So ward denn auch Frankreich das Land, von wo aus die Heerzüge nach dem heiligen Lande begannen. Sie wurden seitdem das breite Bette, in das der angeschwollene Strom sich ergoß. Somit ging zugleich von der Geistlichkeit und dem Ritterstande der Impuls zu höherer geistiger Bildung aus, und erfüllte sich in Beidem das höchste Streben des Zeitalters; galt das Mönchsthum bereits als ein Mittel, sich ungestört von dem Treiben und der Lust der Welt dem Genusse der Schätze des Christenthums hinzugeben und für das Jenseits sich vorzubereiten, so erzeugte consequent das Zeitalter der Kreuzzüge das Institut der geistlichen Ritterorden, welche das Gelübde des Mönchs mit den Pflichten des Ritters vereinigten. Wie sehr das Zeitalter in diesen Orden die höchste Blüthe eines gottbegeisterten Lebens sah, davon giebt die Geschichte der Poesie zahlreiche Beweise.

So sehr wir die mächtige Einwirkung des Ritterthums auf die gesammte Richtung und Bildung des Zeitalters der Kreuzzüge hervorzuheben haben, würden wir doch irren, wenn wir uns das Volk im Großen und Ganzen als eine träge, indolente Masse vorstellen wollten. Vielmehr war die Erregung der Zeit in das Innerste des Volkslebens eingedrungen. Wie dem Jünglinge, der zum erstenmal seine Heimat verläßt, mit jedem Weiterschritt in die fremde Welt der Gesichtskreis seines Geistes sich erweitert, und das Neue mit aller Stärke der ersten frischen Eindrücke auf seine Phantasie eindringt: so eröffnete auch jenen bisher in dem Einerlei eines engumgrenzten Kreises Dahinlebenden das Morgenland eine Welt der

Wunder. Was in Sagen und Geschichten aus ferner Vergangenheit heraufdämmerte, sah man hier zu wahrhafter Erscheinung und Wirklichkeit werden. Man war umgeben von einer fremden Natur, von fremden Völkern, man vernahm von den abenteuerlichsten Thaten; die Grenze zwischen dem Natürlichen und Wunderbaren war gehoben, der Himmel schien auf die Erde herniederzusteigen, seine Heerschaar sich ungesehen in die Reihen der Kämpfer als Mitstreiter zu mischen und den frommen Beter zu umschweben, der in beneidenswerther Inbrunst am heiligen Grabe niederkniete. Wer nicht mitgezogen war, hing doch an den Erzählungen der Heimgekehrten und richtete mit seinen Gebeten seine Sehnsucht nach der heiligen Stätte und der Welt der Thaten, die um sie sich glänzend bewegte.

In Bezug auf die deutsche Nation trug zugleich die politische Größe des deutschen Reiches zum Selbstgefühl und zur Erhebung bei. Noch fühlten sich die Deutschen als die weltgebietende Nation; die Züge der hohenstaufischen Kaiser nach Italien ließen die Deutschen den Vorzug stolz empfinden, dem ersten Reiche der Christenheit anzugehören. Und nicht bloß nach außen war Deutschland mächtig und geehrt, auch im Innern bestand eine wohlgegliederte Einheit; die Städte blühten empor, in denen ein thatkräftiger und gewerbfleißiger Bürgerstand zu immer höherer Bedeutung im Staatsleben aufstrebte und auch seinerseits eine Bildung in seiner Mitte entwickelte, die durch treueres Festhalten an vaterländischer Sitte ihren Werth neben der höfischen Ritterschaft geltend machen konnte.

Es ergiebt sich somit für die Dichtung dieses Zeitalters eine dreifache Richtung, eine Poesie der Geistlichen, eine ritterliche oder wie die Zeit sie richtiger nannte, höfische Poesie und eine Volkspoesie. Man denke sich indeß diese nicht scharf gesondert, sondern zwischen denselben finden Uebergänge und Wechselwirkungen statt. Die Geistlichen bereiten die neue Literaturperiode vor, leiten sie ein und treten dann, überflügelt von der neuherangebildeten Dichtung des Laienstandes, in den Hintergrund. Noch bis gegen **1180** haben die uns überlieferten Gedichte meistentheils Geistliche zu Verfassern; gleichwohl nahm schon damals neben ihnen die Volkspoesie der sogenannten fahrenden Sänger oder Spielleute einen lebhaften

Aufschwung. Doch auch von diesen eigneten sich die geistlichen Dichter Vieles an. Anstatt erbaulicher Betrachtungen und biblischer Geschichten geben sie einen Vorrath von belehrenden Erzählungen und erbaulichen Legenden, die größtentheils aus der lateinischen Unterhaltungsliteratur fließen, an der Italien damals Ueberfluß hatte. Wir besitzen z. B. eine „Kaiserchronik," in der die Namen altrömischer und neurömischer oder deutscher Kaiser den historischen Haltpunct für Erzählungen, Legenden und Märchen aller Art darbieten; ferner von einem unbekannten Geistlichen einen ganz episch gehaltenen, stellenweise vortrefflichen Lobgesang auf den heiligen Anno (Hanno), der als Erzbischof von Cöln 1075 starb. Das Gedicht beginnt mit der Schöpfung und dem Sündenfall und kommt auf die Erlösung des Menschen durch Christum. Sodann läßt er das Christenthum mehrern Völkern, unter andern auch den Franken, verkündigen, wobei er die Verdienste des Hanno preist. Dabei kommt er, weil Hanno Erzbischof zu Cöln, und Cöln eine alte Stadt, auf die Gründung der Städte zu sprechen, wo er dann von Ninus und der Semiramis ausholt, die Weissagungen Daniels anführt und von den Römern und ihren Eroberungen in Deutschland spricht. Das giebt ihm Veranlassung von Cäsar und Pompejus und sodann von August zu sprechen, unter dessen Regierung Jesus Christus geboren wurde. Da ist er nun wieder beim Christenthum und fährt fort Hanno zu preisen und die Wunder, die er verrichtet hat.

Hier eine der erhabensten Stellen, vielleicht Bruchstück eines älteren Gedichts:

Dü sich Lucifer duo ze ubile gevieng,	Da sich Lucifer nun dem Uebel gefangen gab,
Unt Adam diu Godis wort ubirgieng,	Und Adam Gottes Wort übertrat,
Duo balch sigis Got desti mer,	Da erzürnte sich Gott deß destomehr,
Daz her andere sine werch sach rechte gen.	Weil er andere seiner Werke sah recht gehn.
Den manen unten sunnen,	Der Mond und die Sonne,
Die gebin ire liht mit wunnen.	Die geben ihr Licht mit Wonne.
Di sterrin bihaltint ire vart.	Die Sterne behalten ihre Fahrt.
Si geberent vrost unte hizze so starc.	Sie gebären Frost und Hitze so stark.
Daz fuir havit ufwert sinen zug,	Das Feuer hat aufwärts seinen Zug;

Dunnir unte wint irin vlug,	Donner und Winde ihren Flug.
Di wolken dragint den reginguz,	Die Wolken tragen den Regenguß.
Nidir wendint wazzer irin vluz;	Nieder wenden die Wasser ihren Fluß.
Mit bluomin zierint sich diu lant,	Mit Blumen zieren sich die Lande;
Mit loube dekkit sich der walt;	Mit Laube decket sich der Wald.
Daz wilt habit den sinin ganc,	Das Wild hat seinen Gang;
Scone is der vogil sanc,	Süß ist der Vögel Sang.
Ein iwelich ding diu e noch havit,	Ein jeglich Ding das Gesetz noch hat,
Diemi Got van erist virgab,	Das ihm Gott zu Anfang gab.
Newaere di zuei gescephte,	Nur die zwei Geschaffenen,
Di her gescophu di bezziste,	Die er schuf die besten,
Di virkerten sich in diu dobeheit.	Die verkehrten sich in den Wahnsinn.
Dannin huobin sich diu leith. —	Von dannen erhub sich das Leid. —

Bald nach **1170** tritt eine völlige Umgestaltung ein in Folge des Eindringens der französischen Rittergedichte, an denen Fürsten und Ritter anfingen Gefallen zu finden. Anfangs waren es noch Geistliche, welche sich als Uebersetzer und Bearbeiter bei den Fürsten beliebt machten. Als Heinrich der Löwe **1173** von seiner Kreuzfahrt zurückgekehrt war, bearbeitete der Pfaff Konrad nach einem französischen Original das Rolandslied, welches den Zug Karls des Großen gegen die Ungläubigen in Spanien und den Heldentod Rolands im Passe bei Ronceval zum Gegenstande hat. Als aber Heinrich von Veldeke sein Gedicht von den Thaten des Aeneas **1190** vollendet und dadurch den Impuls zu der ritterlichen Dichtung gegeben hatte — das erste Reis impfte, wie ein zeitgenössischer Dichter sagt — wagten die Geistlichen nicht länger in der erzählenden Dichtung mit den Laien zu wetteifern. Der poetische Werth der Veldeke'schen Aeneide ist nicht bedeutend; allein sie hat schon alle die Grundzüge, welche man später als das Wesen der ritterlichen Dichtung festhielt, Rittersitte und ritterliche Minne, welche hier Held Aeneas mit aller Etikette eines wohlgezogenen Ritters der Lavinia darbringt; er beginnt somit die Reihe der höfischen Dichter, welche von jetzt an die höchste Stelle unter den Sängern in Anspruch nehmen. Doch blieben auch dem Volke noch seine Dichter, und gerade diese haben ein Verdienst vor jenen voraus, das Festhalten an deutscher Sage, während die höfischen Dichter fast ausschließlich den französischen Rittersagen huldigen und diesen ihr Talent widmen.

Die höfische Poesie zieht übrigens in soweit die Volkspoesie nach sich, als die besseren unter den Volkssängern die gebildetere Dichtersprache der Höfe und Ritterburgen sich zu eigen machten. Auf diesem Wege bildete sich um 1200 eine Allen gemeinsame Dichtersprache aus den süddeutschen Mundarten Schwabens, Bayerns und Oestreichs, welche vornehmlich die Landschaften sind, in denen Rittersitte und Rittergesang eine bleibende Stätte fanden. Bis dahin ist die Dichtersprache noch zu keiner Sicherheit in der Form, der Reim noch nicht zu vollkommener Reinheit ausgebildet. Nach 1200 verfeinert sich die Sprache zu dem höchsten Wohllaut und fügt sich der kunstvollsten Versbildung, so daß sie zuletzt in den Fehler verfiel, dem Wohlklange und der Klangfülle des Reims den innern Gehalt zum Opfer zu bringen. Die Volkspoesie hält mehr an den überlieferten Formen fest und bewahrt sich einen einfachen epischen Charakter. Die Ritterdichtung ist überwiegend lyrisch; der Minnegesang, wie man die Lyrik des ritterlichen Zeitalters nicht ganz richtig benannt hat, ist ihr Mittelpunct; das lyrische Element dringt auch in die Erzählung ein und gestaltet auf diesem Wege das Rittergedicht oder das romantische Epos. Nach diesen allgemeinen Umrissen betrachten wir zunächst das auf die altdeutsche Heldensage gegründete nationale Epos, dessen Wesen und Form uns die beiden großen Dichtungen, das Nibelungenlied und das Gedicht von der Gudrun, nahe bringen werden. Ein anderer Abschnitt wird die höfische Dichtung des Mittelalters, den Minnegesang und das erzählende Rittergedicht umfassen.

III. Das nationale Epos.

In den einleitenden Bemerkungen wurde bereits darauf hingewiesen, daß unser Volksepos seine Grundlage im heidnischen Mythus hat und vornehmlich in den Zeiten der Umwälzung während der großen Wanderungen deutscher Völkerschaften aus der Geschichte neuen Stoff ansetzte. Sie erhielt dadurch eine solche Umgestaltung und Erweiterung, daß die Helden jener Zeiten, ein Dietrich, ein Attila, im

Mittelpuncte großer Sagenkreise erscheinen. Wie die Elemente der Sage sich zusammengefügt, das im Einzelnen aufzuhellen, ist eben so oft das Geschäft luftiger Hypothesen wie gründlicher Forschungen gewesen, so daß der Eine im Nibelungenliede nichts als historische Personen sieht, während der Andere asiatische Gottheiten zu finden meint. Es wird dabei am häufigsten übersehen, daß die Sage, welche neben der Geschichte sich bildet und sie überall wie ihr Schatten begleitet, nicht bloß durch Entstellung und phantastisches Ausschmücken der Thatsachen entsteht, sondern eben so sehr durch Uebertragung älterer Sagen auf Personen einer späteren Zeit. Jedenfalls dürfte der Ansicht der Vorzug zu geben sein, daß die älteste mythische Gestalt der Sage ihr Kern bleibt, ungeachtet aller historischen Zuthaten, daß sie diese nach jenem umgestaltet, nicht aber umgekehrt, daß es eine Zeit gegeben habe, wo die ältesten Sagen in Vergessenheit gerathen seien und aus der Geschichte sich eine ganz neue Sage herausgebildet habe, die weiter und weiter von der geschichtlichen Thatsache abgewichen sei. Nur wenn man die zuerst erwähnte Auffassung annimmt, nämlich daß man berühmte historische Namen an die Stelle der Halbgötter und mythischen Helden eingeschoben habe, wird es erklärlich, daß ein Dietrich und Attila einen ganz andern Charakter in der Sage, als in der Geschichte haben. Der Dietrich der Sage muß landesflüchtig werden, indem sein Gegner von seinem Reiche Besitz nimmt; er verweilt am Hofe Attila's bis zum Tode seines Feindes und gelangt erst dann wieder zu seinem Throne, während der Gothenkönig Theoderich ein mächtiger Herrscher, der Besieger seiner Feinde war und eine Hegemonie über die neugegründeten Reiche des europäischen Südens ausübte. Der Attila oder Etzel der Sage ist schwach, gutmüthig und feigherzig, keine Spur von dem Eroberer Attila, der Europa zittern machte. Und sollten wir nicht in den Riesen- und Drachenkämpfen, von denen die deutschen Heldensagen voll sind, die Erinnerungen an die ältesten Culturzustände des Volkes erkennen, das der feindlich widerstrebenden Natur und den Ungeheuern der Wildniß den Boden für seine Wohnsitze erst mühsam abgewinnen mußte? Gewiß, nicht alt genug können wir uns die Sage denken. Sie ist da, sobald das Volk aus der bewußtlos

dahinbrütenden Dumpfheit des Sinnes erwacht. Völker, wie die Lappen, haben keine Sage; gleichgültig spinnen sich ihnen die Tage fort, einer ist wie der andere, ein Jahrhundert wie das andere. Eine solche Existenz haben die Germanen niemals gehabt, wenigstens nicht, seitdem sie sich ihre Wohnsitze in Europa's Mitte eroberten. Die Sagen von Dietrichs Kämpfen können wir übergehen. Sie sind mehr den ungebildeteren Volkssängern überlassen geblieben und uns daher nur in mehr oder minder rohen Darstellungsformen überliefert worden. Die Siegfriedsage hat sich durch die Verbindung mit den Sagen von Dietrich und Attila zu einem größeren Ganzen ausgebildet und bietet eine Reihe großartiger sowohl männlicher als weiblicher Charaktere. Daher beschäftigte sie die gebildetsten unter den Volkssängern. Aus ihren Händen — eine specielle Erörterung der Frage über die Entstehung und Zusammenfügung des Gedichts würde uns zu weit führen — empfingen wir bald nach 1200 die herrlichste Gabe der Volksdichtung, das Nibelungenlied.

Fast in allen epischen Sagen aus der Urzeit der Völker tritt uns eine jugendliche Heldengestalt entgegen, welche jede einzelne Nation ihrem Charakter gemäß ausgestattet und mit dem Glanze der Heldentugenden und der Thaten ausgeschmückt hat. Den einen Grundzug haben alle gemein, daß der Held auf der Höhe seines Ruhms durch ein unerbittliches Geschick, das den sonst Unbezwinglichen plötzlich niederwirft, von der Bahn seiner Thaten hinweggenommen wird. Dieses Geschick erscheint in der alten Sage als eine menschenfeindliche Macht; sein Werkzeug ist die mit Verstellung geübte Tücke, der im Hinterhalt lauernde, den Sorglosen oder Schlafenden überfallende Verräther. So ist Achilles schon bei seiner Geburt zu einer kurzen Lebensdauer bestimmt; den frühen Tod bringt ihm der verrätherische Pfeil des feigen Paris. Die nordische Sage bewahrt die schöne Sage von dem Tode Balders, des Wodansohnes, welchen der blinde Höder, verlockt von dem neidischen Loke, tödtet. Roland fällt bei Ronceval durch Ganelons Verrath. In diesen sinnvollen Sagen spricht sich sowohl ein wehmüthiges Gefühl aus, wie vergänglich irdische Größe und Heldenkraft ist, als auch das Bedürfniß, den Helden in ewiger Jugend vorzustellen; sein Bild bleibt vor der Seele

in vollem Streben, in blühender Kraft, und der Dichter verewigt den Schmerz um den Liebling, dessen rühmliche Thaten noch eine größere Laufbahn des Ruhmes hoffen ließen. Ein solcher früh dahinscheidender Heldenjüngling ist in der germanischen Sage Sigurd oder Siegfried. Er erfüllt die Welt mit dem Ruhme seiner Thaten, fällt dann durch Hinterlist, und seine zurückbleibende Gattin vollbringt das Werk der Rache an seinen Mördern. Hier treffen wir die im alten Germanenthum wurzelnde Blutrache; hier begegnen uns die gewaltigen Frauengestalten voll glühender Leidenschaft des Zorns und der Rache und geben dem deutschen Epos einen eigenthümlichen Charakter. In der Form, in welcher das Nibelungenlied uns die Sage vorführt, hat sie das Mythische und Uebermenschliche größtentheils abgelegt; sie ist in die menschliche Heldensphäre übergetreten. Von den mythischen Attributen des Wodansohnes Siegfried ist wenig mehr übriggeblieben als die Unverwundbarkeit, die jetzt als einem von außen angewandten Zaubermittel, der Salbung mit dem Blute des getödteten Drachen, von dem nur eine Stelle an der Schulter zu seinem Verderben unbenetzt blieb, zugeschrieben wird. Auch der Schauplatz ist nicht mehr die Welt der Göttermythe, sondern hat mehr geographische Bestimmtheit erlangt; es ist die Gegend am unteren und mittleren Rhein, jener Tummelplatz verschiedener Völkerschaften zur Zeit der großen Wanderung; an die Stelle des fabelhaften Landes der Nibelungen, der Söhne des Nebels, ist das Reich der Burgunder getreten, denen sogar im Verlauf unsers Gedichts der Nibelungenname beigelegt wird. Alles Uebrige möge eine übersichtliche Darstellung des Inhalts der Dichtung erläutern, in die sich einige Proben derselben werden verweben lassen.

Im Beginn führt uns die Dichtung nach Worms am Rheine, wo die Burgunden-Könige Gunther, Gernot und Giselher wohnen. Auch ihre Mutter, die Königswittwe Frau Ute, lebt dort, und bei ihr die schöne Chriemhilde, ihre Tochter:

Der Maid, der minniglichen, durften ohne Scham
Begehren kühne Recken, niemand war ihr gram;
Ohne Maßen schöne so war ihr edler Leib,
Der Jungfrauen Tugenden hätten gezieret jedes Weib.

Allein wir ahnen schon ihre tragische Zukunft; denn es träumte Chriemhilden, daß den Falken, den sie sich erzogen, zween Aare erwürgten. Die Mutter legt ihr den Traum aus:

Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann;
Will ihn nicht Gott behüten, wirst du ihn bald verloren han.

Da versetzt Chriemhilde, sie wolle nichts von einem Manne und von Minne wissen; ohne Minne eines Helden wolle sie bleiben bis zum Tode, damit nicht Liebe zuletzt ihrer mit Leide gelohnt werde. „Nun versprich es nicht zu sehr," entgegnet die Mutter; „willst du je von Herzen froh werden, so geschieht es durch die Liebe eines edlen Mannes."

In ihren viel hohen Tugenden, deren sie in Züchten pflag,
Lebte die Magd, die edle, viel manchen lieben Tag,
Wußt' Keinen, dem sie eigen wollt' sein mit Seel' und Leib.

Darauf lernen wir den Helden Siegfried kennen; er wohnt in den Niederlanden bei seinem Vater, dem König Siegemund, und seiner Mutter Siegelinde zu Santen in der Burg am Rheine.

Eh' daß der Degen kühne erwuchs zum Mann,
Hatt' er schon solche Wunder mit seiner Hand gethan,
Davon in allen Tagen man wird erzählen und zeugen,
Deß wir zu dieser Stunden ob andrer Märe müssen schweigen.

In seinen besten Zeiten, bei seinen jungen Tagen,
Mochte man viel Wunder von Siegfrieden sagen,
Wie groß er wuchs an Ehren, und wie schön war sein Leib;
Seit freuten seiner Minne sich die viel waidlichen Weib.

Da Siegfried von der minniglichen Chriemhilde hörte, zog er nach Worms, um sie zu freien. Vergebens rathen ihm Siegmund und Siegelinde von dieser Fahrt ab, denn es hat der König Gunther manchen hoffärtigen Mann. Doch Siegfried läßt sich nicht abhalten.

„Was kann uns das gefährden?" sprach der kühne Mann;
„Was ich nicht mit Freundschaft von ihnen erbitten kann,
Das mag mit Trotz erwerben meine starke Hand;
Ich getrau' mir von ihnen zu erzwingen Leute und Land."

Und so zieht er denn wohlgerüstet und nur von zwölf Recken begleitet fort, und kommt am siebenten Morgen zu Worms an. Als

König Gunther sie in den Hof reiten sieht, fragt er verwundert, wer die Fremden und woher sie seien. Der vielgereiste Hagen von Tronege, der auch am Fenster stand, meint, es könne kein Anderer sein, als der Held Siegfried, obwohl er ihn niemals gesehen: so hehr und herrlich erscheint er ihm. Zugleich erzählt er, was für Heldenthaten Siegfried bereits vollbracht: wie er die Schilbung und Nibelung, trotzige und zornige Recken, auf seinem Zuge antraf, wie sie eben einen unermeßlichen Hort, d. i. Schatz, theilten; Siegfried sollte ihnen den Schatz theilen, sie gaben ihm dafür das Schwert Balmung, dem nichts widersteht. Allein bei der Theilung kam es zum Streit, und Siegfried erschlug mit seinem guten Schwerte die Riesen, bezwang das Land der Nibelungen und eroberte den Nibelungenhort. Da war aber noch ein kleiner Zwerg Alberich mit der Tarnkappe, welche unsichtbar machte; dieser wollte nun seine Herrn rächen. Auch ihn bezwang Siegfried, nahm ihm die Tarnkappe und machte ihn zum Kämmerer des Nibelungenhortes, den er in einer festen Burg verschloß. Ferner erzählt Hagen, wie Siegfried einen Lindwurm erschlagen, in dessen Blute er sich badete, wodurch seine Haut hörnen wurde und unverwundbar.

Siegfried wird vorgelassen und erhält nach einer Begrüßung von beiden Seiten gute Herberge. In kriegerischen Kurzweilen sowie bei Hoffesten mit den schönen Frauen ist er seiner Mannheit wegen wohl gelitten und bewundert; nur Chriemhilde, die Eine, die er in seinem Sinne trug, konnte er nicht mit Augen sehen.

Wenn draußen auf dem Hofe Kurzweil trieben und Spiel
Die Kind', Ritter und Knechte, da schaute oft und viel
Chriemhild durch die Fenster zu, die Königin hehr,
Keiner Kurzweile bedurfte sie zu den Zeiten mehr.

Wüßt' er, daß sie ihn sehe, die er im Herzen trug:
Er hätte Kurzweile davon immer genug;
Könnt' er sie sehn mit Augen, das ist gewiß, der Held:
Es konnte nimmermehr ihm Liebres geschehn in dieser Welt.

Nachdem unser Held in König Gunthers Lande ein Jahr sich aufgehalten, begab es sich, daß der Sachsen König, Liudeger, und der von Dänemark, Liudegast, den Burgunden Fehde entboten.

Da stellte sich Siegfried an die Spitze der Mannen, zog aus gegen die Feinde und überwand den Liudegast und die Sachsen.

Da flogen die Schildspangen weg unter Siegfrieds Hand;
Sieg gedachte zu erwerben der Held von Niederland
An den kühnen Sachsen, die man da wimmeln sah;
Hei, wie viel lichter Ringe zerbrach der kühne Dankwart da!

Da hatte der Herr Liudeger auf einem Schild erkannt
Gemalt eine Krone, der an Siegfriedes Hand;
Wohl wußt' er, daß es wäre der viel kräftige Mann;
Laut zu seinen Freunden rufen da der Held begann:

„Meine Mannen alle, wollt ab vom Sturme stehen!
Den Sohn Siegemundes hab' ich hier gesehen,
Siegfrieden den Starken, den hab' ich hier erkannt;
Ihn hat der üble Teufel her nach Sachsenland gesandt."

Vom Sturm hieß er ablassen, des Friedens er begehrte,
Und hieß die Fahnen senken, daß man ihn bald gewährte;
Doch mußt' er werden Geißel in König Gunthers Land,
Das hatte von ihm erzwungen Siegfrieds des viel kühnen Hand.

Die Fehde war nun ausgefochten, und die Sieger kehrten heim, angekündigt durch Boten, die dem Herrn voraneilten. Wie freute sich da die edle Chriemhild.

Ihr Antlitz, ihr schönes, das ward rosenroth,
Weil mit Glücke war geschieden aus der großen Noth
Der waidliche Recke, Siegfried, der starke Mann.
Sie freute sich auch ihrer Freunde; das ward nach Schuld und Fug gethan.

Herzlich willkommen waren die heimkehrenden Helden dem König Gunther, reich wurden sie beschenkt, und jeder, wie er begehrte, nach Hause entlassen, um über sechs Wochen wieder nach Worms zu kommen, weil ihnen der König zu Ehren eine große Hochzeit (d. i. Kampfspiel) geben wollte; bis dahin, hoffte man, würden auch die Verwundeten genesen.

Urlaubs da auch begehrte Siegfried von Niederland;
Da der König Gunther ihn so gewillet fand,
Er bat ihn freundlichen Sinnes, daß er's noch lass' stehn an;
Ohne seine Schwester hätt' schwerlich es der Held gethan.

Als nun die Recken nach sechs Wochen zu der Hochzeit kamen,
Da sprach zu dem Könige der Degen Ortewein:
„Wollt ihr mit vollen Ehren Wirth bei der Hochzeit sein,
So sollt ihr lassen schauen die wonniglichen Kind',
Die mit so großen Ehren hier im Burgundenlande sind.

Was sollte Mannes Wonne und Herzens Labe sein,
Wären nicht herrliche Weiber und Jungfrauen fein?
Lasset Eure Schwester vor Eure Gäste kommen."
Der Rath der war gar manchem von den Helden hoch willkommen.

„Dem will ich gerne folgen;" sprach Gunther; die ihn so
Hörten reden, all' die waren's herzlich froh;
Er entbot Frau Uten sammt der Tochter wohlgethan,
Daß sie mit ihren Mägden hin zu Hofe sollten gahn.

Da ward aus den Schreinen gesucht gut Gewand,
Was man in den Truhen von edlem Schmucke fand,
Spangen sammt Borten, deß war ihnen viel bereit;
Mit Fleiße sich zierte viel manche wohlgethane Maid.

Viel mancher junge Recke des Tags war so gemuth,
Daß in der Frauen Augen er stattlich wär' und gut,
Daß er dafür nicht nähme eines reichen Königs Land;
Sie sahen die viel gerne, so niemals sie zuvor gekannt.

Da hieß der reiche König mit seiner Schwester gehn,
Die ihr dienen sollten, seiner Mannen zehnmal zehn,
Von ihren und seinen Sippen, die trugen Schwert' in der Hand,
Die das Hofgesinde waren in der Burgunden Land.

Uten, die viel reiche, die sah man mit ihr kommen;
Die hatte schöner Frauen zur Gesellschaft genommen
Wohl hundert oder drüber, die trugen reiche Kleid';
Auch hinter ihrer Tochter ging manche stattliche Maid.

Man sah sie alle schreiten aus eines Saales Pforte;
Von Helden ein groß Drängen erhub sich an dem Orte,
Die da heiß begehrten, so es könnte geschehen,
Da sie die Jungfrau edel sollten da viel herrlich sehen.

Nun schritt die Minnigliche, als wie der Morgen roth
Zieht aus trüben Wolken; da schied von mancher Noth,
Der sie da trug im Herzen nun schon so lange Zeit;
Er sah die Minnigliche mit Augen in ihrer Herrlichkeit.

Es leuchtete ihr vom Kleide viel mancher Edelstein;
Ihre rosenrothe Farbe gab minniglichen Schein;
So Einer dürfte wünschen: doch könnt' er sagen nicht,
Daß in dieser Welt ihm je Schöneres kam zu Gesicht.

Wie der Mond, der lichte, vor den Sternen steht,
Der Schein also lauter abwärts den Wolken geht,
Demselben gleich stand sie vor manchen Frauen gut;
Deß ward wohl da erhöhet manches schnellen Helden Muth.

Die Kämmerer, die reichen, sah man vor ihr gehn;
Die hochgemuthen Degen mochten nicht ferne stehn;
Sie drängten sich zu sehen die minnigliche Maid;
Siegfried dem Herren ward zu Muthe lieb und leid.

Er dachte in seinem Herzen: wie wäre das gethan,
Daß ich dich minnen sollte! das ist wie Kindes Wahn;
Soll aber ich dich fremden, so läg' ich sanfter todt.
Er ward von den Gedanken viele Male bleich und roth.

Da stand so herrlich des Siegemundes Kind,
Als ob er wär' gemalet auf ein Pergamint
Durch Kunst eines guten Meisters; Alle zeugten da,
Daß man Seinesgleichen an Schönheit einen Held nie sah.

Die mit den Frauen gingen, die hießen aus den Wegen
Weichen allenthalben; dem gehorchten manche Degen;
Die hochtragenden Herzen erfreuten Seel' und Leib;
Man sah in hohen Züchten schreiten manch waidliches Weib.

Da sprach von Burgunden der Herre Gernot:
„Der Euch seine Dienste so gütlich und trefflich bot,
Gunther, viel lieber Bruder, dem sollt' Ihr also thun
Vor allen diesen Recken — bedacht ist, was ich rathe nun:

Ihr heißet Siegfrieden zu meiner Schwester kommen,
Daß ihn die Maid begrüße; deß haben wir immer Frommen.
Die nie noch Recken grüßte, soll ihn jetzt grüßen pflegen;
Damit uns bleibt gewonnen der viel zierliche Degen."

Da gingen des Wirthes Magen, wo man den Helden fand.
Sie sprachen zu dem Recken aus dem Niederland:
„Euch hat erlaubt der König: Ihr sollt zu Hofe gehen;
Seine Schwester soll Euch grüßen; zu ehren Euch soll das geschehn."

Der Herr in seinem Muthe war deß viel gern bereit;
Da ward es ihm im Herzen lieb, ohn' alles Leid,
Daß er sollte sehen schön Utens Töchterlein;
Mit minniglicher Tugend grüßte sie Siegfrieden fein.

Wie sie den Hochgemuthen vor sich stehen sah:
Da entzündete sich seine Farbe; die schöne Magd sprach da:
„Seid willkommen, Herr Siegfried, o edler Ritter gut!“
Da ward ihm von dem Gruße wohl erhöhet der frohe Muth.

Minniglich er sich neigte, und Gruß und Dienst ihr bot;
Sie zwang gegen einander sehnender Minne Noth.
Mit lieben Augenblicken einander sahen an
Der Herr und auch die Fraue; in Heimlichkeit ward das gethan.

Ob ihr da ward freundlich gedrückt die viel weiße Hand
Von herzelieber Minne? das ist mir nicht bekannt;
Doch will ich nicht glauben, daß es blieb unterwegen;
Zwei minnegehrende Herzen die mußten deß von Schulden pflegen.

Um die Sommerzeiten und an den Maientagen
Durft' er in seinem Herzen nicht mehr geheim tragen
So viel der hohen Freuden, als er da gewann,
Da ihm die ging an Händen, die er zur Trauten wollte han.

Da dachte mancher Recke: hei! wär' mir so geschehen,
Daß ich zur Seit' ihr ginge, als ich ihn hab' gesehen,
Oder bei ihr läge! das thät' ich ohne Haß.
Es hat seither kein Recke gedienet einer Königin baß.

Von welcher Könige Landen die Gäste kamen dar,
Die nahmen sonderlich alle dieser Beiden wahr.
Ihr ward erlaubt zu küssen den waidlichen Mann;
Ihm ward nie so Liebes noch auf dieser Welt gethan.

Der König von Dänemarken sprach da so zur Stund':
„Um willen des hohen Grußes liegt viel Mancher wund;
Wie ich das wohl empfinde, von Siegfriedes Hand.
Gott lasse nimmer ziehen ihn nach Dänemarken Land.“

Man hieß da allenthalben weichen aus den Wegen
Der schönen Chriemhilde. Manchen kühnen Degen
Sah man gehn in Züchten zur Kirche mit ihr hinan;
Seit ward von ihr geschieden der viel waidliche Mann.

Da ging sie zu dem Münster; ihr folgte manch Weib.
Da war auch wohl geschmücket der jungen Königin Leib,
Daß da hoher Wünsche mancher ward verloren.
Sie war zur Augenweide für der Recken Manchen geboren.

Zu warten verdroß Siegfried, bis zu Ende war der Sang;
Er mochte seinem Heile immer sagen Dank,
Daß ihm die so gewogen, die er im Herzen trug;
Auch war er, von Schulden, der Schönen von Herzen hold genug.

Da man sie nach der Messe sah vor dem Münster stehn,
Bat man den kühnen Helden wieder zu ihr gehn.
Da erst begann ihm danken die minnigliche Maid,
Daß er vor den Recken also mannhaft gethan im Streit.

„Nun lohn' Euch Gott, Herr Siegfried," sprach das viel schöne Kind,
„Daß Ihr das habt verdienet, daß Euch die Recken sind
So hold in guten Treuen, als ich sie höre sagen."
Das Aug' begann er minnig gegen Chriemhilden aufzuschlagen.

„Ich will ihnen immer dienen," also sprach der Degen,
„Und mein Haupt zur Ruhe will ich nimmer legen,
Ehe ich ihre Gunst erworben, soll ich das Leben han;
Das soll Euch zu Diensten, Jungfrau Chriemhilde, sein gethan."

Während zwölf Tagen, jeden Tag allda
Stehen bei dem Degen die hohe Magd man sah,
So oft sie sollte zu Hofe zu ihren Freunden gehn;
Der Dienst war dem Recken aus großer Gunst und Liebe geschehn.

Nachdem das Fest vorüber war, und die Gäste reich beschenkt und vergnügt von dannen zogen, wollte auch Siegfried wieder Urlaub nehmen; da sprach zu ihm Giselher:

„Was wollt Ihr nun reiten, Ihr Held von edler Sitte?
Bleibet bei den Recken, thut, wie ich Euch bitte,
Bei dem König Gunther und den Mannen sein.
Hier sind viel schöne Frauen; die zu sehn soll unverwehrt Euch sein."

Da sprach der starke Siegfried: „So laßt die Rosse stehn;
Ich wollte wegreiten, davon will ich abgehn.
Traget hin die Schilde; ich wollte in mein Land;
Deß hat mir mit Ehren Giselher den Sinn gewandt."

So blieb der Kühne den Freunden zu Liebe dort,
Und wär' nicht in der Heimat und wär' an keinem Ort
Ihm also sanft gewesen. Dadurch es geschah,
Daß er nun alle Tage Chriemhilde, die viel schöne, sah.

Ihrer Schönheit ohnmaßen willen der Held da blieb,
Mit mancher Kurzweile man nun die Zeit vertrieb,
Nur daß ihn zwang ihre Minne, die schuf ihm viele Noth;
Darum seit der Kühne erlag in jämmerlichem Tod.

Nun beginnt die Schürzung des Knotens. Vom heitern Rhein im Burgundenlande soll der Leser über das Meer geführt werden in ein nördliches und trübes Land, wo die schöne Brunhilde wohnte.

Es was eine Königin gesessen über der See;
Ihr Gleiche fand man keine in der Fern' und Näh'.
Sie war ohnmaßen schöne, viel groß war ihre Kraft;
Sie schoß mit schnellen Degen um ihrer Minne Preis den Schaft.

Den Stein den warf sie fernhin, darnach sie sprang viel weit;
Wer ihrer Minne begehrte, mußt' ohne Wanken im Streit
Drei Spiele abgewinnen der Frauen hoch geboren:
Gebrach es ihm in Einem, so hatte er sein Haupt verloren.

Und eben dieses gefürchtete Weib wollte Gunther freien, und so sehr ihm alle widerriethen, sprach er doch:

„Sei sie so stark sie wolle, die Reise lass' ich nicht
Hin zu Brunhilde, was auch mir geschicht;
Um die ohnmaßen Schöne muß es gewaget sein;
Ob mir's nun Gott bescheide, daß sie mir folget an den Rhein."

Auf Hagens Rath bat er Siegfrieden mitzuziehen, und dieser willigte ein, wenn er ihm seine Schwester Chriemhilde zum Weibe gebe. Gunther gelobt es; ein Eid bekräftigt den Bund und das Schiff wird zur Fahrt gerüstet. Ehe sie aber fortzogen, wurde Chriemhilde von ihrem Bruder und Siegfried angegangen, die Ausrüstung und Bekleidung der Mannen zu besorgen. Wunderlieblich erscheint uns hier die holde Jungfrau, mit welchem Anstand und Herzlichkeit sie die Helden empfängt: sie nahm sie beide bei der

Hand und führte sie in ihr Gemach, um zu hören, was sie begehrten. Nur mit wenig Zügen wird geschildert, wie die Liebenden freundliche Blicke wechselten und im Anschauen glücklich waren.

Nach zwölftägiger Fahrt kommen sie nach dem Isenstein, wo Brunhilde herrscht. Prachtvoll ragen 86 Thürme vom Ufer des Meeres empor, welche drei weite Paläste und einen großen Herrensaal umschließen, alle von grünem Marmor erbaut. Siegfried ist dieser Wunderbau schon bekannt; auch sie kennt schon den Helden und heißt ihn willkommen. „Was bedeutet," fragt sie, „Herr Siegfried, Eure Reise?" „Da steht Gunther," erwidert er, „ein König bei dem Rheine, der um deine Liebe zu werben wünscht; er ist mein Herr, ich sein Dienstmann; um deinetwillen kommen wir." Nun wird uns von den Kampfspielen erzählt. Gunther, unfähig, gegen die übermenschlichen Kräfte der Jungfrau etwas zu unternehmen, wird durch Siegfried vertreten, der sich in seine Tarnkappe hüllt, um unsichtbar für Gunther, der nur zum Schein ficht, den Kampf zu bestehen. Der Brunhilde trägt man einen Speer herbei mit schwerer Stange und breitem Eisen, auch den gewaltigen Wurfstein, an dem zwölf Helden zu tragen haben. Jetzt schleudert sie den Speer, und die Funken fliegen vom Schilde des Gegners, in den der Speer einschlägt. Siegfried wankt, hält sich aber aufrecht und schleudert den Speer nach Brunhilden, sie fängt ihn mit dem Schilde auf, aber fällt nieder. Zornig dann aufspringend, greift sie nach dem Steine, schwingt ihn mit gewaltiger Kraft und eilt ihm mit fliegendem Sprunge nach. Siegfried aber erfaßt den Stein, schleudert ihn weit über die Kämpferin hinaus und vollbringt den ungeheuren Sprung, indem er überdies noch den König Gunther unterm Arme mit sich führt. Jetzt muß Brunhilde sich dem Bewerber ergeben. Sie ziehen zusammen nach Worms. Dort wurde nun die Doppelheirath vollzogen, und große Hochzeit und Freude ist in Worms.

Allein sehr bald sucht das trotzige Gemüth der Brunhilde Ursache zu Hader und Streit: sie wollte wissen, warum die Königstochter Chriemhilde einem Dienstmann, für den sie Siegfrieden hielt, vermählt worden sei. Doch König Gunther hütete sich wohl, ihr das Geheimniß zu entdecken, wie er sie nämlich nur durch Siegfried's

Kraft im Streite mit ihr gewonnen habe. Diesmal wurde Brunhildens böse Absicht noch vereitelt, denn,

Da die Gäste waren alle abgefahren davon,
Da sprach zu seinem Gesinde Siegemundes Sohn:
„Wir wollen auch uns rüsten heim wieder in mein Land.“
Lieb war es seinem Weibe, da sie es so beschlossen fand.

Siegfried zieht also mit seinem Weibe heim in sein Land, und der Leser, welcher schon voll der finstern Ahnung durch die so oft wiederkehrende Schlußzeile:

„Von der er seit Freuden und auch Jammers viel gewann“ —

oder:

„Durch die ihm seit viel Liebe und auch Leides viel geschah“ —

ist recht froh, daß sie von dem Gefahr drohenden Worms wegkommen. Wie freundlich ist dagegen Siegfrieds Heimat, mit welch herzlicher, aufrichtiger Liebe wurde das Paar von den Eltern empfangen! Der alte König übergab ihm Krone und Reich, und Chriemhilde beschenkte ihn mit einem Sohne, den er wohl erziehen ließ; nur Siegelindens Tod trübte das häusliche Glück des Helden. Allein ein unheilvolles Geschick kommt von Worms her. Brunhilde kann nicht ruhen, sie will den stolzen Siegfried an ihrem Hofe haben, nicht um sich seiner Nähe zu erfreuen — denn an die Stelle früherer Liebe ist Haß getreten — sondern um ihn und Chriemhilde zu demüthigen. Sie ruht nicht, bis ihr Gemahl Gunther, welcher seine Schmach fürchtet offenbar werden zu lassen und es abzuwehren sucht, Siegfried mit seiner Gattin nach Worms zu einem Hoffeste lud. Siegfried und Chriemhilde folgten der Einladung, und mit prächtigem Gefolge erschienen sie zu Worms. Da kommen eines Tages die Frauen in Streit über den Rang ihrer Männer, Chriemhilde geräth in Zorn, als Brunhilde Siegfried als Gunthers Dienstmann und Unterthan bezeichnet. Auf dem Kirchgange kommt es zu neuem Streit, da Brunhilde den Vortritt nicht gestatten will, welchen sich Chriemhilde erlaubte, um zu beweisen, daß ihr Gatte ein König und Gunthers Genosse, nicht ein Dienstmann sei. Vor dem Münster kam es zum Wortwechsel zwischen den Frauen, und im Zorne entfuhr Chriem-

hilden das Geheimniß, das ihr Siegfried anvertraut hatte: wie dieser und nicht Gunther sie durch seine Kraft überwunden habe. Die Sache kam vor Gunther, der den Zwist gütlich beizulegen suchte und es

Wurden geschieden mit Worten die schönen Frauen.
Da war also traurig Brunhild anzuschauen,
Daß es erbarmen mußte jeden Gunthers Mann.
Da trat von Tronege Hagen zu seiner Königin heran.

Er fragte, was ihr wäre? Weinend er sie fand;
Da sagte sie ihm die Märe, er gelobte ihr allzurhand,
Daß es entgelten sollte Chriemhildens Mann,
Oder er wolle nimmer Fröhlichkeit auf Erden han.

Zu der Rede kam auch Ortwein und Gernot,
Da die Helden beriethen den Siegfriedes Tod;
Dazu kam auch Giselher, der edeln Ute Kind;
Da er ihre Reden hörte, da sprach er so, treu gesinnt:

„Ihr viel guten Recken, warum thut Ihr das?
Verdiente doch Siegfried niemals solchen Haß,
Daß er darum sollte verlieren Leben und Leib;
Und ist's eine leichte Sache, drob zürnen sein und Gunthers Weib."

„Sollen wir Gäuche ziehen?" sprach Hagen in grimmigem Muth;
Deß hätten gar wenig Ehre Degen also gut;
Daß er sich hat gerühmet der lieben Herrin mein,
Darum will ich sterben, geht's ihm nicht an das Leben sein."

Da sprach der König selber: „Er hat uns nichts gethan
Als nur Gutes und Ehre; man thu' ihm kein Leides an;
Was frommt es, so dem Recken ich nun trüge Haß?
Er ist uns treu gewesen; mit gutem Willen that er das."

Da sprach von Metzen der Degen Ortwein:
„Es soll ihm doch nichts helfen die große Stärke sein;
Erlaubet mir's, mein Herre, thu' ich ihm alles Leid."
Da gelobten ihm die Helden ohne seine Schuld Feindseligkeit.

Der finstere Hagen gab nun den bösen Rath, es sollten falsche Boten aus dem Sachsenlande kommen, die dem Könige Krieg ankündigten; Siegfried würde sich gewiß anbieten mitzuziehen, und im Felde könnte er dann leicht und ohne Aufsehn ums Leben ge-

bracht werden. Wohl sträubte sich lange Gunthers redliches Gemüth; allein er willigte endlich ein, und Alles wurde, wie es Hagen ersonnen, ausgeführt. Ehe aber die Recken mit Siegfried auszogen, pflog Chriemhilde, der für das Leben ihres Siegfried bange war, eine Unterredung mit Hagen und bat ihn, nicht ahnend den Verrath, Sorge zu tragen, daß ihrem Gatten kein Leid geschehe. So wie früher Zorn, machte sie jetzt Furcht schwatzhaft, und sie verrieth, was Siegfried nur ihr anvertraut hatte.

Ich meld' es im Vertrauen, viel lieber Freund, dir,
Da du deine Treue bewähreſt gegen mir:
Wo man doch mag verwunden den meinen lieben Mann,
Das laß' ich dich hören; auf Treu' und Gnade ist's gethan.

Als von des Drachen Wunden floß das heiße Blut,
Und sich darin badete der kühne Ritter gut,
Da fiel ihm zwischen die Schultern ein viel breites Lindenblatt,
Da mag man ihn verwunden; darob mein Herz viel Sorge hat.

Da sprach von Tronege Hagen: „Hin auf sein Gewand
Nähet ihm ein kleines Zeichen; dadurch wird mir bekannt,
Wo ich ihn möge behüten, so wir im Sturme stahn."
Sie wähnte den Held zu beschützen, — es war um seinen Tod gethan.

Sie sprach: „Mit feiner Seiden näh' ich auf sein Gewand
Ein Kreuz gar heimlich; da soll, Held, deine Hand
Den meinen Mann behüten, so es hart gefährlich geht,
Wenn er in den Stürmen gegen seinen Feinden steht."

Als Hagen dies erfuhr, änderte er seinen Rath, ging zum König und sprach: Der Krieg ist nicht mehr vonnöthen; verkünde deinen Mannen, daß die Sache mit den Sachsen beigelegt sei, und veranstalte eine Jagd, da will ich dem Feinde deines Hauses ans Leben. So geschah es. Als die Jagd vollendet ist, verlangen die Helden nach Erquickung. Kein Wein ist mehr vorhanden, kein Strom in der Nähe. Aber Hagen weiß einen Brunnen nahebei und räth dorthin zu ziehen. Siegfried ist im Wettlauf der Erste zum Brunnen. Arglos legt er die Waffen ab und setzt den Schild an den Brunnen, wartend, bis der König herangekommen sei, um ihn zuerst trinken zu lassen. Gunther trinkt zuerst; dann bückt sich auch Sieg-

fried zum Brunnen. Hagen aber trägt Siegfrieds Waffen verstohlen fort, ergreift dann dessen Speer und schleudert ihn durch das Kreuz, das Chriemhilde ans Gewand geheftet hat, jetzt ein Zeichen der Todeswunde. Siegfried springt wüthend auf von dem Brunnen; er findet seine Waffen nicht, nur den Schild. Mit diesem stürzt er auf Hagen los und schlägt ihn zu Boden, daß der Wald widerhallt. Da erbleicht die Farbe des Helden; das Blut strömt aus der Wunde, der Tod tritt ihm ans Herz. Noch rafft er die letzte Kraft zusammen, um sich an seine Mörder zu wenden: „Ihr Feiglinge, ihr habt mir schlecht vergolten, was ich an euch gethan. Mit Schande sollt ihr von guten Recken geschieden sein!“ Dann zum Könige sich wendend: „Wollt ihr auf dieser Welt an jemand Gutes üben, so laßt euch mein Weib Chriemhilde empfohlen sein, die allein auf der Welt mich bekümmert. Laßt sie es genießen, daß sie eure Schwester ist, steht ihr mit Treuen bei!“

Hagen kümmert's nicht, wenn Chriemhilde erfährt, daß er ihren Gemahl erschlagen habe. Er läßt nachts den Leichnam des Helden vor Chriemhildens Zimmer legen, damit sie ihn am folgenden Morgen finden möge. Einer der Kämmerer bringt ihr die Botschaft, es liege vor ihrem Zimmer ein Ritter erschlagen. Sie ließ sich hingeleiten und erkannte gleich ihr furchtbares Leid. Sein schönes Haupt erhob sie mit ihrer weißen Hand; „du bist ermordet!“ ruft sie; „dein Schild ist nicht zerhauen; dem gilt es den Tod, der das gethan!“ Lauter Jammer erfüllt die Säle und die Höfe; Siegfrieds Mannen rüsten sich, auch sein greiser Vater eilt herbei. Chriemhilde wehrt ihrer Wuth: es sei noch nicht Zeit zur Rache, dereinst werde sie kommen. Als der Todte auf der Bahre liegt, tritt auch Hagen herzu, und in dem Augenblick, wo Gunther seiner Schwester einzureden sucht, Mörder hätten ihn erschlagen, öffnen sich die Wunden und bluten von neuem. „Ich kenne die Mörder wohl!“ ruft sie aus, „Gott wird die That an ihnen rächen.“ Der Sarg wird zu Grabe getragen; da bittet sie noch einmal den Sarg zu öffnen. Sie hob sein schönes Haupt empor, sie küßt ihn auf die bleichen Lippen und sinkt ohnmächtig nieder, während die Helden in tiefer Trauer sie umstanden.

Wohl mancher war darunter, der drei Tage lang
Vor großem Leide weder aß noch trank;
Da konnten sie's dem Leibe nicht entziehen länger mehr,
Sie genasen von den Schmerzen, wie wohl Mancher noch seither.

Wir treten in den zweiten Theil des Gedichts, Chriemhildens Rache.

Dreizehn Jahre weilt Chriemhilde in stiller Trauer in Worms. Ihren Bruder würdigt sie keines Wortes, Hagen keines Blicks. Endlich kommt eine Sühne zu Stande; die Brüder lassen den unermeßlichen Schatz, den Nibelungenhort, einst Siegfrieds Morgengabe an Chriemhilde, herbeischaffen. Sie spendet reichlich von den Schätzen an Arme und Reiche; aber Hagen fürchtet, daß sie durch ihre Freigebigkeit zu großen Anhang gewinnen werde, und versenkt, ohne daß jemand davon weiß, den Schatz in den Rhein.

Etzel, König von Hunnenland, lebt um die Zeit im Wittwerstande und beschließt auf den Rath der Seinen, sich um Siegfrieds schöne Wittwe zu bewerben. Er sendet daher den Markgrafen Rüdiger von Bechelaren in Begleitung von fünfhundert Rittern nach Worms. Obwohl die Brüder ihr zureden und mit Rüdiger den Glanz der Hoheit rühmen, die ihr werde zu Theil werden, kann sie sich doch anfangs nicht entschließen, noch eines andern Mannes Weib zu werden: „der Tod hat an dem Einen mir solches Leid gethan, daß ich's bis an mein Ende nimmermehr verschmerzen kann.“ Klagen und Weinen, meint sie, stände ihr besser an, als königliche Herrlichkeit; sie könne nicht mehr zu Hofe stehen, wie einer Königin gezieme, und wäre sie einst schön gewesen, sei doch ihre Schönheit längst verschwunden. Auch am folgenden Tage gleiten noch die Bitten Rüdigers an ihr ab, bis er ihr eine Versicherung giebt, die plötzlich den Gedanken künftiger Rache in ihr weckt: „hättet Ihr,“ sagt er, „im Hunnenlande niemand als mich und meine Mannen, es soll jeder, der Euch ein Leides angethan, es schwer entgelten.“ Auf diese Worte läßt sie ihn einen Eidschwur leisten und reicht ihm dann die Hand zur Zusage. Sie tritt mit ihm die Reise ins Hunnenland an. In Tulna wird sie von dem Könige Etzel und einem Gefolge von vierundzwanzig Königen und Fürsten feierlich empfangen,

und er zieht mit ihr nach Wien, wo mit verschwenderischer Pracht die Hochzeit siebzehn Tage hindurch gefeiert wird. Sieben Jahre lebt sie hier, das Rachegefühl im Herzen, worauf sie ihren Gatten bewegt, ihre Brüder mit ihren Mannen zu einem Besuche einzuladen. Dem schuldbewußten, grimmen Hagen schwant nichts Gutes, er schickt sich aber doch als treuer Dienstmann an zur Reise und kommt mit Gunther und den Uebrigen zu den Hunnen. Er war indeß am Wormser Hofe in der Könige Gunst hochgestiegen und übermüthig; ebenso trotzig tritt er am Hofe Etzels auf und zeigt der Königin Chriemhilde offenbare Verachtung, indem er es keck eingesteht, Siegfrieds Mörder zu sein und ihr viel Leides gethan zu haben. Zur Ausführung ihrer Rache gewinnt sie den Bruder Etzels, Blödelin. Die Burgunder werden überfallen, und es beginnt ein mörderisches Gefecht, worin jedoch der Angriff durch Hagens und der übrigen Helden Tapferkeit abgewiesen wird. Nun läßt Chriemhilde Feuer in das Haus werfen, und die Angst, die Hitze, der Drang ist so groß, daß die verschmachtenden Recken, vom Durste gequält, das Blut der Erschlagenen trinken. Da sprach Hagen: „Stellt an die Wand euch alle! Seht zu, daß euch das Feuer nicht auf die Helme falle, und tretet die Brände tiefer in das Blut hinein!"

Noch stehen die Helden kühn zwischen den rauchenden Trümmern. Da wendet sich Etzel an den Markgraf Rüdiger. Dieser mag nicht in den schimpflichen Kampf, da er die erschlagen soll, die er gastlich bei sich aufgenommen hat. Aber die Vasallentreue verpflichtet ihn zum Dienst gegen seinen Herrn, und Chriemhilde mahnt ihn des Schwurs, den er ihr zu Worms geschworen. Vergebens bietet er all sein Land, wenn sie ihn des Eides und der Pflicht entlassen wollen. Er zieht in den Kampf mehr mit dem Wunsche zu fallen, als zu siegen. Als er und seine Mannen erschlagen liegen, sendet Dietrich seine Gothen in den Kampf; ein gleiches Schicksal ereilt auch sie. Endlich kommt Dietrich selbst und bringt Hagen und Gunther, die einzig noch übriggebliebenen Burgunder, gefangen, indem er sie der Gnade Chriemhildens empfiehlt. Chriemhilde, jetzt ihre Rache sättigend, läßt zuerst ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es vor Hagen. Jetzt soll er bekennen, wo er den geraub-

ten Schatz verborgen habe; aber seinen Trotz vermag kein Todesdrohen zu beugen; er hat mit dem Leben abgeschlossen.

„Du hast's nach deinem Willen zu Ende nun gebracht,
Es ist ganz so ergangen, wie ich mir hatte gedacht.
Den Schatz weiß niemand, als Gott und ich allein,
Es soll dir bösem Weibe auf immer verhohlen sein."

Da zog sie das Schwert Siegfrieds, das Hagen trug, aus der Scheide, schwang es in den Händen, und das Haupt des Helden lag zu ihren Füßen. Hildebrand aber, erzürnt, daß der Tapfere von der Hand des rächenden Weibes fiel, springt auf und versetzt ihr den Todesstreich: die Rache ist über sie, die Rächerin, gekommen. „Mit Leide," so schließt das Gedicht, „ward beendet des Königs Freudenfest, wie stets die Freude zuletzt zum Leide führt."

Das ist ein kurzer Ueberblick über das Gedicht, von dem Graf Platen die schönen Worte sagt:

— das gewaltige Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt voll schüchterner Huld dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt durchs Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Grauvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.

Wenn gleich wir den Werth des Gedichts nicht so hoch anschlagen dürfen, um es der griechischen Ilias gleichzustellen, so bleibt es doch eines der herrlichsten Denkmale epischer Volkspoesie. Wer es genießen will, muß vor Allem Sinn haben für die kindliche Treuherzigkeit der alten Heldenzeit, die mit einer Heldenkraft vereint war, welche im Angesichte des Todes nicht wankte, sondern wuchs. Wenn uns auch manches Rauhe und Harte zurückstößt, so wird es auch reichlich wieder vergütet durch die überall durch das Gedicht zerstreuten Züge herzlicher Einfalt und Innigkeit; selbst mit der Grausamkeit der Rache versöhnt uns die über das Grab hinaus fortdauernde treue Liebe. Auch in diesem Gemälde vielfach verschlungener menschlicher Geschicke ergreift uns das, was die Poesie in ihren erhabensten Darstellungen uns vorführt, der Wechsel von Freude und Leid,

die Vergänglichkeit des Schönen, die Zerstörung menschlicher Hoffnungen. Es schwebt über der ganzen Dichtung das Gefühl eines geheimnißvollen Geschicks; alle Ereignisse drängen zum tragischen Ausgang, bis sie selbst, die als rächender Dämon die Fäden der Handlung in die Hand nahm, am Ziel ihrer Wünsche das Opfer ihres leidenschaftlichen Strebens ward.

Gudrun, das in Ton und Haltung verwandte Volksepos, hat nicht das Tragische und Furchtbare, wie das Nibelungenlied, nicht jene gewaltigen Heldengestalten. Hier ist Alles sanfter, friedlicher und idyllischer; nicht der Untergang mächtiger Geschlechter soll uns erschüttern, sondern nur das Leiden und stille Dulden eines edlen Weibes uns rühren. Die Schauplätze der Sage liegen fern ab von dem Getümmel der großen Völkerzüge; es sind die Küsten der Nordsee und der benachbarten Meeresbuchten von Dänemark bis nach Irland, welche frühzeitig durch den Seeverkehr mit einander in Berührung kamen und, wie die Waaren, auch ihre Sagen austauschten. Die Begebenheiten, welche sie mit einander in Streit brachten, waren nicht Eroberungszüge, wie in den Ländern am Rhein und Donau, sondern räuberische Ueberfälle, welche nicht selten die Jungfrauen als willkommene Beute heimführten. Solche Sagen konnten ihrer Natur nach nicht in dem Maße Gesammtgut der Nation werden, wie die Sagen von Siegfried und Dietrich. Die Gudrunsage hat den Strich an der Nordsee nur selten verlassen und ward wohl erst durch die Volkssänger der hohenstaufischen Zeit nach dem südlichen Deutschland gebracht.

Der Inhalt dieses Gedichts besteht aus drei ursprünglich vereinzelten Sagen, die nur lose mit einander verknüpft sind. Der erste Theil, die Sage von König Sigebant und der Jugend seines Sohnes Hagen, ist wahrscheinlich britischen Ursprungs und scheint von den britischen Inseln nach Dänemark gebracht zu sein. Der mittlere Theil, die Erzählung von Hagen und Hilda, ist der älteste Theil des Gedichts und läßt sich bis ins achte Jahrhundert hinauf verfolgen, wo sie schon im skandinavischen Norden der Gegenstand einer weitverbreiteten Sage war. In diesem finden sich daher am meisten

noch Anklänge an den Mythus der heidnischen Zeit. Diese beiden Theile erscheinen in dem Gedichte nur als eine Einleitung und Vorbereitung zu dem umfangreichsten dritten Theile, welcher von dem Geschick der Gudrun handelt. Das Nähere erläutert eine Uebersicht des ganzen Gedichts.

König Sigeband von Irland läßt ein großes Hoffest halten. Die Freude wird aber in Trauer verwandelt; ein wilder Greif kommt geflogen, ergreift den jungen Königssohn Hagen und trägt ihn in sein Nest. Durch ein wunderbares Geschick rettet sich der Knabe und wird von drei Jungfrauen, welche in der wüsten Gegend, eben so wunderbar dem Greif entronnen, ihr Leben fristen, aufgenommen und auferzogen. Als stattlichen Jüngling führte ihn ein Schiff, das an der unwirthbaren Küste landete, sammt den Jungfrauen in die Heimat zurück. Groß ist die Freude über den wiedergefundenen Sohn; Feste und Kampfspiele folgen und zuletzt die Vermählung Hagens mit einer der Jungfrauen, der schönen Hilde aus fernem Inderlande. Darauf übergab der alte König dem Sohne das Reich, und dieser regierte strenge und gerecht, und im Kampfe gegen Feinde focht er als Ritter brav und gut. Einer Tochter, die ihm geboren wurde, gab er den Namen ihrer Mutter Hilde, und da sie zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war, schwur Hagen: es sollte sie Keiner haben, der schwächer wäre, als er. Viele Ritter und ihre Boten verloren ihr Leben; denn er tödtete die Freier im Zweikampf und ließ ihre Boten hängen. Nun bekam auch Hetel, König der Hegelingen, an der friesischen Nordseeküste, Verlangen, um Hilde zu werben. List mußte zum Ziele führen. Die Werbung übernahmen also der tapfere Wate, auch Frute und der sangreiche Horand, und als Kaufleute verkleidet schifften sie nach Irland. Angekommen und gut aufgenommen daselbst, wäre es ihnen doch nicht gelungen die schöne Hilde insgeheim zu sprechen, wenn nicht Horand durch seine Lieder sie gewonnen hätte.

Da sich die Nacht geendet und es begann zu tagen,
Begann Horand zu singen; in Bäumen und in Hagen
Schwiegen alle Vögel bei seinem süßen Sange;
Die Leute, die da schliefen, die lagen jetzo nicht mehr lange.

Schön klangen seine Töne, je höher, desto baß;
Hagen hörte es selber; bei seinem Weibe er saß.
Aus der Kammer mußten hervor sie auf die Zinnen;
Der Gast war wohl berathen; die Maid vernahm's, die Zier der Königinnen.

Des wilden Hagen Tochter und ihre Jungfräulein
Die saßen da und lauschten, wie die Vögelein
Vergaßen in dem Hofe des Königs ihr Getöne;
Wohl hörten auch die Helden nie, wie des Dänen Lieder, also schöne.

Die Thiere in dem Walde die Weide ließen stehn,
Und das Gewürm, das sollte in dem Grase gehn,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Die ließen ihre Reise; so durfte seiner Kunst er wohl genießen.

Da ließ die schöne Hilde, um noch mehr Lieder von ihm zu hören, ihn heimlich durch einen listigen Kämmerer zu Abend kommen und als er mit ihr allein war, brachte er seine Werbung an. Sie ward willig gemacht, ihm zu folgen, und so wurde sie, als sie des andern Tags mit ihren Jungfrauen die fremden Schiffe beschaute, von hinnen nach Hegelingen geführt. Wohl setzte ihnen Hagen nach, allein er mußte dem kühnen Wate beinahe unterliegen, denn der Kampf war furchtbar, und die Frauen weinten heftig, da sie die Schwerter hörten so erklingen.

Die schöne Hilde selber in ihrer Traurigkeit
Rief jetzt dem Helden Hetel zu, daß er befreit'
Ihr aus der Noth den Vater vor Wate dem greisen;
Er hieß nach seinem Fähndrich das Volk zum harten Sturme weisen.

Der edle König Hetel stritt ritterlich den Streit;
Er kam zum alten Wate; das war dem Helden leid.
Der Recke rief zu Hagen: bei eurer eigenen Ehre
Laßt jetzt den Haß sich enden, damit nicht unsrer Freunde sterben mehre.

Laut fragte da Herr Hagen, grimmig war sein Muth,
Wer solch Geheiß ihm stelle. Da sprach der Degen gut:
Ich bin's, der König Hetel vom Hegelingenlande,
Der seine werthen Vettern so weit hinweg um Hildes willen sandte.

Da sprach der stolze Ritter: ich habe es wohl vernommen,
Daß sie in guter Absicht um sie sind hingekommen.
Um dieser Helden willen eure Ehre ist unzerronnen;
Ihr habt durch seine Künste mir meine liebe Tochter abgenommen.

Jetzo sprang Hetel näher, gleich also Mancher thut,
Um den Streit zu scheiden; ergrimmt in seinem Muth
War noch der kühne Wate, doch wichen sie von dannen;
Da stand bald auf Herr Hagen vom Irenland mit allen seinen Mannen.

Hetel der tapfere König den Helm sich jetzt abband;
Frieden hört man ausrufen über all das Land.
Hilden sagte ihr Vater, daß aller Streit aus wäre;
Da hörten die Frauen in langer Zeit nicht so erwünschte Märe.

Hilde war nun an der Seite Hetels Königin von Hegelingen und wohnte in Matelane. Zur Gespielin ließ Vater Hagen ihr Hildburg von Portugal zurück, die eine der drei Jungfrauen war, welche Hagen einst in der Wüste hegten, und so wie Hilde, Gudruns Mutter, unvergängliche Schönheit hatte.

Hagen nahm gerührt von seiner geliebten Tochter Abschied und kehrte heim. Zu Hause erzählte er der Gattin, wie gut Hilde aufgehoben und gehalten sei in Hegelingen. Hetel und Hilde erhielten zwei Kinder.

Das eine ward ein Recke und hieß Ortewein;
Den befahl er Waten, der zog das Kindelein,
Daß nach hoher Tugend sich seine Sinne wandten;
Man lehrte ihn in der Jugend, drum ward er auch ein Degen stets bei Handen.

Die schöne Tochter aber mit Namen ward genannt
Gudrun die schöne von Hegelingenland.
Im Dänenland die Vettern Heteln den Dienst erwiesen,
Daß sie sie ihm erzogen, das ließen sie sich nicht verdrießen.

Nun wuchs heran die Jungfrau, gar schön ward sie von Leib,
Daß sie loben mußten beide, Mann und Weib,
So daß man sie auch ferne von ihrer Heimat kannte;
Sie war geheißen Gudrun und ward erzogen in dem Dänenlande.

Sie wuchs, daß sie wohl konnte kräftig tragen ein Schwert,
Als wäre sie ein Ritter; drum ward sie auch begehrt
Von gewaltigen Fürsten vielfältig schon zur Minne;
Doch Viel', die um sie warben, die fanden ihren Schaden nur darinne.

Wie schön auch war Frau Hilde, des Königs Hetel Weib,
So wurde doch weit schöner Gudruns süßer Leib;
Auch schöner, als die Ahne Hilde im Irenreiche;
Unter allen Frauen, das sagte jeder, fand man keine gleiche.

Darum hielt sie auch König Hetel so hoch, wie Hagen einst die Mutter, und viele Bewerber wurden abgewiesen. Das widerfuhr zuerst dem Mohrenkönig Siegfried (man denke sich einen Araber aus Spanien oder Portugal, die damals unter Arabern standen), der diese Schmach dann später grausam rächte. Der zweite ist Hartmut, König Ludwigs von der Normandie Sohn, den besonders seine Mutter Gerlinde aus Stolz, die gepriesene Schönheit zur Schwiegertochter zu haben, ermuthigt, Alles anzuwenden, um zu ihrem Besitze zu gelangen. Dieses Weib ist der einzige intrigante Charakter; der Dichter nennt sie eine Teufelin; aber auch ihre Leidenschaften sind so natürlich dargestellt und mit so viel Güte verschmolzen, daß sie nie unschön und ganz verabscheuungswürdig erscheint. Hartmuts Bote wird abgewiesen, weil der Rang seines Fürsten nicht hoch genug gilt, obwohl Gudrun ihm nicht abgeneigt ist. Hartmut nahm sich aber vor, an Hetel Rache zu nehmen, doch mit dem Wunsche, nicht der schönen Jungfrau Huld zu verlieren. Glücklicher war Herwig, König von Seeland, der, nachdem er vergebens um Gudrun geworben, mit seinen Mannen nach Hegelingen zieht, plötzlich vor der Stadt Matelane steht und sie mit Sturm einnimmt. Da scheidet Gudrun die Kämpfenden und wird Herwig anverlobt, doch so, daß er erst nach Hause kehren müsse und eine Jahresfrist geben zu den Hochzeitsrüstungen. Inzwischen war König Siegfried von Mohrland in Herwigs Reich eingefallen, hatte Alles verwüstet und Herwig mit seinen Mannen in offener Schlacht besiegt, so daß dieser auf seine Warte entrinnen mußte. In der Bedrängniß sandte er Boten zu König Hetel, er möge ihm zu Hülfe kommen. Mit Thränen in den Augen bat Gudrun ihren Vater auszuziehen,

dieser verspricht es ihr; der alte Wate, Horand und alle die Mannen, die er hat, auch sein Sohn Ortwein gesellen sich zu ihnen und ziehen hin nach Seeland.

Alle Helden kämpften ritterlich, Siegfried nahm die Flucht und suchte eine Veste, seine Wunden zu heilen. Während nun aber Hetel die Mohren ängstete und belagerte, kam der rüstige Hartmut mit seinem Vater Ludwig in das Land der Hegelingen, weil er gehört hatte, daß Hetel abwesend sei, und stand plötzlich vor Matelane. Ehe er aber Gewalt gebrauchte, ließ er der Königin Hilde sagen: er komme, um der schönen Gudrun Hand zu bitten; würde ihm aber die nicht werden, so sollte sie ihn mit seinen Recken am dritten Morgen selber sehen.

Die Boten kehren zurück. Hartmut bringt nun mit seinen Mannen in die Stadt, raubt Gudrun und Hildburg, läßt Stadt und Land verwüstet zurück und eilt zu Schiffe in seine Heimat. Davon sendet Hilde ihrem Gemahl Botschaft; racheschnaubend erheben sich die Helden Hetels und Herwigs; allein es fehlten Schiffe, sie eiligst nach der Normandie hinzuführen. Da nahm der kühne Wate neun Schiffe, die an der Küste im Hafen lagen und fromme Pilger führten, mit Gewalt und auf diesen geraubten Fahrzeugen eilten nun die Helden den Räubern nach; auf dem Wulpensand (einer Küstengegend etwa an der Mündung der Schelde) erreichten sie dieselben. Nun folgt ein grimmiger Kampf, bis endlich Hetel selbst von König Ludwig erschlagen wurde.

Hetel und Ludwig schwangen hoch jetzt in der Hand
Ihre scharfen Schwerter; jeder von ihnen fand
An der Kraft des andern recht deutlich, wer er wäre.
Darauf schlug Ludwig Hetel; da hub sich eine kummervolle Märe.

Da von Matelane der Herrscher war erschlagen,
Erfuhr's die Wohlgethane; da hörte laut man klagen
Die schöne Jungfrau Gudrun und ihre Mägdlein alle;
Ja man war kaum geschieden, die Feinde weinten auch ob diesem Falle.

Da der grimme Wate erfuhr des Königs Tod,
Begann er wie ein Eber zu brüllen; Abendroth
Machte er von Helmen schimmern mit Schlägen so geschwinden;
Er und die Seinen alle ließen sich gar zornig jetzt erfinden.

Was auch die Helden thaten, was konnte helfen das?
Von dem heißen Blute der Wert wurde naß.
Nichts wollten mehr von Frieden die braven Hegelingen;
Von dem Wulpensande wollten sie Gudrun gern nach Hause bringen.

Die Waleiser von Sturmland rächten des Königs Tod;
Die vom Dänenlande waren in der Noth
Bei den Hegelingen und denen aus Nordlanden;
An der Hand zerbrachen die Schwerter oft den Helden ohne Schanden.

Seinen Vater wollte rächen kühn Ortwein;
Da kam Horand gezogen mit vielen Helden sein.
Der Tag war jetzt zu Ende, es kamen die Nachtstunden;
Da wurden erst geschlagen noch von den Helden viele tiefe Wunden.

Einer von den Dänen auf Horand schnell zusprang,
Und in der Faust gewaltig ihm sein Schwert erklang;
Er hielt ihn für den Gegner; doch alsbald zur Stunde
Horand, der kühne Degen, schlug ihm eine tiefe Wunde.

Da er so den Vetter hatte selbst erschlagen,
Ließ er dessen Fahne hinter der seinen tragen.
Nun kannte er, wen er hatte getödtet, an der Stimme;
Darum beklagte Horand den Todten, der erlegen seinem Grimme.

Laut rief König Herwig: hier geschiehet Mord,
Seit der Tag von hinnen ist gegangen fort;
Es schlägt jeder den Andern, sei fremd er oder eigen;
Währt das bis an den Morgen, wird nicht der dritte sich mehr lebend zeigen.

Wo man den kühnen Wate in dem Kampf vernahm,
Drängte man sich zur Seite, wo die Noth ankam;
Sein schonungsloses Zürnen niemand zu dulden wußte;
Er brachte Manchen dahin, wo er immer bleiben mußte.

Drum ward der Kampf geschieden, bis es würde Tag;
Viel Volks auf beiden Seiten tödtlich verwundet lag,
Erschlagen von den Fremden; es fehlt' des Mondes Scheinen,
Der Tag war hingegangen; so ward besiegt der Gast mit all den Seinen.

Mit Mühe die Ergrimmten verließen jetzt den Streit,
Wiewohl der Helden Hände müd' waren schon zur Zeit;
Doch wollten sie nicht weiter von einander gehen,
Als daß, wo Feuer brannten, man Helm' und Schilde konnte deutlich sehen.

In der Nacht entwichen die Normannen und nahmen die Jungfrauen mit sich, und als die Hegelingen am andern Morgen den Kampf erneuern wollten, fanden sie keinen Feind mehr. Da nun keine Möglichkeit war sie zu erreichen, begannen sie die Todten, so Freund als Feind, zu begraben.

Als die Helden dann heimgekommen nach Hegelingen und die traurige Botschaft von des Königs Tode und von der großen Niederlage mitbrachten, war große Wehklage in Matelane und ganz Hegelingen, und die Königin Hilde war nicht zu trösten. Es ward dann beschlossen, sobald die Jugend herangewachsen wäre, — denn fast alle waffenfähige Mannschaft war auf dem Wulpensand geblieben — mit einem Heereszuge nach der Normandie zu fahren und Gudrun mit ihren Jungfrauen zu befreien. Allein es währte 14 Jahre, bis dieser Heereszug zu Stande kam, und Gudrun litt mit ihrer Freundin Hildburg und allen ihren Jungfrauen während der Zeit unsägliche Schmach. Gleich als sie in Normannenland angekommen, warf sie der alte König Ludwig, darüber ergrimmt, daß sie sich freimüthig erklärte: „Ehe ich Hartmut nähme, wäre ich lieber todt," in die See; nur mit Mühe rettete sie der herbeieilende Hartmut. Eben so hart, ja grausam wurde sie von der Königin Gerlinde behandelt; die einzige Schwester Hartmuts, Ortrun, hatte Mitleid und suchte, gleich ihrem Bruder, ihre Leiden zu lindern; denn die Königstochter mußte mit ihren edlen Jungfrauen Garn winden, Flachs hecheln, Wasser tragen und andere niedrige Dienste verrichten.

Als Hartmut, von einer Heerfahrt zurückkehrend, von diesen Mißhandlungen hörte, war er ungehalten. Er ging zu Gudrun und versuchte die Liebe der Jungfrau zu gewinnen, indem er ihr versprach, alle die angethanen Leiden reichlich zu versüßen, wenn sie wollte Königin werden. Allein Gudrun war unbeweglich. Nichts konnte sie von ihrer Treue gegen Herwig abbringen, und zugleich warf sie ihm den Tod ihres Vaters vor: „könnte ich," sprach sie, „den zum Gatten nehmen, dessen Vater den meinigen erschlagen?" und ferner:

Es war doch immer Sitte von frühesten Zeiten an,
Daß ein Weib nicht nehmen sollte einen Mann,
Es wär' denn beider Wille; und das ist Recht und Ehre.

Da wandte sich Hartmut zornig von ihr und sprach: „nun kümmert es mich wenig, was man an Euch thut.“ Als darauf auch die sanfte Ortrun vergebens sie an den Hof zog und umsonst ihr zuredete, freundlicher gegen Hartmut zu werden, verurtheilte sie die böse Gerlinde, die Kleider für Hof und Gesinde zu waschen, gleich einer Magd, und weil Hildburg sie laut deßhalb beweinte, wurde sie ihr zu diesem Dienste beigesellt, was sie auch mit Freuden annahm. Es ist rührend, wie die Treue dieser theilnehmenden Freundin geschildert wird.

Kaum konnte sie erwarten, bis die Nacht begann,
Daß die edle Gudrun einigen Trost gewann.
Zu ihr ging Frau Hildburg in eine Kammer stille:
Da ergossen beide über den Dienst der Klagen reiche Fülle.

Hildburg, die hehre, mit vielen Thränen sprach:
Traun, mich schmerzet heftig dein großes Ungemach;
Doch hab' ich von der Teufelin erbeten, daß am Strande
Du sollst allein nicht leiden; ich werde mit dir waschen die Gewande.

Darauf sprach die Verbannte: das lohne dir Herr Christ,
Daß ob meinem Leiden so betrübt du bist!
Willst du mit mir waschen, das giebt uns Freude gute
Und kürzet uns die Weile, und uns ist desto besser auch zu Muthe.

Da ihr nun war erlaubet, daß sie das Gewand
Mit der Freudelosen durfte an den Strand
Tragen und auswaschen in ihren großen Leiden,
Da mußten, was die Andern auch thaten, immer waschen diese beiden.

Da nun ihr Gesinde Muße indeß gewann,
Weinten sie doch heftig, wenn sie sie stehen sahn
Und waschen an dem Ufer; sie huben laute Klagen
Und hätten gern für jene die schwersten Mühen in der Welt getragen.

Es währte das so lange, das ist gewißlich wahr,
Daß sie waschen mußten wohl fünf ein halbes Jahr,
Sie reinigten die Kleider für König Hartmut's Helden.
Nie mußten mehr sie dulden und tragen größre Noth die Auserwählten.

Indessen kam die Heerfahrt in Hegelingen zu Stande und die Helden Herwig, Ortwein, Horand, Frute, Irold und der grimmige

Wate landeten nach großen Gefahren endlich in der Normandie, in einer Bucht, die durch einen Wald so gedeckt war, daß sie von den Bewohnern des Landes nicht gesehen wurden. Nachdem sie berathschlagt, wurden sie darüber eins, erst ins Land Boten zu senden, um genaue Kundschaft zu haben von des Feindes Stärke und ob Gudrun noch lebe. Die Könige Herwig und Ortwein wollten selber die Botschaft übernehmen und bestiegen eine Barke, um längs der Küste näher der königlichen Burg zu fahren. Eben waren Gudrun und Hildburg am Strande und wuschen unter Thränen, wie sie geheißen waren, als ein Vogel daher geschwommen kam, der ihnen ihr nahes Glück verkündete.

Es war in einer Fasten um die Mittagszeit,
Geschwommen kam im Meere heran ein Vogel weit.
Weh, sprach sie, schöner Vogel, es macht mir Leiden schwere,
Daß du einher mußt schwimmen auf dieser Flut! so sprach die Maid die hehre.

In menschlicher Stimme zu antworten begann
Gottes hehrer Engel, als wäre es ein Mann:
Ich bin von Gott ein Bote, und willst du mich befragen,
Edle hehre Jungfrau, will ich dir Kunde von den Deinen sagen.

Als die edle Jungfrau die Stimme hier vernahm,
Konnte sie nicht glauben, daß jemals so zahm
Ein Vogel werde, daß er zu reden gar anfinge;
Doch hörte sie die Stimme, als ob aus eines Menschen Mund sie ginge.

Da sprach der hehre Engel: bald wirst du Gutes sehn,
Du arme Weggeführte, viel Freud' soll dir geschehn.
Willst du mich befragen nach deinem Heimatlande,
Ich bin der Deinen Bote, den Gott dir her zum Troste sandte.

Da fiel zum Sande nieder die edle Gudrun bald,
Als flehte sie um Gnade von Gott in Kreuzgestalt.
Sie sprach dabei zu Hildburg: wohl uns ob dieser Ehren,
Die uns Gott gewähret! nun muß unser Trauern bald aufhören.

Da sprach die Unglückselige: da Christ dich hat gesandt
Uns verirrten Kindern zum Trost her in das Land,
Sollst du mich lassen hören, Bote, du mein guter,
Lebet noch Frau Hilde, die war der armen Gudrun Mutter?

Da sprach der hehre Bote: dafür will ich stehn,
Deine Mutter Hilde hab' ich gesund gesehn,
Wie sie ein Heer ausrüstet her nach diesem Lande,
Wie nie ein Kind noch Wittwe eines um lieber Freunde willen sandte.

Sag' an, du edler Bote, sprach die Jungfrau hehr,
Laß dich es nicht verdrießen zu melden mir noch mehr!
Lebet auch noch Ortwein, der König vom Nordlande,
Und Herwig mein Geliebter? Wichtigere Märe ich niemals erkannte.

Da sprach der hehre Engel: das thu' ich dir wohl kund;
Ortewein und Herwig beide sind gesund;
Ich sah sie in den Wellen auf des Meeres Rücken;
Die kräftigen Degen mußten zusammen sich an einem Ruder bücken.

Sie sprach: die Mär' ist glücklich; ist dir auch das bekannt,
Ob Irold und Morung kommen in dies Land?
Das möchte ich gern dich fragen, du tröstlicher Berather!
Gern würde ich hier sie sehen, denn sie sind Vettern ja von meinem Vater.

Da sprach der hehre Bote: ich will dir gern gestehn,
Daß Irold und Morung ich habe auch gesehn,
Die euch dienen wollen; für euch, ihr schönen Frauen,
Kommen sie her zu Lande; von ihnen werden Helme viel zerhauen.

Da sprach der hehre Engel: nun scheide ich von hier:
Gott pflege eurer Ehre! Viel Arbeit liegt auf mir;
Auch ist mir nicht verordnet, euch noch mehr zu sagen;
Verschwunden war den Augen der Bote, und die Frauen mußten klagen.

Da sprach Hildes Tochter: mir ist unmäßig leid,
Daß auf viel andre Fragen mich Antwort nicht erfreut.
Bei Christ gebiet' ich, ehe du scheidest noch von hinnen,
Daß du aus Sorgen lösest mich ärmste aller Königinnen.

Er schwebte vor den Augen wie eben wieder ihr.
Ehe ich wieder scheide, schöne Maid, von dir,
Will ich dir wohl dienen, ich lasse es mir gefallen;
Wenn du beim Christ gebietest, so sage ich dir von deinen Vettern allen.

Sie sprach: so hörte ich gerne: hast du wohl vernommen,
Wird vom Dänenlande Horand der Degen kommen
Mit seinen wackern Helden, die mich in Sorgen ließen?
Ich weiß, er ist so bieder, daß auch ich arme Maid deß darf genießen.

Es kommt der Däne Horand zu dir, der Neffe dein,
Um heftigen Krieg zu führen, er und die Recken sein.
Er wird Hildes Feldzeichen kräftig tragen in Handen,
Wenn die Hegelingen kommen nach Herrn Hartmuts Landen.

Da sprach von neuem Gudrun: kannst du mir das sagen,
Lebt Wate noch von Sturmland? So wollte ich nicht mehr klagen.
Deß freuten wir uns alle, wenn uns das geschähe,
Daß ich den alten Frute auch hier bei meinem Zeichen sähe.

Da sprach der Engel wieder: es kommt in dieses Land
Zu dir Wate von Stürmen; der hält in seiner Hand
Ein starkes Steuerruder in einem Kiel bei Frute;
Bessere Freunde darfst du zum Krieg nicht wünschen dir in deinem Muthe.

Der Engel wollte jetzo wieder scheiden hin;
Da sprach die Entführte: in Sorgen ich noch bin,
Ich wüßte gar zu gerne, wann es soll geschehen,
Daß ich, die Verlassene, darf meiner Mutter Hilde Boten sehen?

Der Engel gab zur Antwort: die Freude ist nahe hie;
Es kommen her zwei Boten zu dir morgen früh;
Die sind wohl so bieder, daß sie dich nicht trügen,
Und, wenn sie Märe bringen, daß sie in keinem Worte dir lügen.

Von ihnen mußte scheiden jetzt der Bote hehr;
Die entführten Frauen fragten nun nicht mehr;
Es schwebte in ihrem Sinne Freude jetzt und Schwere,
Wo wohl ihre Helfer und wo ihr treu Gesinde wäre.

An jenem Tage wuschen sie lässiger das Gewand;
Sie sprachen von den Helden, die ihnen hergesandt
Die mächtige Hilde hatte vom Hegelingenlande;
Sie harrten voll von Sorgen auf Gudruns Mannen und Verwandte.

Voller Hoffnung gingen nun die Jungfrauen abends nach Hause. Am folgenden Morgen eilen sie wieder an den Strand mit ihrer Wäsche und sind bald so glücklich, die Helden zu erblicken. Wie sie sich nun Alle wiedererkennen, wie sie sich freuen und wieder über die schmachvolle Dienstbarkeit klagen und weinen, ist eine der trefflichsten Schilderungen. Gern möchte Herwig seine Gudrun sogleich mitnehmen, allein Ortwein will nicht stehlen, was ihm die

Feinde im Sturme genommen, und wünscht auch die übrigen gefangenen Jungfrauen zu retten. So fahren sie hinweg, und Gudrun wirft im stolzen Selbstgefühle die Kleider, die sie waschen sollte, in die See. Freilich droht ihr, als sie abends heimkam, von der zürnenden Gerlinde die entehrendste Strafe; doch dieser entzieht sie sich, indem sie willig erklärt, dem Hartmut ihre Hand zu geben. Nun ist allgemeine Freude auf der Burg; alle gefangenen Jungfrauen werden freigelassen, sie baden und kleiden sich königlich, und Gudrun ist in ausgelassener Heiterkeit. Diese Freude schien Gerlinden auf Verrath zu deuten; sie warnte ihren Sohn und meinte, Gudrun müsse heimliche Botschaft haben. Doch Hartmut läßt in seinem Herzen keinen Verdacht aufkommen, und Alle gehen vergnügt zur Ruhe. Gudrun bleibt mit ihren Jungfrauen in einem gesonderten Gemache. Doch mit dem ersten Morgenstrahle stößt der Wächter ins Horn, die Burg ist belagert, König Ludwig und sein Sohn eilen mit den Gewaffneten zum Thore hinaus. Hier beginnt ein wüthender Kampf, Ortwein und Horand werden verwundet, auch Herwig kann nicht bestehen vor dem alten Ludwig, bis er sich endlich ermannt und mit erneuertem Angriff eindringt auf der Normannen König. Da fällt das Haupt des alten Ludwig, und der grimmige Wate trennt Hartmut von dem Thore. Diesem Kampfe sehen die Frauen auf der Zinne und den Mauern zu. Wehgeschrei über Ludwigs Fall, steigende Angst um Hartmuts Leben. Da bietet Gerlinde großen Lohn, wer die Gudrun erschlüge, und schon eilt Einer dahin mit blankem Schwerte, Gudrun und die Jungfrauen zu tödten. Aus den Fenstern sendet Gudrun ihren Hülferuf, und der edle Hartmut ruft erzürnt zur Burg hinauf: es solle der feige Schurke mit dem Strange büßen, der es wagen würde, die Jungfrau zu verletzen. Während dessen kommt Hartmut selbst in große Noth; denn Wate dringt mit Macht auf ihn ein. Da stürzt Ortrun in den Saal und bittet Gudrun, da ihr Vater schon gefallen, doch ihren Bruder zu retten. Gudrun fordert dazu den Herwig auf, der aber vergebens den grimmigen Wate zur Schonung zu bewegen sucht. Unterdessen wird Hartmut gefangen genommen; Wate stürmt die Burg, und mordet was er findet, ohne selbst der Kinder zu schonen. Ortrun und Ger-

linde flüchten sich zu Gudrun, aber der grimmige Held mit knirschenden Zähnen, mit Mordsucht in den Augen und ellenbreitem Barte hört nicht auf Gudruns Bitten; er schleppt Gerlinden aus der Mädchenschaar und ermordet sie vor den Augen derselben; Ortrun aber bleibt verschont. Darauf folgt die Heimfahrt nach Hegelingen, auch der gefangene Hartmut wird mitgeführt; allein in Matelane angelangt und von Frau Hilde mit Freuden empfangen, löst sich Alles in Versöhnung auf. Herzlich dankt Hilde den Helden, und selbst den wilden Wate, der sich vor ihr tief neigt, küßt sie vor Wonne. Als aber Gudrun die sanfte Ortrun zu ihrer Mutter führt, bittet sie: „Nun küsset die liebe Jungfrau auch, die hehre, die mir im Feindesland so viele Liebe hat erwiesen.“ Ja sie ruht nicht, um gleich einem versöhnenden Engel allen Haß zu schlichten und Alles in Liebe zu verbinden: daß ihr Bruder Ortwein und Ortrun, der gefangene Hartmut und ihre treue Hildburg sich vermählen, ist ihr Werk. So zog denn nach herrlichen Festen Herwig mit Gudrun, Hartmut mit Hildburg heim in ihr Land, in Hegelingen aber trugen Ortwein und Ortrun nach Hilde's Willen die Krone.

Aus diesem kurzen Abrisse wird man entnehmen, welch reiches Leben sich in diesem Gedichte entfalte. Im Ganzen ist wohl das Nibelungenlied großartiger und kolossaler, dafür tritt in der Gudrun mehr das Gemüthsleben hervor, und von großer Wahrheit und Anmuth sind die Schilderungen der Frauen. „Beide Gedichte, die Nibelungen und die Gudrun,“ sagt Gervinus, „dürfen für die Nation ein ewiger Reichthum heißen. Sie reichen gleichsam in jene alten Zeiten mit ihren Sitten, Thaten und Gesinnungen hinüber, aus denen die Stimme der mißgestimmten römischen Feinde die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verläßigkeit, die Zucht und Keuschheit unserer ehrwürdigen Ahnen rühmte. Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer, wenn auch rauher Sinnesart, voll derber, aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem schamlosen, eklen und windigen Inhalt der britischen und neben den schalen, läppischen und zuchtlosen Stoffen der französischen Romane, ja neben dem bigotten, fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andere Zeugnisse für die angestammte Vortrefflich-

keit unseres Volkes reden hören, als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Keime werden wir bei unsern Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit und alle die ehrenden Gesinnungen finden, die uns noch heute im Kreise der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn sie auch nicht geistige Routine zur Schau tragen (wie das die fremden Poesien jener Zeiten besser können), auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schließen, die ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem neuen Umsatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst."

IV. Höfische Dichtung. Rittergedicht und Lyrik (Minnegesang).

Wie Spanien und Frankreich die Heimat des Ritterwesens sind, wo zuerst die Fahne des Kreuzes erhoben ward, ein Symbol des höchsten irdischen Kampfes, so ist auch hier der Boden der Dichtung, die ihn verherrlichte. Dem Süden gehört vornehmlich die ritterliche Lyrik an. Der Norden Frankreichs ist das Land der Rittersage. Ein germanischer Grundton war geblieben in dem Charakter der romanisirten Franken; die Normannen kamen hinzu und übertrugen ihre Liebe zu der Heldensage auf die Sagenfülle, der sie in den neugewonnenen Wohnsitzen begegneten. Die Bretagne bildete eine Brücke für die thatenreiche Sage, welche aus dem Kampfe der Briten gegen die übermächtigen Fremdlinge hervorgewachsen war und von den Barden mit all der Anhänglichkeit, die ein unterjochtes Volk für seinen letzten verzweiflungsvollen und im Unglück noch ruhmvollen Kampf hegt, fort und fort gepflegt wurde. Aber auch die römische Bildung hatte dorthin die anziehenden Erzählungen von Troja's Untergang, von Aeneas' Irrfahrten, von Alexanders Heerzügen gebracht, und gerade dies waren Begebenheiten, in denen der Orient seine großartigsten Unternehmungen, seine Kämpfe im Orient wiedererkannte und eine christliche Ritterschaft mit der Macht des heidnischen Ostens streiten sah. In die hiermit angedeuteten Gruppen theilt sich vorzugsweise die romantische Sagenwelt: die fränkische Karlssage,

die britische Artus- und Graalsage, die antike (griechisch-römische) Sage.

Die fränkische Karlssage gehört mehr dem französischen als deutschen Boden an; diesseits des Rheins ist Karl nicht der Held des Ritterromans, sondern er wurde verehrt als der Begründer des deutschen Weltreichs, der ersten Macht der Christenheit. Dagegen hat das französische Epos von dem historischen Karl wenig übriggelassen. Nicht seine Siege über die Sachsen, Longobarden und Avaren hob es hervor, sondern den einzigen, halbmißlungenen Zug nach Spanien, um diesen als einen entscheidenden Sieg über das saracenische Heidenthum in ein glänzendes Licht zu stellen. Zwar erscheint Karl in manchen poetischen Erzählungen, besonders in der auch aus deutschen Darstellungen bekannten Sage von den Haimonskindern zugleich als der Begründer weltlicher Herrschaft im Kampfe mit übermüthigen Vasallen, die ihn hart bedrängen, so daß er seine Obmacht nur mit Mühe behauptet; allein der Kampf mit den Heiden und der Sieg des Christenthums ist doch der eigentliche Mittelpunct dieses epischen Sagenkreises. Die französische Poesie hat ihn fleißig ausgebeutet; die deutsche Poesie hat ihn mehr bei Seite gelassen, da er kein volksmäßiges Interesse gewann. Nach einer französischen Quelle bearbeiteten der Pfaff Konrad um 1170 und etwa 70 Jahre später der Stricker das Rolandslied, die Erzählung von Karls Heldenthaten in Spanien und Rolands letztem todesmuthigen Kampfe bei Ronceval.

Noch phantastischer ist das christliche Ritterthum in der Artus- und Graalsage ausgeschmückt. Nur dürftig ist die historische Grundlage dieses Wunderbaus der Rittersage; selbst um die innere Wahrheit unbekümmert, schwebt sie als ein reizendes Phantasiebild dahin und wird der Rahmen für die abenteuerlichsten Ritterfahrten, für eine Wunderwelt, in der der Zauber das eigentlich Wirkliche geworden ist. Die geschichtliche Forschung kann höchstens anerkennen, daß ein britischer König Arthur oder Artus das Christenthum und die Freiheit seines Landes gegen die eindringenden Sachsen und Angeln vertheidigte. Die britischen Barden in Wallis und Bretagne, sowie die ihnen sich anschließenden französischen Dichter knüpften an seinen

gefeierten Namen fast Alles, was als Ritterdichtung glänzen sollte. Dürftig sind noch die bretagnischen Volkslieder, in denen Abenteuer auf Abenteuer in verworrener Weise ohne ethische Grundlage gehäuft wird. Erst die französischen Dichter des zwölften Jahrhunderts erkannten hierin einen willkommenen Stoff, um die Schaustellung des Hoflebens und des weltlichen Ritterthums zu poetischer Darstellung zu bringen und die Schilderung abenteuerlicher Thaten willkürlich anzureihen. Das Rittergedicht führt daher seinen Helden in den Kreis des Artus ein, läßt ihn Platz nehmen an der runden Tafel (table ronde, Tafelrunde), zu der nur die erwähltesten Ritter Zutritt haben, welche durch hohe Geburt und Tapferkeit hervorragen und jederzeit bereit sind, ihre ritterlichen Eigenschaften durch die Uebernahme der gewagtesten Abenteuer zu bewähren. Jeder der Haupthelden, Titurel, Parcival, Lohengrin, Tristan, Iwein, Lancelot, um nur die bekanntesten zu nennen, hat seine eigenen ihn verherrlichenden Gedichte aufzuweisen, wie in der französischen, so auch in der deutschen Ritterdichtung. Obwohl unsere höfischen Dichter mit Uebersetzungen anfangen und sich anfangs nur mit Mühe in den ausländischen Stoff und die fremdartige Behandlung hineinfinden können, so gelangen sie doch gar bald zu einer solchen Gewandtheit und Zierlichkeit, daß die Vergleichung der deutschen Rittergedichte aus der besten Zeit mit den französischen Vorbildern nur zum Vortheil der ersteren ausfällt. Der größere Reiz besteht vornehmlich in der tieferen geistigen Auffassung, der lebendigeren Wärme des Gemüths, welche über die ganze Erzählung einen erfrischenden Hauch verbreitet und die Dürftigkeit des stofflichen Gehaltes vergessen macht. Dies gilt vornehmlich von den drei Meistern der Ritterdichtung, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach, bei denen wir im Folgenden vorzugsweise verweilen.

Hartmann von Aue war ein schwäbischer Ritter im Dienste der Herren von Aue. Im Waffendienst hatte er sich bewährt und war als Kreuzfahrer nach dem Morgenlande gezogen; doch wenn er — so erzählt er selbst — nach den Waffen sich Muße schaffen konnte, dann mochte er gern der Dichtung pflegen, um sich „schwere Stunden sanft zu machen.“ Diese männliche Heiterkeit, welche den offe-

nen Blick für die Welt sich bewahrt und an Allem stets die freundliche Seite zu entdecken weiß, so daß er es als ein Glück preist, das schöne Dasein genießen zu können, dazu die biedere Gesinnung, die von aller Frivolität sich abwendet, diese sind die Seele seiner Dichtungen und geben ihnen den gemüthlichen Reiz, das Ebenmaß und die Klarheit, weßhalb Gottfried von Straßburg dem „Krystall seiner Worte" mit Recht den Lorberzweig zuerkennt.

Auf einer schwäbischen Volkssage von den Vorfahren des Geschlechts, dem er diente, beruht das bekannteste seiner Gedichte, der arme Heinrich.

Ein Rittersmann, Heinrich von Aue, reich an Gütern, schön und stark an Leibe, allverehrt seiner Tugend und Gerechtigkeit wegen, wird plötzlich von einem Aussatz heimgesucht, so daß ihn von nun an die Menschen, die ihn vordem so sehr liebten und suchten, flohen. Vergebens bietet er all sein Gold den besten Aerzten, keiner konnte helfen. Da reiste er nach Salerno, weil er gehört, daß dort ein Meister lebe, der ihn heilen würde. Nach langem Weigern sagt ihm endlich der Mann das Mittel:

Denn solltet ihr gerettet sein,
So wär's durch eine reine Maid,
Die keusch und züchtig und bereit,
Ihr eignes junges Leben
Für euch dahin zu geben.
Des reinen Mägdleins Herzensblut
Das wär' für euer Leiden gut; —
Doch wißt ihr: niemand ist zu werben,
Um für des Andern Heil zu sterben.

Der edle Ritter verschmähte ebenfalls dieses Mittel, kehrte heim, nahm sein Geld und Gut, gab's den Freunden und den Armen und behielt nichts, als ein kleines Haus mit Hof und Feld, wo ein armer Bauersmann ihn pflegte und mit seiner Hände Arbeit nährte. Es hatte aber der Bauer unter vielen Kindern ein munteres zartes Mägdelein,

Das nun im zehnten Jahre war,
Mit einem klaren Augenpaar
Und rothen Wänglein, lichtem Haar
Und holden Zügen wunderbar.

Es war das gute liebe Kind
Dem kranken Herrn so treu gesinnt,
Daß selten sie von seinen Füßen
Entwich und für ein freundlich Grüßen
Ihm willig diente allezeit.
Die andern alle flohen weit
Den kranken, beulenvollen Mann,
Sie aber ging zu ihm heran
So oft es ihr nur möglich war.
Ihr kindlich Herz war immerdar
Ihm zugethan und stets bereit,
Die schwere Pein, das harte Leid
Mit Zärtlichkeit ihm zu versüßen,
Und lächelnd saß sie ihm zu Füßen.

Während der Leidende, von diesen guten Menschen gepflegt, sein Leben drei Jahre fortfristet, erzählt er unter Anderm auch von dem Mittel, das ihm der Arzt zu Salerno gerathen. Das Mägdelein schloß jedes seiner Worte in ihr Herz und konnte ihre Thränen um den guten Herrn nicht eher stillen, bis sie beschlossen hatte: „ihr junges reines Leben für ihn dahin zu geben.“ Allein nun hat sie Noth, ihre Eltern zu bewegen, daß sie ihr gewähren möchten, was sie verlangte. Die Beredsamkeit, mit der sie ihre Sehnsucht nach dem Himmel malt, beschwichtigt ihre trauernden Eltern, und der Vater spricht endlich:

nach langem Weilen,
Das Wort will ihm das Herz zertheilen:
„Mein Kind, ist Gott in deinem Herzen,
So frage nicht nach unsern Schmerzen.“
Die Mutter, ob ihr Herz will brechen,
Vermochte nicht zu widersprechen.

Ebenso schwer wird es dem Kinde, den kranken Herrn zu überreden, daß er das Entsetzliche geschehen lasse. Es kommt die Frage wieder vor die Eltern, und alle drei, der Ritter, der Vater und die Mutter, vereinigen nun ihre Vorstellungen und Bitten wieder, die Schwärmerin von ihrem Vorsatze abzubringen. Von Bitten bestürmt, nimmt der Ritter endlich das Opfer an und spricht:

„Wohlan es sei,
Was kann ich Einer gegen Drei?

Ich glaube jetzt, daß Gottes Wille
Euch hat berühret in der Stille,
Und Gottes Wille mag geschehn,
Was über uns auch mag ergehn.
Er sieht mein Herz und ist mein Zeuge,
Daß ich vor ihm allein mich beuge,
Und nicht begehre, daß sein Leben
Dies holde Kind für mich soll geben."
Da sprang das Mägdlein zu ihm hin,
Als würd' ihr herrlicher Gewinn,
Umfaßte seine Füße beide,
Vor Freude weinend, nicht vor Leide.
Die Eltern aber neigten dankend
Das Haupt, und aus der Kammer wankend,
Beweinten sie dann nur im Stillen,
Was sie erkannt als Gottes Willen.

Lieblich ist die zunächst folgende Schilderung der von seligen Gefühlen verklärten Jungfrau.

Es ließ der Herr ein seidnes Kleid
Für die geliebte treue Maid
Bereiten, wie sie nie getragen;
Den besten Zobel, den man fand,
Den setzte man um das Gewand,
Das, reich geschmückt mit Edelsteinen,
Sie nur noch schöner ließ erscheinen.
Es ward ein stolzes Roß der Maid
Gebracht, das sie den Ihren weit
Entführen sollte, — bis zum Grabe.
Sie nahm mit Lächeln an die Gabe.
Kein thöricht Kind erschien sie mehr:
Aus niedrem Stande nicht entsprossen.
Ihr Angesicht ist übergossen
Von einem heitern Ernst, und weise
Beschickt sie Alles zu der Reise
Und tröstet die betrübten Alten,
Die still mit Ehrfurcht um sie walten,
Als ob sie schon ein höh'res Wesen,
Nicht ihre Tochter mehr gewesen.

Ohne Zögern geht nun die Reise nach Salerno, wo der wunderthätige Meister, voll Staunen und Entsetzen über den Entschluß der Jungfrau, wieder erst von ihr überredet werden muß, das blu-

tige Opfer an ihr zu vollbringen. Immer weiß der Dichter, selbst wenn er das Gräßlichste erzählt, „wie sie z. B. entkleidet auf einen hohen Tisch gebunden wird, während der Meister sein Messer schärft, um ihren Tod zu sänften," Anmuth über sein Gemälde zu verbreiten. In höchster Aufregung stürmt der Ritter gewaltsam in die Kammer ein; „denn ein neues Leben war in seiner Brust aufgegangen, und nicht sterben soll die holde, süße, reine Maid, die unvermerkt seines Herzens Lust geworden." Vergebens weinte die Jungfrau und bestand auf ihrem Willen:

Herr Heinrich that als braver Mann,
Blieb treu dem Muth, den er gewann.
Er legte selbst das Kleid ihr an,
Gab seinen Lohn dem Arzte dann
Und zog nach seinem Heimatlande,
Obschon er wußte, neue Schande
Erwart' ihn dorten, Schimpf und Spott,
Er trug's geduldig, weil es Gott
So über ihn verhangen,
Wie es mit ihm ergangen.

Allein so freudig er im Herzen war, daß ihm dieser Sieg gelungen, so versenkt in Kummer war die arme Maid; denn sie meinte, sie wäre nicht rein genug für solch ein Opfer, und als sie mit dem Ritter des Nachts in einer Herberge angekommen war, betete sie allein in ihrem Kämmerlein und flehte zu Gott, er wolle ihr ein Zeichen geben, ob es ihr noch gelingen werde, seine Gnade zu erwerben.

Und Gott, der in das Herze schaut,
Der niemand läßt, der ihm vertraut,
Der sah mit gnädigem Erbarmen
Die harte Noth der beiden Armen,
Die beide ihm ihr ganzes Leben
Und Herz in Frömmigkeit ergeben,
Die seine Prüfung treu bestanden,
Die würdig, daß sie Rettung fanden.
Der Vater, der die Seinen
Gern tröstet, wenn sie weinen,
Der schied die frommen beiden
Von allen ihren Leiden.
Indeß er schlief in seiner Kammer,
Ward Heinrich frei von allem Jammer,

Und trat am andern Morgen,
Erlöst von allen Sorgen,
Rein und gesund hin vor die Maid.

Beinahe zu karg spricht der Dichter die freudige Ueberraschung der Jungfrau aus; allein so wenig er mit Worten sagt, so tief ist empfunden, was er sie sprechen läßt:

Sie schaut ihn an und schaut ihn wieder
Und sinkt auf ihre Kniee nieder
Und ruft: „Es sei der Herr gepriesen,
Er hat uns große Gnad' erwiesen!
Und gern behalt' ich nun mein Leben,
Denn Er hat mir's zurückgegeben."

Der Ritter tritt nun seine Rückreise mit frohem Sinne an, und wie er daheim angekommen, läßt er allen Freunden die freudige Kunde sagen, „daß Gottes Allbarmherzigkeit aus seinem Elend ihn befreit."

Da kamen sie gefahren
In reichen, frohen Schaaren,
Sie ritten und sie gingen,
Kaum ihren Augen trauten
Sie, wie sie ihn erschauten, —
Das war ein fröhlich Wiedersehn.

Geschildert wird nur mit wenigen Zügen, wie die Jungfrau ihre Eltern wiedersieht und „wie sie vor Freude weinen und lachen," ferner die Redlichkeit „der biedern Schwaben," die dem Ritter unaufgefordert all sein Gut, das sie von ihm empfangen, zurückgeben, und wie der arme, jetzt wieder reiche, gesunde und glückliche Heinrich die Jungfrau, der er die Gnadengabe Gottes zu verdanken glaubt, zum Weibe nimmt. Es war dieses Gedicht mit Recht zum Volksbuche geworden, auch deßwegen, weil nicht Abenteuer und Minnedienst vornehmer Ritterleute besungen werden, sondern Leid und Freud' eines leutseligen Ritters und das Stillleben einer armen Bauernfamilie, mit Empfindungen und Gesinnungen, die in solchen Zuständen natürlich sind.

In Hinsicht auf die Kunst der Erzählung ist das jüngste von Hartmanns Rittergedichten, Iwein, das vollendetste. Da bei der

Gehaltlosigkeit der Artussagen ein Auszug den Leser nicht anzieht, aber eine Probe daraus am besten die epische Behandlung der höfischen Dichter anschaulich machen kann, so wählen wir daraus die Sage vom Zauberbrunnen, die wir nach des Grafen Baudissin Uebersetzung mit Weglassung einiger wenigen Stellen folgen lassen.

Es hatte König Artus wohl
In seinem Hof zu Caridol
Zu Pfingsten sich ein Fest geschaart,
Glänzend und reich nach seiner Art,
So voller Pracht und Herrlichkeit,
Daß er nicht vor noch nach der Zeit
Irgend ein schön'res je gewann.
Gab's dort auch einen neidischen Mann
Von nichtigem Sinne und wenig Werth,
So ward doch nie ein Hof verklärt,
Zu keinen Zeiten fern und nah
Durch gute Ritter so wie da.
Auch war ihnen dort gegeben
In aller Weise ein erwünschtes Leben;
Nach Herzensneigung dienten sie
Manch edler Maid und Frau allhie,
Den schönsten im Reiche weit und breit.
Es schmerzt mich wahrlich allezeit,
Und hülf' es, wollt' ich's klagen,
Daß heut' in unsern Tagen
Solch Frohsein aus der Welt geschwunden,
Wie man's in jener Zeit empfunden.
Doch müssen wir auch jetzt uns freun!
Ich wollte da nicht gewesen sein
Und nun des Lichts entbehren,
Wo ihre Mär' zu hören
Uns noch erquicken mag und stärken;
Sie aber freuten sich an den Werken.

König Artus und sein Gemahl
Jedweder von beiden zumal
Auf ihr Vergnügen war bedacht.
Am Pfingsttag, als man das Mahl vollbracht,
Wählt jeder sich, was auf der Welt
Ihm wohlbehagt und am besten gefällt.
Die sprachen mit Frauen wohlgethan,
Die rangen und schwenkten sich auf dem Plan,
Die tanzten, Andre sangen;
Die liefen, Andre sprangen,
Noch Andre hörten Saitenspiel;
Die schossen nach dem Ziel,
Die sprachen von Mühsal und schwerer Zeit,
Die von Muth und kühner Tapferkeit;
Gawein prüfte seine Waffen,
Kaye legte sich schlafen
Auf die bequemen Polster hin;
Auf Gemach ohne Ehre stand sein Sinn.

Während der Hof in solcher Behaglichkeit versammelt ist, fordert die Königin Ginevra den Ritter Kalogreant auf, ein Abenteuer zu erzählen, und er beginnt also:

Es geschah mir — das ist wahr —
Es sind nun an die zehen Jahr,
Daß ich auf Abenteuer ritte
In voller Wehr nach meiner Sitte
Nach Bresilian in den Wald*).
Da waren der Wege mannigfalt;

*) Dieser Wald ist in der Artussage der vorzüglichste Schauplatz der Wunder. Sein Name, den er noch jetzt in der Bretagne führt, bedeutet Wald der Einsamkeit.

Drum wandt' ich mich zur rechten Hand
Auf einen Fußpfad, den ich fand,
Der war sehr rauh und enge.
Durch Dornen und Gedränge
Zog ich entlang den ganzen Tag,
Daß ich fürwahr wohl sprechen mag,
Nie fand ich mehr Beschwer und Müh'
Auf ungebahntem Pfad als hie.
Als es nun an den Abend ging,
Ein breitrer Weg mich da empfing,
Der trug mich aus der Wilde
Und führt' in ein Gefilde,
Dem folgt' ich eine Weile
Nicht ganz eine Meile,
Bis daß ich ersah ein Schloß
Und dort zu rasten mich entschloß.
Ich ritt bis an des Burghofs Thor,
Da siehe! stand ein Ritter davor;
Ich erkannt' ihn als des Schlosses Herrn.
Als der mich kommen sah von fern
Zur Burg herangeritten,
Hub er nicht an zu bitten; —
Er ließ mir kaum die Muße,
Daß ich zu seinem Gruße
Vollständig konnte kommen,
Eh' er mir abgenommen
Den Steigbügel und den Zaum.
Und als ich abgestiegen kaum,
Kam er so liebreich mir entgegen,
Daß Gott dafür ihm schenke Segen.

Nun hing eine Tafel an dem Thor
An zwei Ketten empor;
Daran schlug er mit starkem Schall,
Weit durch die Burg erklang der Hall.
Da dauert' es gar wenig lang
Und hervor aus den Pforten sprang
Des Burgherrn Ingesinde,
Schöne und junge Kinde,
Junker, in feine Gewande
Gekleidet nach ihrem Stande.
Willkommen hieß mich der ganze Troß.
Mich selber und auch mein Roß
Haben sie trefflich in Acht genommen. —
Darauf gar lieblich sah ich kommen,
Da ich in die Burg einging,
Eine Jungfrau, die mich empfing.
Ich meine noch und meint' es da,
Daß ich kein schönres Kind je sah.
Die entwaffnete mich,
Und Einen Schaden klage ich,
Das mochte mir wohl geziemen:
Daß am Helm die Riemen
Also leicht zu lösen sind,
Daß das liebwerthe junge Kind
Alsbald ein Ende daran fand.
Es ging zu schnell ihr von der Hand.
Ich wünschte, sollt' es immer sein!
Ein scharlachnes Mäntelein
Gab sie da mir an.
Ich war ein gar betrübter Mann,
Daß sie mein Auge je gesehn,
Als ich zu scheiden mußte gehn.

Ein Bote, der vom Burgherrn kam,
Gar bald mir alle Freude nahm.
Zum Imbiß hieß er uns bescheiden,
Da mußt' ich Red' und Freude meiden.
Als ich mit ihr zu Tische ging,
Der Wirth mich abermals empfing.
Er wünschte den Pfaden und Wegen
Manchen gütlichen Segen,
Auf denen ich gezogen war;
Und damit übergoldet' er's gar,
Daß er mich nicht von ihr getrennt
Und mir so liebreich das gegönnt,
Neben der Jungfrau zu essen.
Es ward allda auch nichts vergessen,
Wir hatten von Allem Füll' und Kraft,
Was nur gehört zur Wirthschaft,
Wir fanden Speise, die war gut,
Dazu willigen freundlichen Muth.
Nachdem wir mit Freuden gegessen
Und noch zusammen gesessen,
Und ich ihm sagte meine Sitte,
Daß ich nach Abenteuern ritte,

Wundert' es ihn sehr,
Und meint' er, es wäre noch nimmermehr
Ein Gast zu ihm gekommen,
Von dem er hätte vernommen,
Er suche sich Kampf und Ungemach.
Recht dringend bat er mich danach,
Wenn mich der Weg vorüberführe,
Sollt' ich anklopfen an seiner Thüre.
Ich versprach's und hielt es seit der Zeit. —
Als es nun Zeit zu schlafen ward,
Da gedacht' ich an meine Fahrt.
Es ward der tugendlichen Magd
Von mir viel Dank gesagt,
Ihrer guten freundlichen Art.
Die holde, meine Jungfrau zart,
Die lächelte und neigte sich mir.
Seht, so mußte ich scheiden von ihr. —
Früh morgens ritt ich darauf zu Thal
Zum Walde vom Gefilde.
Ich wandte mich zur Wilde
Und fand nach mitten Morgen
In dem Walde verborgen
Ein weites Feldgereute,
Einsam und ohne Ackersleute.
Da ersah ich mir zum Leide
Eine schwere Augenweide,
Gethier allerhande,
Die man mir jemals nannte,
Wider einander springen
In erschrecklichem Kämpfen und Ringen.
Es reute mich, daß ich gekommen,
Und hätten sie mein wahrgenommen,
So mein' ich, blieb kein andrer Rath,
Als daß ich Gott um Hülfe bat.
Gar gerne wollt' ich aus dem Wald.
Da sah ich eines Manns Gestalt,
Der mitten aus ihnen ragte hervor,
Das kam mir anfangs tröstlich vor;
Doch als ich näher gekommen war
Und schaut' ihn recht genau und klar,
Da fürchtet' ich ihn also sehr,
Als die Thiere oder noch mehr.
Sein menschliches Gebilde
War schrecklich und wilde,
Wie ein Mohr sah er aus,
Riesenhoch und graus,
Daß es niemand wohl glaubt.
Ich sag' es, sein Haupt
War größer, denn eines Ures Kopf.
Der Unhold trug einen Schopf
Von weißem, rußfarbenem Haar,
Verwachsen ganz und gar;
Ein Wald ihm Haupt und Bart umstarrt,
Struppige Borsten verfilzt und hart,
Sein Antlitz war wohl ellenbreit,
Bedeckt mit Runzeln tief und weit.
Eine mächtige Kolbe war sein Stecken,
Die mochte mich wohl sehr erschrecken.
Und als ich drauf ihm näher kam,
Daß er mein rechte Kunde vernahm,
Sprach ich: bist du feindlich oder gut?
Er sprach: Wer mir nichts Leides thut,
Der soll auch über mich nicht klagen!
„Wohlan, so laß mich weiter fragen,
Welcherlei Creatur du bist?" —
„Ein Mann, wie dir wohl sichtlich ist!"
„Welch Amt und Geschäft magst du hier treiben?"
„Hier bei den Thieren muß ich bleiben!"
„Und thun sie dir nichts? Das sage mir du!"
„Frag lieber, ob ich sie lasse in Ruh!" —
„In Wahrheit, sag' mir, fürchten sie dich?"
„Ich pflege sie, und sie fürchten mich
Als ihren Meister und Herren allhie."
„Nun sage mir, was fördert sie,
Deine Meisterschaft und Hut?
Sie laufen nach ihrem freien Muth
Zu Walde und zu Gefilde.
Ich weiß doch sicher, sie sind wilde,
Sie erkennen nimmer Menschengebot,
Und mein' ich nicht, daß außer Gott

Jemand soviel möchte vollbringen
Mit Gewalt die Thiere zu zwingen
Ohne Käfig und Eisenband."
Er sprach: „meine Zunge und meine Hand,
Mein Schmeicheln und meine Keule schwer
Zähmten sie mir so sehr,
Daß sie vor mir stehn und beben,
Und thun nach meinem Willen eben.
Wer aber sonst als ich allein
Bei den Ungethümen wollte sein,
Der wäre verloren alsobald."
Herr, hast du über sie Gewalt,
So gebeut ihnen Friede gegen mich."
Er sprach: Mit Nichten fürchte dich.
Sie thun dir nichts, wenn sie mich sehn. —
Mußt' ich dir nun viel Rede stehn
Von Allem, was du gewünscht zu fragen,
So sollst du mir's auch nicht versagen,
Und melden, weßhalb du kamst hierher,
Und was noch weiter dein Begehr.
Ich bin zu deinem Dienst bereit."
Ich sprach: „so wisse denn, ich reit'
Ins Land auf Abenteuer."
Darauf entgegnet das Ungeheuer:
„Abenteuer? was ist das?"
„Deß will ich dich bescheiden baß.
Sieh her, wie ich gewappnet bin.
Ich heiß' ein Ritter und hab' im Sinn,
Daß ich aufzusuchen reite
Einen Mann, der mit mir streite,
Der gewappnet sei wie ich.
Das preiset ihn, erschlägt er mich.
Wenn ich's ihm aber angethan,
So hält man mich für einen Mann,
Und ich steige dadurch an Werth.
Drum wenn du irgend was gehört
Von solchem Wagniß hier im Wald,
Das melde du mir alsobald
Und führ' mich zu der Stelle hin,
Denn nicht Andres habe ich im Sinn." —
Darauf sprach er also zu mir:
„Steht es so beschaffen mit dir,
Daß du nach Ungemache strebest
Und nicht gern in Frieden lebest,
Willst du den Leib dran wagen,
Brauchst du nicht lang' zu fragen.
Hier ist ein Brunnen nahebei
Etwa kurzer Meilen drei,
Getraust du dir's, den zu erspähn
Und lässest ihm sein Recht geschehn
Und findest hernach die Wiederkehr
Ohne große Schmach und Unehr,
Dann bist du wahrlich ein tapfrer Mann,
Und zweifeln will ich nicht daran.
Nun höre, was sein Recht denn sei.
Eine Kapelle steht nahebei,
Schön und zierlich, aber klein.
Kalt, klar und rein
Ist derselbe Bronne.
Ihn treffen nicht Regen noch Sonne,
Noch trüben ihn die Winde.
Ihn schirmet die schönste Linde;
Ihre grünen Zweige breit und flach
Sind seine Schatten und sein Dach.
Sie ist mächtig hoch und also dick,
Daß nicht Regen noch Sonnenblick
Nimmer je hindurch sich drängt.
Ihr schadet der Winter nicht noch kränkt
An ihrer Schönheit er ein Haar.
Sie grünt und blüht das ganze Jahr.
Ueber dem Brunnen steht ein
Gar wunderzierlicher Stein,
Unterstellt mit vieren
Aus Marmor gehauenen Thieren,
Durchlöchert hin und wieder.
Von einem Ast hernieder
Hängt ein Becken von lauterm Gold.
Ich traue, daß niemand haben sollt
Gold so schön geprägt.
Die Kette, die die Schale trägt,
Die ist aus Silber geschlagen.
Willst du nun nicht verzagen,

So thu' dem Becken nicht mehr als dies.
Auf den Stein, der da stehet, gieß
Von des Brunnens Wasser ein Theil,
Und, wahrhaftig, du hast Glück und Heil,
Ziehst du mit Ehren von der Stelle.
Da wies mir der riesige Waldgeselle
Einen Steig zur linken Hand.
Ich zog des Weges und fand
Seine Rede genau und klar.
Was er mir sagte, verhielt sich wahr,
Und große Pracht erblickt' ich dort.
Man hört wohl nimmer an keinem Ort,
Die Welt steh' kurz oder lang,
So wonniglichen Vogelgesang,
Als ich aus jener Linde vernahm,
Da ich herangeritten kam.

Und wär' ein Mann bis in den Tod
Betrübt gewesen durch Gram und Noth,
Sein Herz, es hätte sich erfreut. —
Mit Vöglein war der Baum bestreut,
Daß ich die Aeste kaum noch sah,
Und selbst das Laub verschwand beinah.
Da waren nicht zwei einander gleich.
Ihr Chorgesang ertönte so reich!
Die Melodie bald hoch bald nieder;
Anmuthig klangen die süßen Lieder,
Und wiedertönend aus dem Wald
Das Echo zu den Stimmen schallt.
Den Brunnen fand ich auch sofort,
Wie mir der Riese beschrieb den Ort.
Der Stein darauf war ein Rubin,
Und aus jeglicher Ecke schien
Ein also leuchtender Smaragd,
Daß selbst des Morgensternes Pracht
Nicht schöner glänzt, wenn er aufsteigt,
Und die trübe Nacht vor ihm entweicht.

Als ich das Becken hangen sah,
In meinem Sinn gedacht' ich da:
Wollt' ich als Ritter Ruhm erbeuten,
So müss' ich's mir als Feigheit deuten,
Wenn ich des Wagestücks entbehre
Und nicht versuche, was da wäre.
Da rieth mir mein unweiser Muth,
Der mir so häufig Schaden thut,
Daß ich Wasser goß auf den Rubin.
Da erlosch die Sonne, die eben schien,
Ringsum verstummte der Vögel Sang;
Ein schwarzes Gewitter zog entlang.
Sturmeswolken flogen
An des Himmels Bogen
Von vier Enden finster und schwer;
Es schien der lichte Tag nicht mehr,
So daß ich die Linde kaum noch sah.
Große Trübsal mir da geschah.
Es zuckten alsobald
Rings um mich her im Wald
Viel tausend Blitze zumal,
Und neben mir zu Thal
Fiel so heftig ein Donnerschlag,
Daß ich entsetzt am Boden lag.
Es erhob sich Sturm, Hagel und Regen,
Und hätte nicht Gottes Segen
Mich geschirmt vor des Wetters Noth,
Lag ich derweile zehnmal todt.
Der Sturm war also ungemach,
Daß der Wald zusammenbrach.
Jeglicher Baum, wie breit und groß,
Stand nun verwüstet, kahl und bloß
Und alles Schmuckes leer,
Als ob versengt er wär'.
Ich hatte des Leibes mich begeben;
Ich gedachte nicht ferner zu leben,
Und harrte auf gewissen Tod,
Als das Wetter und die Noth
Nach kurzer Weile ließen nach,
Und licht ward wieder und hell der Tag.
Die Vöglein kamen wieder,
Es ward von ihrem Gefieder

Die Linde, wie vor, überdacht.
Sie erhuben aufs neu' der Stimme Pracht
Und sangen lieblicher als je.
Und was ich zuvor erlitt an Weh,
Das war nun gänzlich vergessen.
Mir war, als hätt' ich besessen
Das zweite Paradeis.
Und dieser Freude geb' ich den Preis
Vor allen, die mich je entzückt.
Schon wähnt' ich, ich sei auf immer beglückt
Und frei von Angst und Ungemach,
Da seht, es kam die Enttäuschung nach,
Und Leid und Schande folgten bitter.
Denn merkt nur auf! — Es zog ein Ritter
Zu Roß mit so grimmer Gewalt,
Mit solchem Getöse durch den Wald,
Daß ich schon meinte, es sei ein Heer.
Doch hielt ich mich bereit zur Wehr.
Er selbst war groß und stark sein Roß,
Nur wenig Freud' ich davon genoß.
Seine Stimme erschallte, wie ein Horn;
Ich spürt' es bald, es sei im Zorn.
Doch als ich merkte, es sei nur einer,
Ward meine Furcht und Zagheit kleiner.
Er hatte mich sofort erschaut
Und rief ergrimmt und überlaut
Schon aus der Ferne so mich an:
„Ritter, Ihr seid ein falscher Mann!
Ohne Ansage und Fehdespruch
Habt Ihr Schande und Schaden genug
In Eurer Bosheit mir angerichtet.
Wie seh' ich meinen Wald zernichtet!
Ihr habt mir den verdorben.
All mein Wild ist erstorben,
Mein Geflügel verjagt.
Euch sei von mir das jetzt gesagt:
Ihr sollt die Strafe tragen.
Wohl hab' ich Recht zu klagen;
Nie hatt' ich mich an Euch vergangen,
Nun muß ich zu der Schmach gelangen!
Ich will von Frieden nichts mehr wissen;
Kämpft, wollt Ihr nicht das Leben missen!

Da erklärt' ich meine Unschuld
Und suchte seine Huld,
Weil er fürstlicher war als ich.
Er aber sprach nichts gegen mich,
Als daß ich mich wehren sollte,
Und ob ich's ungern wollte
Und suchte mich zu schützen,
Doch mochte nichts mir nützen.
Die Lanze stach ich gegen ihn,
Dafür nahm er mein Roß mir hin;
Er setzte mich mit starker Hand
Hinter das Roß recht in den Sand,
Daß ich sofort durchaus vergessen,
Ob ich je im Sattel gesessen.
Mich ließ er liegen, mein Roß nahm er mit;
All meines Glückes war ich quitt.
Nichts verdroß mich da so sehr,
Als daß er mir nicht gönnte die Ehr',
Mich nur einmal noch anzusehn,
Da ihm so voller Sieg geschehn.
Was ich auch dort für Schande gewann,
Halb war ich doch unschuldig d'ran;
Mir war der Wille gewißlich gut,
Die Stärke fehlte, nicht der Muth.

Auf mein Roß mußt' ich verzichten;
Doch mocht' ich liegen bleiben mit nichten;
Drum ausgeruht ging ich sodann
Zu Fuß, als ein siegloser Mann,
Und setzte mich an den Brunnen hin.
Mir kam es wahrlich nicht in den Sinn:
Begießen wollt' ich den Stein nicht mehr;
Ich entgalt es allzuschwer.

Als ich nun lang' genug dort saß
Und bei mir überdachte, was
Mir weiter zu beginnen wär',
Ward mir der Harnisch allzuschwer.
Ich streift' ihn ab und ging von dann,
Ich gnadeloser Mann!
Da gedacht' ich, wohin ich kehrte,
Bis mich mein Herz belehrte
Und mir zu meinem Burgherrn rieth,
Von dem ich selbigen Morgens schied.

Als ich zu Fuß hinaufgegangen,
Ward ich nicht schlechter empfangen,
Als gestern, da ich kam geritten,
Das thaten seine höfischen Sitten.
Ich fand mich liebreich aufgenommen,
Als wär' ich siegreich heimgekommen,
Und Alles wohlgethan und gut.
Beide trösteten meinen Muth;
Er und die Jungfrau pflegten mein;
Gott lass' es ihnen wohl gedeihn!

Hier endet Kalogreants Erzählung. Iwein, sein Verwandter, beschließt ihn zu rächen, gelangt glücklich zum Zauberbrunnen, gießt das Wasser auf den Stein und muß mit dem Ritter streiten. Er besiegt ihn im Gefecht und jagt den tödtlich Getroffenen in seine Burg zurück.

Es geht aus diesen Proben hervor, welch ein lieblicher Fluß der Erzählung die epische Form der Ritterdichtung auszeichnet; es sind nicht die gewichtvollen langgestreckten Strophen des Volksepos, sondern die kurzen, sich anmuthig in einander schmiegenden Verspaare, die man auch ganz passend die „Reimprosa“ genannt hat, indem es vornehmlich der Wohllaut des Reims ist, wodurch diese Dichtungsform sich von der Erzählungsprosa unterscheidet.

An Hartmann schließt sich ein zweiter, größerer Dichter an, der ihn in der Kunst der Erzählung noch überragt, eben derselbe, der ihm als seinem Vorbilde den Lorbeer zuerkannte, sein jüngerer Zeitgenosse Gottfried von Straßburg. Bürgerlicher Herkunft, betrieb er die Dichtkunst nicht wie Hartmann als eine Erheiterung nach dem Waffendienst, sondern als einen Beruf, in dem sein Leben aufging, und er scheint sich Fürstengunst in reichem Maße ersungen zu haben. Sein Rittergedicht Tristan und Isolde ist das Hohelied der Minne. Der Liebeszauber, den in der vielgesungenen Tristansage die Liebenden aus Einem Becher schlürfen, das selige Vergessen der Welt, welche die beiden Beglückten nur noch Eins in dem Andern finden, ohne nach etwas zu fragen, als nach sich und ihrer Liebe, das Labyrinth der geheimnißvoll sich verschlingenden Leidenschaft, dies ganze zugleich süße und schmerzvolle Dasein hat Gott-

fried als ein kundiger, feiner Seelenmaler gezeichnet und mit blendender Farbenpracht ausgestattet. Höhere sittliche Ansprüche will dies Gedicht eben so wenig befriedigen, als das heitere Phantasiespiel des Ariost. Ueberdies hat Gottfried sein Werk nicht zu Ende führen können, wo vielleicht die Grundidee des Dichters klarer hervorgetreten wäre. Der Sage fehlt der versöhnende Schluß nicht: sie läßt ein frühes Grab die Liebenden vereinen, und selbst der schwerverletzte König Marke, Isoldens Gemahl, kann nicht über die Gruft hinaus zürnen, sondern pflanzt unter Thränen des Mitleids Rose und Weinrebe auf ihr Grab. Wir fügen einige Stellen aus dem Tristan als Beleg zu dem Obigen hinzu. Zuerst aus dem Eingange, worin Gottfried sein liebevolles Dichterherz schildert:

„Hab' mir ein Handwerk fürgesetzt,
Wie es die liebe Welt ergötzt
Und edlen Herzen es behage,
Den Herzen, die ich im Herzen trage,
Der Welt, in die mein Herze sieht.
Doch meine ich jene Andern nicht,
Von denen ich höre sagen,
Die keinen Kummer mögen tragen
Und nie der Freuden wollen denken,
Gott mög' auch ihnen Freude schenken.
Der Welt und diesem Leben
Entstammt mein Lied nicht eben:
Ihr Wesen und mein's unterscheiden sich;
Eine andere Welt, die meine ich:
Die beisammen in einem Herzen trägt,
Was sie Süßes und was sie Leides hegt,
Die Lieb' und Sehnsucht hegt im Herzen
Und Seligkeit bei Liebeschmerzen,
Und süßes Leben bei leidem Tod,
Und süßen Tod bei leidem Leben:
Das in ein'm Kelch Lieb' und Leid mir bot,
Dem Leben sei das mein' ergeben.
Stets sei der Welt ich zu Lieb' gewesen,
Mit ihr verdorben oder genesen,
Mit ihr hab' ich mich abgefunden
Bisher und die Tage, sie sind entschwunden,
Die mir für künftiges Leben
Lehr' und Geleite sollten geben.
Ihr habe ich zur Kurzweil jetzt
Mir dies mein Handwerk fürgesetzt,
Daß meines Liedes Wermuth
Für künftig ihre Schwermuth
Zu halber Sänfte lindere
Und ihre Schmerzen mindere.
Weß Sinn der Schwermuth Wehen streift,
Wenn der nach seiner Arbeit greift,
Das entsorget sorgehaften Muth
Und ist zu Herzesorgen gut.
Denn schau, dies Ding sich so verhält:
Wo Einem die Arbeit nicht gefällt,
Dem Sehnsuchtschmerz das Herz beschwert,
Deß Sehnsucht die Muße nur vermehrt;
Bei sehnendem Leide Müssigheit,
Da wachset immer sehnendes Leid.
Deßhalb ist gut, wer Herzeleid
Und Sehnsucht in dem Herzen treit (trägt),
Daß er mit allem Ruche (Anstrengung)
Dem Leibe Arbeit suche.

Denn dies beschwichtiget den Muth
Und thut dem Gemüthe wundergut;
Ich rathe jedoch keineswegs an,
Daß irgend ein liebeheischender Mann
Eine solche Beschäftigung nähme,
Die reiner Liebe nicht gezäme (ziemte);
Eine sehnsuchtsvolle Mär' (hier: ein Gedicht)
Betreib' ein solcher um so mehr
Mit Herzen und mit Munde
Und sänfte so die Stunde.

Wie schön und lieblich er die Natur zu schildern verstehe, zeigt folgende Stelle:

Aus Markes Hochzeit.

Der Frühling.

Die sanfte, süße Sommerzeit,
Die hatte mit lieblichem Walten
Und tausendfält'gem Entfalten
Sich angethan schon weit und breit.
Die kleinen Waldesvögelein,
(Aller Ohren süße Labe zu sein),
Blumen und Gras und Laub und Blüth',
Und was nur erfreut ein edel Gemüth,
Und all', was ein Auge erfreuen soll,
Deß waren des Sommers Auen voll.—
Man fand da, was man nur wollte,
Das Mailust bringen sollte:
Den Schatten bei der Sonnen,
Die Linde bei dem Bronnen,
Und dann die linden Winde,
Die mit süßem Wehn sich befiederten
Und Markes Hofgesinde
Sein Schäkern und Kosen erwiderten,
Die die hellen Blumen befächelten,
Die aus thauigem Rasen lächelten:
Denn des Maien Freund, der Rasen grün,
Legt' an ein Kleid aus Blümelin,
Und die lieben Gäste saugen
Den Glanz in ihre Augen.
Und von dem Baum die Blüthen sahn
Einen also süß und lachend an,
Daß sich das Herz, sich das Gemüth
Wieder an die lachende Blüth'
Mit spielenden Augen machte,
Aus ihnen wieder lachte.
Das sanfte Vogelgetöne,
Das süße, schöne,
Den Ohren und dem Sinne
Zu reichlichem Gewinne,
Das füllte Berg und Thal.
Die seelenvolle Nachtigall,
Das liebe, süße Vögelein,
Das immer möge wohlgedeihn,
Es gellte aus der Blüthe
Mit solch übermüth'gem Gemüthe,
Daß da manch Herze wundersam
Ein Hochgemüthe überkam.

Wenn in der Artussage sich das Ritterthum von seiner weltlichen, abenteuerlustigen Seite zeigt, so erhebt es sich in der nahverwandten Gralsage zu jener idealen Stufe, wo es im religiösen Bestreben dem Mönchthum die Hand reicht. Es gemahnt uns diese seltsame Sage an die mittelalterlichen Thurmbauten, wo buntes Geschnörkel an schlanken Säulen sich wundersam durch einander flicht, bis aller Zierat zuletzt in die zum Himmel weisende Spitze ausläuft

und eine Vereinigung findet. Diese Spitze ist in der Sage, von der wir reden, der heilige Graal, das Symbol des Göttlichen.

Es ist eine natürliche Sehnsucht des Menschen, das Paradies auf die Erde herabziehen zu wollen, und da die Wirklichkeit ihn stets daraus verweist, es wenigstens in den Räumen seiner Phantasie herzustellen, als läge irgendwo da draußen ein stilles, vor der Welt verschlossenes Plätzchen, wohin sie nicht reicht mit ihren Leidenschaften, ihren Gebrechen und Täuschungen, wo alle Wünsche schweigen, alle Hoffnungen erfüllt sind und die Seele einen ungetrübten Frieden genießt. Die Sagen phantasievoller Völker reden oft von solchen friedlichen Hainen oder einsamen Thälern, wohin nur wenigen Auserwählten zu gelangen vergönnt ist, welche dort ein schmerzloses, glückliches Dasein leben. Aus solchen Vorstellungen ist die Graalsage hervorgegangen. Zwar ist auch sie in ihrem ersten Entstehen ein Zweig der britischen Sage. Allein ihre religiöse Tendenz und Symbolik, ihren phantastischen Schmuck hat sie erst zur Zeit der Kreuzzüge erhalten, wo sie Alles an sich zog und mit sich verschmolz, was als Sage und Geheimlehre auf ähnlicher Bahn sich fand. Diese Zuflüsse kamen hauptsächlich von Süden her. Spanien und Frankreich legten ihre idealen Vorstellungen vom christlichen Ritterthum darin nieder und verbanden sie sogar mit arabischen Märchen. In dem daraus entstandenen Gewirr von Sagen und Märchen ist es daher schwierig den leitenden Faden und Grundgedanken aufzufinden; allein es strebt doch Alles wieder zu dem Hauptziele hin, den Himmel symbolisch auf die Erde zu versetzen. Die Grundzüge lassen sich ungefähr auf Folgendes zurückführen.

Joseph von Arimathia besaß ein Gefäß (Becher oder Schüssel), das aus einem kostbaren Stein gearbeitet war; es ward geweiht durch das Abendmahl des Herrn, und eben dasselbe war es, worin das Blut aufgefangen ward, das er zur Erlösung der Welt am Kreuze vergoß. Das Gefäß ist daher mit himmlischer Wunderkraft ausgestattet. Joseph von Arimathia brachte den heiligen Graal (denn das Wort bedeutet „Gefäß,“ „Becher“) nach dem Abendlande; aber es war lange niemand würdig, die heilige Reliquie zu besitzen, weßhalb Engel ihn schwebend in der Luft hielten. Endlich brachte

Titurel, der Sohn eines sagenhaften Königs von Frankreich, den Graal über die Pyrenäen nach Gallicien und erbaute ihm auf dem Berge Montsalwatsch (mont sauvage) einen Tempel von zauberhafter Pracht und neben diesem eine Burg für die Hüter desselben. Die Bewachung und Pflege des Graals ist das höchste geistliche Ritterthum; nur die reinste Gottergebenheit, Demuth und die dem Herrn des Himmels im Kampfe für seine Verherrlichung treubewährte Tapferkeit befähigen dazu. Tempeleisen werden diese Graalshüter genannt, und schon in dem Namen ist die Beziehung auf den Orden der Templer unverkennbar. Der Graalstempel ist von einem dichten, viele Meilen weit sich erstreckenden Walde umschlossen, durch den niemand durchdringen kann, er werde denn gerufen, und wer an dem Graal vorübergeht, ohne von seinem wunderbaren Geheimniß ergriffen zu sein und danach zu verlangen, wird von seiner Nähe ausgeschlossen. Seine Hüter jedoch genießen in seinem Anschauen eine immer gleiche, beseligende Wonne, ein Vorgefühl der Paradiesesfreuden; wer ihn anblickt, kann, und ob er krank zum Tode wäre, in derselben Woche nicht sterben, und wer ihn beständig anblickt, wird nicht alt, und lebte er Jahrhunderte. Seine Befehle ertheilt er durch Zeichen, die an ihm erglänzen, und seine Ritter eilen seinen Willen zu vollstrecken.

Eine solche mystisch-religiöse Sage entsprach dem ernsten, tiefsinnigen Geiste des Wolfram von Eschenbach.

Wolfram, ein unbegüterter Ritter aus Franken (Eschenbach unweit Ansbach), hielt sich am meisten an dem gastlichen Hofe des gegen die Dichter seiner Zeit überaus freigebigen Landgrafen Hermann von Thüringen auf. Bald nach 1200 dichtete er auf der Wartburg den Parcival, sein Hauptwerk. Bewundernswürdig ist die Geisteskraft des seltenen Mannes, der die fast unübersehbare Masse französischer Rittersagen in sich aufnahm, ohne selbst lesen zu können, und umfangreiche Dichtungen seinem Schreiber in die Feder dictirte. Aber ob er gleich mit Selbstgefühl von sich sagt: „Wolfram bin ich von Eschenbach, versteh' mich etwas auf Gesang!" so galt ihm höher doch, als sein Dichten, sein Ritterthum, sein „Schildesamt." Nicht will er von edlen Frauen um des Sanges willen ge-

liebt sein: „nur mit Schild und Speer gewinnen — will ich guten Weibes Minnen.“ Der Ernst, der schon aus diesen wenigen Zeilen hervorblickt, beherrscht sein ganzes Wesen. Auch in seinen Minneliedern tändelt er nicht mit Gefühlen: er beklagt vielmehr, daß so Mancher von Liebe singe, den sie nie bezwang. Vor Allem preist er die Treue und am höchsten die, welche „der Erde Reichthum hingeben für des Himmels Ruhm.“ Er steht daher im Gegensatze gegen seinen Zeitgenossen Gottfried von Straßburg, der daher nicht ihm, sondern Hartmann den Preis zuerkennt und dessen klare und heitere Darstellung den Gedichten derer entgegen hält, welche die Lust des Herzens durch finstere Mär' verjagen und, um verstanden zu werden, erst des Auslegers bedürfen, eine deutliche Anspielung auf Wolfram. An Lieblichkeit der Erzählung stehen allerdings Hartmann und Gottfried voran; aber Ideenreichthum, tiefsinnige Auffassung des ganzen innern Menschen, dessen geistige Läuterung durch Dulden und Kämpfen im Parcival mit glühenden Farben geschildert werden, heben Wolfram weit über alle andere Zeitgenossen und weisen ihm einen Platz neben den größten Dichtern aller Zeiten an. Eben deßhalb müssen wir bei dem Parcival etwas länger verweilen und den innern Gang der Dichtung genauer betrachten, zugleich einige Proben (nach San-Marte's Bearbeitung) einflechtend.

Parcival ist der Sohn Gamurets, der durch seine Gemahlin Herzeloyde Herr und König von Waleis und Norgals wurde. Ein unbezwinglicher Trieb nach Abenteuern riß den Vater von der Mutter Seite, und er fiel im Zweikampfe, worauf Herzeloyde mit ihrem Söhnlein Parcival in eine Wüste sich begiebt, um ihn nie erfahren zu lassen, was Ritterthum sei. Anmuthig schildert der Dichter die Jugend und die Erziehung des Knaben.

Man ließ ihm nach, mit seiner Hand
Zu schnitzen Bogen sich und Pfeile.
Das war den Vöglein nicht zum Heile;
Er tödtet alle, die er fand,
Doch schoß er einen ihrer nieder,
Der kurz zuvor so süße Lieder
Gesungen noch, sah man den Kleinen
Mit Schmerzgeberden um ihn weinen.

Er wusch am Fluß sich alle Morgen;
Noch wußte nicht sein Sinn von Sorgen:
Doch wenn der Vögel holder Sang
Ihm dann zu Ohr und Herzen drang,
Da schwoll die kleine Brust ihm. Hin
Lief weinend er zur Königin,

Doch fragte sie: was ihm geschehn?
So wußt' er Rede nicht zu stehn,
Wie's oft bei Kindern noch geschieht.
Frau Herzeloyde sorgenwach
Ging lang' umsonst dem Wesen nach,
Bis sie den Knaben einst ersieht,
Wie ganz verloren er in Träumen
Den Vöglein lauschet auf den Bäumen.
Nun wohl erkennend, wie ihr Sang
Des Söhnleins Herz so sehnend zwang,
Schwur Haß den bösen Vögeln sie,
Und daß ihr Singen nie mehr hie
Ihr Kind betrübe, sandte Knechte
Sie aus, die Vöglein gut' und schlechte
Zu fangen all' und umzubringen.
Doch Vöglein waren wohl berathen;
Gar manche schlüpften aus den Schlingen,
Und süßer nur durch Hain und Saaten
Schien nun ihr Liedchen zu erklingen.
Der Knabe drauf zur Königin sprach:
„Was stellt man doch den Vöglein nach?
Weh, Mutter, wende ihre Noth,
Gieb ihnen Frieden noch zur Stund."
Die Mutter küßt ihn auf den Mund,
Und rief: Wie konnt' ich das Gebot
Des höchsten Gottes auch verkehren,
Der sie zu Freuden nur erschuf!"
Der Knabe horchte ihrem Ruf
Mit Acht und sagte: „Laß mich hören,
Mutter mein, was ist das: Gott?"
„Mein Sohn, ich sag' dir sonder Spott —
Begann sie — wie der Tag so licht
Ist er, von Menschenangesicht;
Ihn flehe an in jeder Noth,
Denn stete Hülfe immer bot
Barmherzig er der Welt und liebend.
Doch Einer heißt der Hölle Wirth;
Schwarz ist er, Untreu stets nur übend;
Wie der auch lockend dich umkirrt,
Stets wende von ihm die Gedanken,
Von ihm und von des Zweifels Wanken."
So lernt' er Licht und Finstres unterscheiden,
Das Gute üben und das Böse meiden.

Es ist also Gott nun der erste Gedanke, der dem Jüngling in seiner Einfalt aufleuchtet, der Sonnenaufgang gleichsam zu einem gottgeweihten Leben, zu welchem er von Geburt aus bestimmt ist. Allein dem Menschen ist's auf dieser Erde nicht vergönnt, in reiner Unschuld zu Gott zu gelangen; er muß der Einfalt verlustig werden, und nur durch Irrthum und Zweifel geht der Weg zum Heiligthume.

Herrlich wuchs der Knabe unter den Augen der Mutter heran. Siehe, da kamen fremde Ritter des Weges gezogen, Männer, wie er nie gesehen, so daß er jeden von ihnen für einen Gott hält. Allein sie benehmen ihm den Irrthum und sagen, daß sie Ritter seien vom Hofe des Königs Artus. Sie reden ihm zu, er solle nur danach trachten, zu dessen Haus zu kommen und sich den Ritterschlag holen. Staunend sieht der Knabe den Reitern nach; den Gedanken an Gott hat nun ein anderer „an Ritterschaft" verdrängt; er geht zur Mutter und begehrt ein Pferd, um schleunigst zu Artus

hinzureiten. Die Königin sah nun mit tiefem Gram, daß es vergeblich sei, ihn von seinem Willen abzuleiten; doch um ihm die Ausfahrt zu verleiden, legt sie ihm Narrenkleider an und denkt: „Wird er geneckt, gerauft, geschlagen, so kehrt er wohl von selbst zurück.“

Beim Abschiede giebt sie ihm folgende gute Lehren:

„Mein lieber Sohn, nun höre
Aufmerksam meine Lehre:
Du mußt auf ungebahnten Straßen
Die dunklen Furten liegen lassen;
Doch siehst du seicht sie, hell und rein,
So reite nur getrost hinein.
Du mußt dich schicklich stets betragen,
Niemandem deinen Dienst versagen,
Und wenn ein grauer weiser Mann
Dich Zucht will lehren, nimm dir's an;
Verarg' ihm nicht, was er dir sprach,
Vertrauend thu' und gern danach.
Dann, Sohn, laß dir empfohlen sein:
Wenn gutes Weibes Ring und Grüßen
Du kannst erringen, geh' drauf ein:
Das wird dir manches Leid versüßen;
Nach Frauenkuß mußt du verlangen
Und herzig ihren Leib umfangen,
Denn das giebt Glück und hohen Muth,
Ist anders keusch sie und auch gut.

Parcival weilte nun nicht länger, sondern bestieg sein Roß, von Sehnsucht getrieben den König Artus aufzusuchen, überall in seiner kindlichen Einfalt die Lehren der Mutter genau beobachtend. Er weigert sich durch einen Bach zu reiten, da sein Strom so dunkel schien, und reitet lieber den ganzen langen Tag den Bach entlang, bis er zu einer lichten und klaren Furt kam. Jenseits des Bachs findet er die schöne Herzogin Jeschute in einem prächtigen Zelte schlafend; er bemerkt einen Ring an ihrer Hand, steigt vom Rosse, zieht ihr denselben ab und küßt sie wacker, weil die Mutter es ihn also geheißen. Endlich kommt er in seiner Narrentracht bei Nantes an. Da begegnete ihm der rothe Ritter, welcher des Königs Artus Mundbecher entwendet; dieser trägt ihm auf, den Rittern der Tafelrunde zu sagen, daß es ihrer Ehre wenig zieme, den König dürsten zu lassen. Parcival vernimmt die Botschaft und reitet bald, verlacht

und verspottet von den Gassenbuben, in die Thore von Nantes ein. Dadurch läßt er sich nicht hindern und kommt endlich zu dem Könige, dessen Heldenschaar eben versammelt ist.

Er wird von Artus sehr gütig aufgenommen, der sogleich Gefallen an ihm bezeigt und ihm zum Ritterschlage Hoffnung macht. Zugleich berichtet der junge Held, was ihm der rothe Ritter aufgetragen hat, und bittet den König, ihm dessen Rüstung zu verschaffen. Artus lächelt über dieses Ansinnen, doch der höhnische Seneschal Keye meint, er solle sich selbst die Rüstung holen. Ungern willigt Artus ein, weil ihm für das junge Leben bange ist; allein Parcival reitet getrost zum Thore hinaus, kommt zu dem rothen Ritter und sagt, daß er seinen Auftrag wohl ausgerichtet habe, doch zum Streite mit ihm kein Ritter Lust bezeige. Und — fuhr er fort —

Es hat der König, mein Gebieter,
Gewährung meinem Wunsch gereicht
Und Roß und Harnisch mir von Euch
Verliehn. Drum steiget ab sogleich
Und liefert aus mir Eure Waffen,
Worin ich Ritter werden soll."
Der Rothe hielt das Kind für toll:
„Was hat der König denn zu schaffen
Mit meiner Rüstung? Auch mein Leben,
Fast glaub' ich, hat er Dir gegeben,
Sofern ich's ab mir lasse zwingen.
Das nenn' ich Freunde sich erringen!
Freilich, war lang' er Dir schon hold,
Verdient Dein Dienst wohl baldigen Sold."
„„Wohl weiß ich, was ich soll verdienen —
Entgegnet der Knabe mit zornigen Mienen —
Da in der Stadt mir Ritterstand
Verheißen hat des Königs Hand.
Gieb her, entsage dem Landrecht;
Ich will nicht länger sein ein Knecht.
Doch willst Du mir mein Recht entreißen,
So magst Du Lähelin wohl heißen,
Von dem mir meine Mutter klagte""
Der Knab', indem er dieses sagte,
Griff nach des Ritters Zaum. Doch der
Mit umgekehrtem Lanzenschaft
Stieß ihn zurück mit solcher Kraft,
Daß zu Boden sein Rößlein und er
Hinstürzten und aus Mund und Nase
Sich ihm das rothe Blut ergoß.
Doch schnell erhob sich aus dem Grase
Wieder Gamuretes Sproß,
Und, wüthend zu dem Jagdspieß greifend,
Traf er den Ritter, wo das Visier
Ein wenig sich nach auswärts schweifend
Dem Helm sich anschloß, sprengte hier
Das Band, und tief durch's Auge drang
Bis in den Nacken das Gabilot,
Daß auf der Stelle der König todt
Lautlos vom Roß zur Erde sank.

Nun bemächtigt sich Parcival der Rüstung des rothen Ritters und seines Rosses wie auch des geraubten Bechers und sprengt nach

der Stadt zurück. Bald darauf beginnt er eine neue Ritterfahrt und indem er über Stock und Stein an einem Tage so weit ritt, als ein verständiger Mann nicht in zwei Tagen durcheilen kann, gelangte er zu der Burg des biedern Ritters Gurnemanz von Graharß, welchen er zutraulich also anredet:

Meine Mutter hieß mich nehmen Rath
Von dem, der graue Locken hat,
Drum laßt mich Euch gehorsam sein,
Wie mir befahl die Mutter mein.

Auch dieser nahm den Jüngling väterlich auf, und vollends als er ihm seine Abenteuer erzählte, nahm er sich seiner getreulich an, ihn in höfischer Sitte zu unterweisen.

Ihr redet, Junker, wie ein Kind;
Führt nicht die Mutter stets im Munde,
Nehmt auch mit Fleiß verständig Kunde
Von andern Dingen, die da sind.
Haltet Euch treu an meinen Rath,
Der Euch bewahrt vor falscher That.
Vor Allem leget nie das Kleid
Der Scham von Euch und Sittsamkeit;
Denn auf den Schamentblößten träuft
Verachtung, und der Hölle reift
Sein Leib entgegen. — Euer Wesen
Zeigt, daß zum Volksherrn ihr erlesen;
Seid Ihr von hohem Stamm geboren,
Seid Ihr zu Höherem noch erkoren,
So haltet fest doch im Gemüthe,
Daß Ihr Erbarmen stets und Güte
Der Noth, dem Kummerhaften leiht.
Oft wider Noth mit Scham kämpft an —
Ein herbes Loos — der wackre Mann;
Stets seid mit Hülf' ihm gern bereit,
Denn ihm ist übler, als jenen, die gehn
Die Thür zu suchen, wo Fenster stehn;
Und könnt Ihr so den Kummer heilen,
Wird Gottes Gnade bei Euch weilen. —
Verständig seid, so wie im Geben
Auch im Behalten. Es zeugt nicht eben
Von hohem Sinn, mit vollen Händen
Das Gut leichtsinnig zu verschwenden,
So wenig als es Ehre bringt,
Wenn man zu sehr nach Schätzen ringt.
Beachtet immer Maß und Ziel;
Und Eins noch: — fraget nicht zu viel!
Doch seid auch maulfaul nicht, und laßt,
Daß Red' und Gegenrede paßt,
Bedachtsamkeit die Worte wählen;
Denn in der Rede, im Erzählen
Giebt sich der Thor und Weise kund.
Mit Eurer Kraft sei stets im Bund
Barmherzigkeit. Wen Ihr im Streit
Besiegt, und fleht er Sicherheit,
(Wie schwer er Euch auch mochte kränken)
Ihr sollt mit Großmuth sie ihm schenken.
Ihr werdet oft die Waffen führen;
Legt Ihr sie ab, so sei doch nicht,
Daß Ihr sie trugt, an Euch zu spüren
Und reinigt Hände und Gesicht;
So glänzet lieblich Ihr und klar;
Gerne nehmen das die Frauen wahr. —
Seid männlichfest und wohlgemuth,
Das ist zu werthem Preise gut.

Und seid den Frauen hold ergeben,
Denn das erhöht des Jünglings Leben.
Gebt nie dem Wankelmuth Euch hin,
Das ist der rechte Männersinn.
Euch würd' es, wollt Ihr sie bethören,
Nur zu leicht, daß sie Euch erhören;
Doch gegen treue Liebe ist
Von kurzer Dauer falsche List.

Auch ritterliches Benehmen und leibliche Gewandtheit lehrt der alte Degen ihn, indem er sprach:

„Und endlich: wie kamt auf dem Anger dort
So unbeholfen Ihr hergeritten!
Lernt nun auch ritterliche Sitten.
Gesehen hab' ich manche Wand,
An welcher besser hing der Schild,
Als wie er Euch zu Halse stand.
Es ist noch früh; fort ins Gefild!
Bringt ihm sein Roß und mir das meine,
Und jeglichem Ritter auch das seine;
Es sollen auch die Junker kommen,
Von jedem werd' ein Schaft genommen;
Da sollt Ihr kunstreich fechten lernen,
Und Euer Ungeschick entfernen.

Und wahrlich zeigte sich überall
Bald so gelehrig Parcival
Zu spornen, zu schließen, das Roß zu schwenken,
Parade zu geben, den Speer zu senken,
Mit kräftigem Stoß die Lanze zu brechen,
Selbst den Erfahrnen niederzustechen.

Als er dann beim Mahle an der Seite Liazens, der anmuthigen Tochter des Alten, saß, mahnte ihn dieser scherzend, ihr nicht etwa den Ring wegzunehmen. Indeß so wohl und gütlich er auch hier im Hause gepflegt, belehrt und gesittet wurde, und so minniglich Liaze war, hielt er es doch nicht lange aus.

Drei Wochen war in Lehr' und Pflege
Der Held; da ward es in ihm rege,
Daß, eh' in Frauenarmen
Er traulich dürf' erwarmen,
Im Streit er müsse sich bewähren.
Denn Heldenthaten zu vollbringen
Und dazu holde Lieb' erringen,
Das, dacht' er, ist das würdigste Begehren.
Und das ist noch ein wahres Wort.

So zog es ihn denn fort nach Abenteuern, die er aber nun nicht mehr in der alten Einfalt unternahm.

Er durfte nun in Aufzug und Benehmen
Vor keinem Ritter mehr sich schämen.
Jedoch des Meisters Lehren riefen
Gedanken, die bis dahin schliefen,
Im Busen unruhvoll hervor:
Ihm ward zu eng die Weite,
Und allzuschmal die Breite,
Vor den Augen hing es wie ein Flor;
Ihn reizte nicht die grüne Au;
In ihm und um ihn war dämmernd Grau,
Seit er der Einfalt ohne ward.

Auf bahnlosen Wegen und in dumpfem Sinnen ritt er durch wilde Gebirge, bis er endlich zu der schönen Stadt Palrepeire gelangte, wo die edle Konduiramur als Königin herrschte. Sie hatte so eben Reich und Stadt von ihrem hingeschiedenen Vater geerbt, wurde aber von dem König Klamide, der ihre Hand erzwingen wollte, so hart bedrängt, daß die Besatzung schon allen Muth verloren. Der Dichter berichtet nun, wie Parcival zuvörderst den feindlichen Herold abfertigt und dadurch der Bürger Kampftrotz wieder weckt; wie ihn Konduiramur zu ihrem Gatten wählt; wie er dann, nachdem ein Sturm der Feinde glücklich zurückgeschlagen, im Zweikampf den König Klamide besiegt, und dieser, sein Leben zu retten, versprechen muß, zu König Artus zu gehen und ihm seinen Gruß zu bringen.

Kurz nur verweilt der Dichter bei dem jungen Paare, das in süßer Liebe selig lebt, bis Parcival, um seine Mutter aufzusuchen, wieder ausreitet.

Immer seiner Konduiramur gedenkend, kommt er unvermerkt nach Montsalvatsch, zu den Wundern des h. Graals, wo der kranke König Amfortas*) durch ihn Erlösung von seinen Leiden hofft.

*) Der Graalkönig Titurel hatte das Königthum seinem Sohne Frimuntel hinterlassen, von dem es auf dessen ältesten Sohn Amfortas überging. Die beiden Töchter sind Sigune, die um den Tod ihres geliebten

Versammelt war in großer Zahl
Die Ritterschaft im weiten Saal.
Da plötzlich trat ein Knapp' daher,
In seiner Hand einen blutigen Speer
Schweigend herum im Saale tragend.
Die Ritterschaft erhub sich klagend,
Der tiefes Leid und düstern Schmerz
Des Speeres Anschaun goß ins Herz.
Die Edelsten aus dreißig Landen
Bei diesem Anblick jammernd wanden
Die Hände, und die Thränen flossen
Der treuverbundnen Hausgenossen,
Bis daß der Knapp' zurückgewandt
Zur Thür, durch die er kam, verschwand. —
Nun an des Saales andrem Ende
That auf sich eine stahlne Thür,
Und zwei Jungfrauen traten behende
Hervor, mit Schleier und Blumenzier
Im langen glänzendblonden Haar;
Auf goldnen Leuchtern brennende Kerzen
Trug das anmuthvolle Paar,
Wohl Lieb' entzündend, wenn bei den Schmerzen
Des kranken Gebieters für diese Triebe
Der sehnenden Brust noch Neigung bliebe;
Es war die Gräfin von Tenabrock
Und ihr Gespiel. Ein Gürtel golden
Umschloß den dunklen Scharlachrock,
Der weit umwallete die Holden.
Es folgte diesen ein zweites Paar,
Wovon die eine Herzogin war.
Sie trugen von Elfenbein ein Gestell;
Ihre Lippen flammten rosig hell,
Und es waren auch ihre Kleide,
Wie jene, von scharlachrother Seide.
Es neigten die vier sich ernst bescheiden,
Und vor den Wirth hin setzten die beiden
Das Gestell. — Andre Jungfraun vier
Mit Kerzen traten aus der Thür,
Und wieder vier, die einen Stein,
Hellstrahlend wie der Sonne Schein,
Hertrugen, einen Granatjachant,
Wie man noch nimmer auf Erden fand.
Gegen den Wirth sich neigend bewegten
Die acht sich her, und die letztern legten
Auf das Gestell von Elfenbein
Den plattgeformten glänzenden Stein,
Und traten mit niedergeschlagenem Blick
Dann zu den ersten vieren zurück.
Es hatten diese vier Jungfrauenpaare
Ein zierlich Blumengewind im Haare,
Und sammtne Gewande mit Gürteln umschlossen,
Doch grüner wie Gras, das frisch entsprossen.
Vier Jungfraun abermals erschienen
Mit brennenden Kerzen, und hinter ihnen
Sah man zwei Fürstentöchter kommen,
Die fern hierher zum Dienst entnommen,
Da sie die Wahl des Graales traf.
Florie, deren Vater Graf

Tschionatulander klagende Wittwe, und Herzeloyde, die Mutter Parcival's. Amfortas ward in einem seiner Kämpfe von einem verzauberten Speer verwundet, wodurch er eine stets schmerzende Wunde erhielt und thatenlos sein Leben einsam hinbrachte. Nur das Anschauen des Graals erhält sein Dasein; nur dann soll sein Leid ein Ende nehmen, so ist der Spruch des Schicksals, wenn ein mit dem ganzen Vorgang Unbekannter ihn danach fragen würde. Parcival ist vom Graal ausersehen, dereinst der Erlöser des kranken Königs zu werden.

Iwain von Lünel, und Amflise,
Die Tochter Ruals von Jernise.
Auf weißen Tüchern brachte das Paar
Zwei scharfe silberne Messer dar;
Die legten sie vor dem König nieder
Und kehrten mit Zucht sich neigend wieder
Zu den andern, die vor ihnen kamen.
Von der kostbarsten Seide, Pfialt mit Namen,
Und von Stoffen aus Ninive
War ihr Gewand, so weiß wie Schnee.
Endlich aber nahte die Königin;
Von ihrem Antlitz ging aus ein Licht,
Wie bei des neuen Tags Beginn
Die Sonne durch die Wolken bricht.
Auf einem Kissen von grünem Achmardi,
Dem feinsten arabischen Seidenstoff,
Trug sie, was in Menschenbusen hie
Die Wonne des Paradieses troff,
Und was vom höchsten Wunsch der Erden
Erwünscht nicht kann, erdacht nicht werden,
— Den heiligen Graal. — Repanse hieß
De Joie, von der er sich tragen ließ.

Der Graal aber war von solcher Art,
Daß höchste Keuschheit der bewahrt,
Und tadellos die mußte sein,
Die zur Pfleg'rin sich erlesen der Stein.
Sechs Lampen von lautrem Glase (nicht
Von Armuth eben zeugt' ihr Licht)
Mit brennendem Balsam trugen dem Graale
Voran sechs liebliche Jungfräulein.
Vor den König setzte die heilige Schale
Die Königin nieder, und in die Reihn
Der achtzehn ersten mit ernstem Neigen
Traten die sieben, so daß der Reigen
Der herrlichen kronetragenden Maid
Zur Rechten und Linken sich zierlich reiht.

Zu bedienen die Ritterschaaren,
Die zu dem Mahl versammelt waren,
War je vieren ein Kämmerer
Mit einem Teller von Golde schwer
Bestellt, und auch ein Junker klug,
Der im Arm ein weißes Handtuch trug.
Hundert Tafeln trug man herein zur Thür,
Stets eine für werther Ritter vier;
Tischlaken von blendender Weiße
Wurden drüber gedeckt mit Fleiße.
Man reicht das Wasser nun dem Gast
Und dem Wirthe, der des Leidens Last
Kaum noch erträgt; sie waschen die Hand,
Und knieend reicht schön und gewandt
Ein Grafensohn dem hohen Paar
Das Handtuch bunt und seiden dar.—
Von Tisch zu Tisch fahren vier Wagen
Mit Bechern, Schalen und Tischgeräth,
Und hinter jeglichem Wagen geht
Ein Schreiber, der, was man aufgetragen,
Genau verzeichnet, daß nach dem Essen
Nichts werde zurück zu liefern vergessen.

Als so geschmückt die Tafeln stehn,
Da hieß man hundert Knappen gehn,
Die nahmen mit weißen Tüchern das Brot
Und die Speisen hinweg, wie der Graal sie bot,
Und reichten sie an den Tischen herum.
Man sagte mir, daß das Heiligthum

(Und ich sag' es bei Eurem Eid)
Mit jeglicher Gabe sei bereit
(Sollt' ich hier etwa trügen,
So müßt Ihr mit mir lügen)
Mit Speisen warmen, Speisen kalten,
Mit neuen Speisen so wie alten,
Zahmem und Wildem, Fleisch und Fisch;
Wonach begehrte Mund und Hand,
Ein jeder fand, wie auf dem Tisch
Es alsobald auch vor ihm stand.
Viel kleine goldne Näpfchen sah
Mit Agrest und Pfeffer und Salz man da
Sich füllen, wie es zu mancher Speise
Nothwendig fordert der Schmecker Weise,
Ingleichen Pokale mit Wein und Meth
Und rothem Sinopel. Wohin nur geht
Das Gelüst, was fordernd die Zunge spricht,
Sogleich steht vor dem Graal das Gericht;
So hielt die Hausgenossenschaft
Hier Wirthschaft von des Graales Kraft.
Er ist's, der hohe Freude spendet,
Der Süßigkeit der Welt verschwendet,
Er kommt an Seligkeit wohl gleich
Auf Erden schon dem Himmelreich.

Wohl sah der junge Parcival alle die Wunder; doch weil ihm Gurnemanz gerathen, nicht viel zu fragen, so enthielt er sich auch, so nahe man es ihm legte, um die Bedeutung aller dieser Dinge zu fragen. Auch als ihm ein kostbares Schwert übergeben wurde, nahm er es stumm und blöde hin. So verschwinden denn allmählich die Knappen und Jungfrauen und alle Herrlichkeiten des Graals; Parcival wird in sein Schlafgemach geführt, wo er eine lange Nacht in Unruhe und schweren Träumen zubringt. Als er aber des Morgens erwacht, findet er nichts Lebendes im Schlosse, nur sein Pferd, welches gesattelt im Hofe steht. Da er niemand irgendwo findet, reitet er endlich zum Thore hinaus, das gleich hinter ihm sich schließt, und die Zugbrücke wird so schnell aufgezogen, daß ihn die Kette fast niedergeschleudert hätte:

Parcival wandte sich und hielt an,
Um zu fragen — doch eh' er die Rede begann,
Rief zornig ein Knapp' vom Thurme ihm zu:
„Packt Euch, der Sonne Verhaßter, im Nu!
Ihr seid eine Gans! Wenn Ihr den Flunsch
Hättet gerührt und den Wirth gefragt:
Ihr hättet der Erde höchsten Wunsch,
Und, wie kein Andrer, Preis erjagt!"
Mit Zorn entgegnete Parcival,
Doch Antwort gab nur der Widerhall,
Wie er auch rief und Kunde begehrte —
Der Knapp', als schlief' er im Gehen, kehrte
Den Rücken und schlug das Fenster zu.

Nun begann seine Prüfungsfahrt. Er kommt nach langem Herumirren und manchem Abenteuer, ohne es zu ahnen, wieder in die Nähe der Tafelrunde, wo es sehr still zugeht; denn König Artus hatte eben das Verbot gegeben, daß sich keiner der Ritter vom Zuge scheide, den Abenteuern nachzugehen.

Jetzt folgt im Parcival eine der schönsten Stellen, worüber alle Süßigkeit und Zartheit des Minnesangs ausgegossen ist. Es war Schnee gefallen, heißt es im Gedichte, und ein Falke, der den Jägern des Königs entwichen, nahm den irrenden Parcival wahr,

Zu dem er sich vertraulich gesellte,
Schutz bei ihm suchend vor der Kälte.

Fort trabt auf rauhen steinigen Wegen
Durch Dorn und Gestrüpp der Rittersmann
Unmuthig und frierend dem Tag entgegen,
Bis sich der Wald zu lichten begann.
Auf einem ebnen beschneiten Raum
Lag nur ein gefällter mächtiger Baum.
Der Falk hielt treulich an dem Verirrten;
Da laut gaggernd plötzlich schwirrten
Wohl tausend wilde Gänse auf.
Flugs nahm der Vogel seinen Lauf
Mitten unter sie und stieß auf eine,
Daß ihre zuckenden Gebeine
Todt bei dem Baumstamm niedersanken.

Spiel wundersames der Gedanken! — —
Drei Tropfen Blutes aus den Wunden
Fielen auf den weißen Schnee.
Als sie des Helden Aug' gefunden,
Ward ihm so freudig und so weh:
„Wer machte dieser Farben Spiel —
Denkt er — zu seiner Arbeit Ziel?
Konduiramur, Dir ist es gleich!
Wie macht mich Gott so freudenreich,
Daß ich Dir Aehnliches hier fand!
Gesegnet sei die Gotteshand
Und all Geschaffnes zahm und wild!
Konduiramur, hier liegt Dein Bild:
Wie hier das Blut den Schnee mit Roth
Gefärbt, der seine Weiße ihm bot —
Konduiramur, so zart und licht
Trägt Roth und Weiß dein Angesicht."

Lebendig malt dem trunknen Sinn
Ihr Antlitz auf den Schnee sich hin;
Zwei Tropfen malen ihre Wangen,
Der dritte glänzt von ihrem Munde:—
Ein Bild, wie jenes, da mit Bangen
In morgenlichter Dämmerstunde
Die Königin zu Pelripar
Ihm hülfeflehend genahet war.
Warm trug er sie in treuer Brust,
Und schwärmend in der Liebe Lust
Mit Sinnen und Gedanken hing
Dem Traum er nach, der ihn umfing.

Indeß er da wie im Schlafe hielt, kam des Weges ein Page von Artus' Hofe, und wie er den Mann mit aufgerichtetem Speere, als ob er auf Streit harrete, stehen sah, lief er zum Lager mit

Geschrei zurück: die Tafelrunde sei entehrt, weil da draußen ein Mann stehen dürfe, als ob er zum Zweikampf herausfordere. Da sprang zuerst kampfschnaubend Segramor hervor, der nicht ruhte, bis ihm Artus erlaubte auszuziehen, um den Zweikampf zu bestehen. Er fand den Parcival noch ganz vertieft, und was er auch zu ihm sprach, es erfolgte keine Antwort. Als aber Segramor sein Roß zum Anlauf herumwarf, wandte sich Parcivals kluges Thier von selbst, und beim ersten Zusammenstoßen warf er den kühnen Segramor aus dem Sattel, so daß der Ritter ganz lahm ins Lager zurück hinken mußte. Da begehrte Keye, der Seneschal, den Zweikampf, und Artus mußte es ihm erlauben. Aber auch dieser, so grob er unsern sinnbetäubten Ritter auch angriff, wurde eben so schnell geworfen, nur daß er schwerer verwundet Arm und Beine brach. Nun erhob sich Ritter Gawan, ein eben so tapferer, als besonnener und kluger Held, der mit seinem Weltsinne das Gegenstück zu Parcivals Schwärmerei vorstellt. Dieser reitet ohne Sporn, ohne Schild und Schwert ganz schlicht und ruhig hinaus, und als er den in sich verlorenen Reiter sieht, grüßt er freundlich, und da er eben so wenig Antwort als die Andern erhält, folgt er den Augen desselben und gewahrt, wie er unverwandten Blickes nur auf die Blutstropfen im Schnee hinblickt. Sogleich erkennt er dies als Zeichen eines Minnezaubers, und um den Ritter davon zu erlösen, bedeckt er die Blutstropfen schnell mit einem seidnen Tuche. Da kommt denn Parcival wieder zu sich selber, und Gawan überredet ihn freundlich, mit ihm zu König Artus zu kommen. Parcival freut sich den berühmten Gawan zu sehen und von ihm zu hören, wie er den groben Seneschal bestraft und daß er so nahe der Tafelrunde sei. Dort angelangt, wird er jubelnd von den Rittern der Tafelrunde aufgenommen, als plötzlich die gräuliche Graalsbotin Kundrie la Sorciere erscheint und den gefeierten Helden verflucht, weil er bei dem h. Graal nicht habe der Frage ihr Recht gethan. Parcival schließt sich nun als Beschimpfter selbst von der Tafelrunde aus, so lange bis er den Graal wiedergefunden und durch die Frage sich desselben würdig gemacht haben werde. Kundrie ladet zugleich die Ritter ein, die gefangenen Königinnen zu Chateau-Merveille zu erlösen, und ein Theil zieht dahin. So wen-

det sich das Gedicht von Parcival ab und überläßt ihn seinen Abenteuern, die er auf dem Wege nach dem Graale zu bestehen hat. Dafür tritt der lebens- und weltlustige Gawan auf den Schauplatz, und durch seine Abenteuer wird der Gegensatz des Weltlichen zum Ideellen recht lebhaft veranschaulicht; wir bewundern den Dichter mit Recht, daß er zwei solche ganz einander entgegengesetzte Charaktere, wenn auch mehr in ihren äußern Begegnissen, so lebensvoll darzustellen vermag.

Von den ergötzlichen Abenteuern Gawans begnügen wir uns nur eines derselben herauszuheben. Nach vielen Irrfahrten, Kämpfen und Gefahren, die er zum Theil im Minnedienste der verführerischen und übermüthigen Orgueilleuse, Herzogin von Logreis, bestanden, kommt er auch nach Chateau-Merveille, wo der Zauberer Klinschor vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen im Zauberbanne hält. Es war dieser Klinschor ein Zauberer, welchen Eschenbach deßhalb in diesem Gedichte anführt, um zu zeigen, wie mächtig tapferer Muth und ein gläubiges Herz selbst gegen einen Verbündeten des Teufels sei. Vergebens hatten sich schon viele Ritter gewagt, die unglücklichen Frauen zu erlösen; sie büßten mit Leib und Leben ihr Wagniß. Gawan ließ sich aber nicht abschrecken, den Kampf mit der Zauberei zu unternehmen. Muthig hält er sich, bis er endlich auch zu dem Wunderbette kommt, von welchem uns der Dichter selbst erzählen soll:

„Der Estrich hier im Saale war
Wie Glas so eben, durchleuchtig, klar,
Mit Jaspis, Sardinen, Chrysolith
Reich ausgelegt, wie Klinschor der Meister
Mit Hülfe zauberischer Geister
Dies Werk beschickte und berieth,
Der noch viel Wunder aus aller Welt
Geraubt hat und hier aufgestellt.
Der Estrich ist dabei so glatt,
Daß Gawan die größte Mühe hat,
Einherzugehn mit festem Schritte.
Hier stehet in des Saales Mitte
Le Lit Merveille, das Zauberbette,
Und beut ihm Abenteuers Wette.
Des Bettes Füße stehn auf Rollen
Von Rubinen roth und rund und hell,
Die leicht es rücken lassen sollen.
Er tritt hinzu, doch windesschnell
Entweicht's vor ihm. Der Held beschwert
Vom Schilde, den ihm als so werth
Der Wirth empfahl, in vollen Waffen
Schon unbehülflich, und nun gar
Auf dem glatten Boden, gedenkt: fürwahr,
Zu dir zu kommen, wie kann ich's schaffen,

Willst du so schnell von mir entweichen?
Soll im Sprung ich etwa dich erreichen? —
Er steht: es bleibt. Er geht hinzu,
Und wieder weicht's vor ihm im Nu.
Da rafft er sich auf, und es gelingt,
Daß mitten auf das Bett er springt.

Aber nun die Kreuz und Quer,
Schnell wie Blitz im Ungewitter,
In dem Saale hin und her
Unaufhaltsam mit dem Ritter
An den Wänden ringsherum,
Hierhin, dorthin, um und um,
Fährt das Bett mit Donnertönen,
Daß des Schlosses Mauern dröhnen.
Und wenn alle Posauner der Welt
Vom ersten bis letzten vereint für Geld
Da drinnen sollten Lärmen machen,
Es würde nicht gewaltiger krachen.

Gawan, von dem Getös' betäubt,
Entsetzt, daß hoch sein Haar sich sträubt,
Im Bette fest sich klammernd, streckt
Der Länge nach sich aus, bedeckt
Sich mit dem Schild und läßt's ergehn,
Wie's dem gefällt, auf welchen Alle
In Nöthen hülfeflehend sehn,
Und den in keinem Unglücksfalle
Zu helfen jemals noch verdroß,
Wenn fromm sich ihm das Herz erschloß.
Drum, als die Donnerfahrt begann,
Rief auch Gawan den Helfer an,
Daß er mit väterlicher Güte
Ihn kräftiglich behüte.

Das Lärmen nimmt ein Ende jetzt,
Und in des Saales Mitte setzt
Das Bett in Ruh sich. — Doch zur Stund'
Thut sich ein neuer Zauber kund.
Denn fünfhundert Stabschlingen
Zugleich von allen Seiten fingen
Wider den Ritter an zu spielen
Mit also meisterlichem Zielen,
Daß auch nicht ein Wurf ihn verfehlte.
Trefflich kam ihm der harte Schild,
Den ihm Plimpalinot erwählte,
Zu Nutz; denn wenn auch noch so wild
Die Steine hageln sich ergossen,
Die gegen ihn die Schleudern schossen,
So ward doch selten nur einmal
Durchbohrt der wohlgeglühte Stahl.

Auch dieser Schauer ging vorüber;
Allein fünfhundert oder drüber
Armbrüste schossen sonder Weile
Zugleich aus allen Ecken Pfeile
Nun auf das Bette, wo er lag;
Wer sanfte Ruh sich loben mag,
Gelang' an solches Bette nicht;
Und wollt' er dieses sich erwählen,
Von Pfeilen wüßt' er zu erzählen.
Der Jugend blühend Angesicht
Kann plötzlich sich in Greisenhaupt
Verkehren, empfängt es solchen Gruß,
Wo es sich wohl geborgen glaubt. —
Es stürmt vorbei auch dieser Guß,
Doch haben die Pfeil' und auch die Steine
Manche Quetschung an Arm und Beine
Dem werthen Helden beigebracht
Und Schnitte durch die Schienen gemacht.

Schon hofft Gawan, daß nun zum Ende
Sich seine schwere Arbeit wende:
Doch da thut eine Thür sich auf;
Ein ries'ger Bauer tritt darauf
Von grimmigem Aussehn in den Saal.
Von Fischhaut trägt — seltsame Wahl —

Er weite Hosen, Mütz' und Rock,
Und in der Hand einen Knotenstock,
Noch dicker als ein großer Krug.
Zum Bette nimmt er seinen Zug.
Gawan beachtend, daß der Bauer
Ganz ohne Rüstung kommt daher,
Gedenkt: es wird der Gang ihm sauer,
Empfang' ich ihn in meiner Wehr!
Und richtet auf sich Kampfes fertig.
Der Kerl war dessen nicht gewärtig
Und trat vorsichtig schnell zurück,
Doch rief er mit zornwildem Blick:
„Stellt Euch zum Kampfe nur bereit!
Es kommt Euch dennoch bald die Zeit,
Daß Ihr den Leib zum Pfande gebt.
's ist Teufels Werk, daß Ihr noch lebt!
Wenn Hülf' er Euch auch jetzt gewährte,
Ihr wandelt doch des Todes Fährte.
Bald sollt Ihr dessen werden innen."
Mit diesem Wort geht er von hinnen.

Wohl sah, daß hier es Kampf noch gäbe,
Der Ritter ein. Der Pfeile Stäbe,
Die häufig in den Schild gedrungen,
Drum schlägt er ab davon und späht,
Welch Abenteuer noch ergeht,
Das von ihm werde durchgerungen.

Da — horch — wird ein Gebrüll vernommen,
Als wären zwanzig Trommeln schier
Zur Tanzmusik in Gang gekommen.
Gawan, nie furchtsam, aber hier
Doch stutzt er: „Was wird noch geschehn?
Soll nun es mir ans Leben gehn?
Doch mag sich meine Noth auch mehren,
Ich werde ritterlich mich wehren."
Herein zu jener Thüre sprang,
Durch die der Bauer seinen Gang
Genommen, ein Löwe kräftereich,
An Größe einem Streitroß gleich,
Und hungerwüthend. Fertig stellt
Aufrecht zum Kampfe sich der Held
Und hebt den Schild. Mit gewalt'gem Satze
Springt grimmig der Löwe auf ihn ein
Und packt den Schild mit seiner Tatze,
Daß die Klauen sich tief hinein
Ins Eisenblech heften. — Gawan, verlegen,
Sich seiner zu entled'gen, schwingt
Wider das Ungeheuer den Degen
Und haut den Fuß ihm ab. Wüthend springt
Der Löw' auf dreien umher und brüllt;
Der vierte Fuß hängt an dem Schild.
Blut muß er nunmehr reichlich lassen,
Und desto besser kann Gawan
Nun festen Fuß auf dem Estrich fassen,
Dem das Blut die Glätte hat abgethan.

Hierhin treibt, dorthin sie der Kampf;
Durch die Nase schnaubend Feuerdampf;
Mit Zähneblecken ungestüm
Springt auf den Gast das Ungethüm.
Wär's wahr, daß nur so gute Herrn
Es als gemeine Nahrung fräße,
Ihr glaubt mir ohne Eid, daß gern
Ich nicht bei diesem Kunden säße!
Gawan auch fand anmuthig eben
Nicht diesen Kampf auf Tod und Leben.
Dem Leu'n geschah sein Recht so gut,
Daß den ganzen Saal beströmt sein Blut.
Mit Grimm bäumt er empor sich jetzt,
Daß unter sich Gawan es bringe,
Bis der ihm einen Stoß versetzt,
Daß bis ans Heft des Degens Klinge
Ihm in die Brust fährt, also daß
Besänftigt ward des Thieres Haß.

Es brüllt, wälzt sich und stürzt dann todt
Zu Boden. —
Heil! die größte Noth
Hat der Held nun siegreich überwunden. —
Doch nun auch wird von ihm empfunden,
Wie von den Bogen= und Schleuderschüssen
Sein Haupt betäubt ist, wie sein Muth
Umsonst nach Kraft ringt, wie das Blut
Mit immer reichlicheren Güssen
Aus mancher Wunde rieselnd fließt.
Ob schon die Ohnmacht ihn verdrießt —
Ihm schwindelt, er taumelt, strauchelt, fällt.
Auf seinen Schild hinsinkt der Held,
Und todtbleich ruht und sinnberaubt
Auf dem zottigen Nacken des Leu'n sein Haupt.

Nachdem es im Saale stille geworden, wagen endlich die Frauen nachzusehen, ob der Ritter im Kampfe gefallen sei oder noch lebe. Furchtsam betreten sie den Saal und entdecken endlich, daß in dem Helden noch Leben sei; durch ihre Pflege wird er nun ganz zu sich gebracht und von der Königin Arnive darauf geheilt. Ueberschüttet von Dank und Lobpreisungen der erlösten Jungfrauen, verläßt er aber ungeachtet seiner Schwäche bald die Zauberburg, weil er in einer Spiegelsäule einen fremden Ritter mit Orgueilleusen reiten gesehen. Er sucht die stolze Geliebte, überwindet den Ritter und auch das spröde Herz Orgueilleusens, welche ihm reuig zu Füßen fällt und ihre Liebe erklärt. Ihre Vermählung wird sodann auf der Zauberburg glänzend vollzogen.

Parcival irrt indeß voll Verzweiflung umher. Des Graales muß er oft gedenken; aber er weiß nicht mehr den Pfad, der zu ihm führt, kennt nicht die Mittel, ihn zu erwerben. Vier Jahre ist er, ohne nach Gott zu fragen, umhergestreift. Da trifft er an einem Charfreitage, den er durch Waffentragen verunehrt, einen Ritter in grauem Gewande, der ihm wegen solcher Entheiligung Vorwürfe macht. Das ist der Moment der Umkehr. Durch den Ritter wird Parcival zu seinem Oheim, dem Einsiedler Trevrezent geführt, der ihn belehrt, daß er auf dem Wege, den er bisher gegangen, nicht den Graal gewinnen könne.

Der Vater im Himmel ist klares Licht,
Er wankt in seiner Liebe nicht,
Doch steht seine Liebe gleich wie sein Haß

Dem Menschen bereit — —
Den Schuldigen ohne Reue,
Den fliehet die göttliche Treue;
Doch wer abbüßt der Sünden Schuld,
Der dienet fromm um ewige Huld.
Ihrer freuet sich, dessen Gedanken rein.
Zwar entzieht der Gedanke sich der Sonne Schein;
Die Gottheit aber ist strahlend Licht,
Das durch die finstersten Mauern bricht
Und die geheimste Regung spürt,
Die in dem Busen sich lautlos rührt.
Kein Gedanke ist so schnell,
Ohne daß Gottes Auge hell
Ihn durchschaute und in strenge Prüfung nähme.
Drum daß Gott auf Euch schaue in Güte,
Wandelt Euer Gemüthe!

Sodann belehrt er ihn über sein Geschlecht und über die Wunder des Graals, ermuthigt ihn, wenn er zu dem Glauben an Gott zurückkehre, und giebt ihm Hoffnung, endlich den Graal und dann sein liebes Weib noch wiederzufinden. So kommt er zunächst zu König Artus, welcher, von Gawan eingeladen, in die Nähe der Zauberburg gekommen war. Mit Jubel begrüßt ihn die Tafelrunde und nimmt ihn wieder auf in ihren Bund; allein ihn belebt nur das einzige Streben, den h. Graal wiederzufinden. Bald ist die Prüfungszeit vorüber; die Graalsbotin erscheint und verkündet, daß Parcival zum König des h. Graals ernannt sei. Er zieht nach Montsalvatsch, erlöst den kranken Amfortas von seinen Leiden und wird als König gekrönt.

Schon war die Kunde davon auch zu Konduiramur gedrungen. Sie machte sich auf mit ihren beiden Söhnen und zog ihrem Gemahle, begleitet von den Rittern ihres Hofes, entgegen. An der Stelle,

Wo so wunderbar sich eh'
Ihr Bild gemalt mit Blut und Schnee,

nahm sie Rast. Dort fand sie ihren Parcival nach fünfjähriger Trennung, und mit rührender Anmuth schildert der Dichter das Wiedersehen. Es war in der Morgendämmerung, als er ins Lager einritt, und, von seinen Leuten erkannt, wurde er sogleich zu dem Zelte geführt, wo die Königin inmitten ihrer beiden Kinder noch schlummerte.

So in der Betten weißem Schnee
Sah er drei rosige Gesichte,
Verkläret in des Morgens Lichte,
Nun vor sich ruhen, lächelnd mild,
Wie hier er einst gemalt entzückt
Von dreien Tropfen Bluts das Bild
Konduiramurs im Schnee erblickt.
Von Katalon Kyot, der greise,
Klopft auf des Bettes Decke leise
Und mahnt die Königin, zu erwachen
Und fröhlich zu lachen.
Auf blickt sie und sieht ihren Mann.
Nichts hat sie, als das Hemde an;
Doch das Bettlacken um sich schwingend
Stürzt überwältigt von der Lust
Des Wiedersehens an die Brust
Des Helden das liebe, treue Weib,
Deckt ihn mit Küssen, umschlingt seinen Leib
Und ruft: „Dich hat mir Gott gesendet,
Du meines Herzens Freude, mein Glück,
Daß endlich, endlich nun sich endet
Mein Trauern all und Mißgeschick.
Nun hab' ich, was mein Herz begehrt,
Was jede Sorge von mir wehrt."

Die süßen Kindlein schlugen drauf
Erwachend auch die Augen auf;
Nackt, wie sie in den Kissen lagen,
Hob mit erhöhtem Herzensschlagen
Zu sich empor sie Parcival
Und küßte ein ums andre Mal
Kardeiß und Loherangrin, beide,
Liebreich mit reinster Vaterfreude.

Nachdem nun die Freude des Wiedersehens gestillt war, schickte sich das glückliche Königspaar zur Reise nach Montsalvatsch an, wo Konduiramur als Königin eingeführt wurde, und der Dichter eilt dem Schlusse zu. Nur hält noch die Geschichte des Mohren Feirefiz ein wenig auf, der, von Bewunderung über die Pracht des heiligen Graals ergriffen, sich taufen läßt und dann in sein Heidenland hinzieht, wo er das Christenthum kräftig verbreitet.

Eschenbach schließt seinen Parcival, wie er ihn begonnen; als ein echter Minnesinger spricht er fast ausschließend zu den Frauen und ringt nur nach Frauenlob. Welchen Frauen er aber den Preis gebe, sagt er im Eingang mit den Worten:

Auch das Weib soll wissen, woran sie kehre
Ihren Preis und ihre Ehre,
Und wem sie darnach sei bereit
In Lieb' und Huld mit Stätigkeit,
Daß ihre Keuschheit, ihre Treue
Sie nie gereue.
Ich fleh' von Gott dem guten Weibe,
Daß stets im rechten Maß sie bleibe;
Scham ist der Schlußstein aller Sitte.
Nichts mehr zum Heil, das ich ihr erbitte!
Die Falsche lohnet falscher Preis,
Und also wie ein dünnes Eis
Vor Sommergluth nicht kann bestehn,
Muß schnell ihr eitles Lob vergehn.
Es wird zwar manches Weibes Schönheit
Hoch gepriesen weit und breit;

Doch ist vom Gegentheil ihr Herz,
So muß ich loben sie, wie leicht
In Gold gefaßtem schmutz'gen Erz
Man Lob zu geben ist geneigt.
Nicht tadeln aber mag ich's lassen,
Wenn edeles Rubines Blitzen,
Und was du Kostbares magst besitzen,
Du willst in schlechtes Messing fassen. —
Ein Stein unscheinlich, eingehüllt,
Das ist des rechten Weibes Bild;
Der edlen Frauen wahren Werth,
Von reiner Weiblichkeit genährt,
Darf nach der Farb' ich schätzen nicht,
In der sich malt ihr Angesicht,
Und nicht nach der Gestalt des Leibes,
Die nur einfaßt das Herz des Weibes;
Ist Werth ihr innen im Busen bewahrt,
So werde nicht ihr Lob gespart.

Höfische Lyrik (Minnegesang).

Im südlichen Frankreich entfaltete sich zuerst gleichzeitig mit dem idealen Ritterthum ein reicher Liederfrühling. Dort, wo eine herrliche Natur ihren Schmuck aufs freigebigste über Thäler und Höhen ausgegossen hat, umgab sich in der Zeit der ersten Kreuzzüge das gesellige Leben der höhern Stände mit einem solchen poetischen Reiz, daß an die Stelle der Wirklichkeit ein träumerisches Phantasieleben zu treten schien. Provence und Languedoc, zwei blühende Landschaften des Südens, bestanden damals aus einer Menge kleiner, fast unabhängiger Lehnsherrschaften; es gab keine Mühen der Regierung: die Freuden des geselligen Verkehrs, Hoffeste und Turniere wurden der Inhalt, das Geschäft des Lebens, und die ritterliche Thatenlust fand in Spanien, im Morgenland einen ersehnten Schauplatz. In die beglückten Thäler aber trug noch niemand den Krieg, und während stürmische Bewegungen die Nachbarländer heimsuchten, blieben sie ein Asyl des Friedens. Aus diesem mächtig erregten Phantasieleben stieg, wie durch eine plötzliche Zaubermacht hervorgerufen, die Sonne der lieblichsten Poesie hervor, und innerlich, wie sie war, geweckt durch den Drang des Gefühls, verband sie sich von vornherein mit der schwesterlichen Kunst des Gesanges. Beide sind unzertrennlich, der trobadór oder troubadour ist der Erfinder sowohl der Lieder wie der Melodien. Und diese Kunst ist die edelste; sie ist dem gebildeten Ritter so nothwendig wie die Kunst der Waffen, sie schied ihn vom ungebildeten Volke, sie war der schönste Schmuck des Lebens. Waren die Dichter auch niedrig geboren und sangen

sie auch um Lohn und gastliche Bewirthung, ihre Kunst stellte sie dem Ritter gleich. Es galt für ehrenvoll, in ihrer Reihe zu stehen; Fürsten und Ritter bemühten sich um den Ehrenplatz in ihrer Mitte. Fürsten erkannten es als eine Pflicht, die Sänger zu ehren und zu schützen. Noch höher aber als Fürstengunst galt den Sängern die Huld der Frauen. Diese Frauenverehrung, die nur zum Theil auf den Namen „Liebe" Anspruch machen kann, wurde in solchem Maße Mittelpunct des Lebens, daß ihre Empfindungen förmlich in ein System voll der feinsten Subtilitäten gebracht wurden, daß geradezu eine Kunst ritterlich zu lieben sich daraus entwickelte.

Es begreift sich leicht, daß in Folge dessen das Erkünstelte gar sehr an die Stelle des natürlichen Gefühls treten mußte, und hier liegt der Grund, weßhalb die Minnepoesie durch Unwahrheit, deren Folge Phrasentändelei ist, sich selbst den Untergang bereitete. Schon war die Provençalpoesie im Sinken begriffen, als im Beginn des zwölften Jahrhunderts der gräuelvolle Albigenserkrieg jene bis dahin so glücklichen Landschaften verheerte und des Volkes Kraft und Geist für immer lähmte. Die melodische Provençalsprache, einst vor allen andern romanischen Sprachen poetisch ausgebildet, schied aus der Literatur Europa's aus, um als Provinzialdialect des südlichen Frankreichs langsam abzusterben. Die lyrische Poesie des nördlichen Frankreichs, wo die Sänger mit dem Namen trouvères benannt wurden, ist nur ein Nachhall der provençalischen Lyrik. Ein Blick auf die Provençalpoesie mußte der Schilderung des deutschen Minnegesangs vorangehen, weil er nur in jener eine Erklärung findet. Daß die deutsche Lyrik eine bloße Nachahmung der provençalischen gewesen sei, wird niemand behaupten wollen; der deutsche Geist fühlte sich gerade damals zu selbstständig, um bloß die Mode seiner westlichen Nachbarn nachzuahmen. Allein das erste Erscheinen des deutschen Minnegesangs steht mit der Verbreitung französischer Hofsitte in so enger Verbindung, der ritterliche Frauendienst, die künstlichen Formen der Lyrik, wodurch sie von der Volkspoesie geschieden und als höhere und vornehmere Hofpoesie ihr gegenübergestellt wird, sind der provençalischen so eng verwandt, daß man den Impuls, der von dem engverbundenen Nachbarlande ausgehen mußte, unmöglich darin ver=

kennen kann. Deutsche Ritter waren mit französischen Rittern auf den Kreuzfahrten im Verkehr und trafen auf Friedrichs I. italienischen Feldzügen mit provençalischen Sängern zusammen; die Hohenstaufen, die Beschützer der deutschen Sangeskunst, werden auch von Provençalen als Gönner gepriesen. Zum Ritterfeste, das Friedrich 1184 zu Mainz veranstaltete, strömten provençalische Sänger herbei; dort war auch Heinrich von Veldeke, der erste deutsche Minnesänger, und er selbst rühmt uns den Glanz jener Festlichkeiten. Mathilde, die Gemahlin Heinrichs des Löwen, war die Tochter der Eleonore von Poitou, welche die Vorsitzerin eines jener französischen Liebeshöfe, in denen Frauen zu Gericht saßen, um Streitfragen der Liebesetikette zu entscheiden; ein Troubadour besingt die Aufnahme, die er am Hofe zu Braunschweig gefunden. Die zweite Gemahlin Friedrichs I., Beatrix von Burgund, stammte aus den Rhonelanden, und des Kaisers Sohn, Heinrich VI. heirathete die sicilianische Prinzessin Constanze.

Uebrigens war der Minnegesang so wenig wie die höfische Rittersitte über das gesammte Deutschland verbreitet; die sächsischen und friesischen Landschaften wurden wenig davon berührt. Die Linie, in der der Minnegesang sich ausbreitet, läuft über Oestreich, Bayern, Schwaben und verfolgt abwärts Nebenlinien am oberen Rhein und durch Franken nach Thüringen und Meißen. Von hieraus geht gegen die Zeit seines Verfalls noch eine östliche Linie nach Brandenburg, Böhmen und Schlesien bis zur Ostsee hinab. Ueberall aber behält die lyrische Poesie den Typus des Südens, von dem sie ausgegangen war; die süddeutsche Mundart bleibt gleichmäßig die Dichtersprache.

Die Form ist das Wesentliche, wodurch die lyrische Kunstposie sich von der Volkspoesie unterscheidet; sie ist das Gleichartige, das sie mit der Poesie der Provençalen verbindet. Eine verfeinerte Sprache, ein künstliches Verschlingen der Reime, ein sorgfältig geordneter Strophenbau, überhaupt eine bewußte Ausübung einer erlernten Kunst, worin ein älterer Meister den jüngeren unterweist, dies alles stellte sie über die fahrenden Sänger, welche seit ihrem Auftreten fast von den Höfen verdrängt wurden.

Es erstreckt sich indeß die Verschiedenheit auch auf den Inhalt. Wenn auch die ältere Volkspoesie schon Liebeslieder dichtete, so gestalteten sich diese doch ganz anders, als die Liebesromantik der Provençalen den ritterlichen Frauendienst zum Mittelpunct der lyrischen Empfindung machte. Vorzugsweise sind daher die uns erhaltenen Gedichte der „Minne" gewidmet. Vergleicht man sie mit der provençalischen Poesie, so muß man dieser freilich glänzendere Farben und einen reicheren Bilderschmuck zugestehen; allein es spricht aus den einfacheren Tönen des deutschen Gesanges eine solche Wärme und Innigkeit des Gemüths, daß wir jenen mehr äußerlichen Glanz gern hingeben gegen diese bescheidene Sehnsucht, die so wenig begehrt und schüchtern wie von fern sich dem Gegenstande der Liebe nähert. Man darf behaupten, daß die Minnepoesie bei jedem einzelnen Volke ihren Charakter mehr von den Frauen als von den dichtenden Männern erhält; die Grenzen, in denen sie sich zu bewegen hat, werden ihr von dem weiblichen Zartgefühl, von dem sittlichen Sinn der Frauen vorgezeichnet. Mochten sie mit Dank und Glauben den Gesängen der verehrenden Huldigung ihr Ohr öffnen, keinem Sänger gestattete die Sitte, den Namen der Verehrten in seinen Gedichten zu nennen, während in Frankreich die Frauen nach solcher Auszeichnung trachteten; keiner auch fiel es ein, zarte Verhältnisse vor Liebesgerichten zu entweihen. Je näher somit der deutsche Minnegesang der Naturwahrheit blieb, um so weniger konnte er auf die Spitzfindigkeiten der provençalischen Liebesdialektik eingehen. In den Reizen der Natur sucht vielmehr die Gemüthswelt einen Widerhall, ein Abbild: die heitere Frühlingswelt giebt dem Herzen Antwort; die Blumen und die Chöre der Vögel deuten die Träume der Sehnsucht und des Entzückens. In ihrer ernsten Richtung wird die Lyrik zur religiösen Poesie; vornehmlich zeigt sich ein Wetteifer der Kunstdichter in der Lobpreisung der heiligen Jungfrau, die gleichsam als weibliche Gottheit dem weichen Charakter der Poesie am meisten entsprach. Hymnenartige Lobgesänge ihr zu Ehren dichteten Gottfried von Straßburg (oder doch ein Zeitgenosse unter seinem Namen), Konrad von Würzburg (um 1280) und Heinrich Frauenlob (um 1300), jeder mit dem Bestreben, den Vorgänger in der Eleganz

der Sprache, der mystischen Bilderpracht und der Kunst des Reims zu überbieten, weßhalb Konrad von Würzburg seinen Hymnus die goldene Schmiede betitelte, indem er sich mit einem Schmied in der Werkstatt verglich, der die edelsten Metalle zum feinsten Kunstwerke verarbeitet. An die religiöse Poesie knüpfen sich dann weiter in späterer Zeit die trockenen Lehrdichtungen an. Hiermit ist der enge Kreis umschrieben, in dem sich die höfische Poesie bewegt, man möchte denn noch einige Lieder zum Preise der Fürsten und Herren und Lieder auf Zeitereignisse besonders bemerken.

Von mehr als 150 „Minnesängern" jenes Zeitraums sind Gedichte auf uns gekommen. Jedoch statt dem Leser mit vielen Namen lästig zu fallen, wählen wir einige wenige aus, welche die Lyrik des ganzen Zeitalters am klarsten veranschaulichen.

Walther von der Vogelweide ist jenen großen Meistern des Gesanges, einem Gottfried und Wolfram, deren Zeitgenosse er war, beizugesellen. Seine Jugend fiel mit dem frischen Aufblühen des lyrischen Gesanges gegen das Ende der Regierung Friedrichs I. zusammen. Durch ein langes, bewegtes Leben geleiten uns seine Lieder; sie gehen so vielfach auf persönliche Erlebnisse und Zeitumstände ein, daß wir aus diesen Andeutungen seine Schicksale und Lebensverhältnisse von der Jugend bis ins Greisenalter erkennen können. Zwar adliger Abkunft, aber arm, sah er sich genöthigt, in den Dienst fremder Herren zu treten. Er erwählte die Poesie als den Weg zu Ehre und Unterhalt und suchte als Meistersänger die Höfe auf. „In Oestreich" — sagt er uns — „lernte ich singen und sagen": das war die kunstgemäße Unterweisung im Abfassen der Lieder, im Singen und Spielen des musikalischen Instruments, mit dem der Vortrag der Lieder begleitet wurde. Ob er des Lesens und Schreibens kundig gewesen, erfahren wir nicht: hatten doch die Lieder damals die Bestimmung, gesungen zu werden; die schönsten Lieder wurden im Gedächtniß aufbewahrt und hallten im Munde anderer Sänger wieder, selbst an entfernten Höfen, bis mit dem Verblühen der Kunst die Schrift an die Stelle der lebendigen Ueberlieferung trat.

Seine glücklichsten Jahre verlebte Walther am östreichischen Hofe unter der Regierung des Herzogs Friedrich. Als aber dieser 1198 auf einer Kreuzfahrt gestorben war, begann, wie er in einem seiner Gedichte klagt, sein unstetes und mühevolles Leben. Es dünkt ihm die Welt nicht mehr so fröhlich zu sein, wie damals, wo die Freude überall zu Hause zu sein schien. Mag ihm die Erinnerung an die jugendliche Heiterkeit jene frühere Zeit in schönerem Lichte erscheinen lassen, so konnten doch auch die veränderten politischen Verhältnisse nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das heitere Sänger- und Ritterleben bleiben. Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig waren von ihrer Partei gleichzeitig zum deutschen Kaiserthron berufen worden; der allgemeine Zwiespalt trennte jetzt die Fürsten und rief einen zerrüttenden Bürgerkrieg hervor. Auch die Sänger wählten verschiedene Wege; während Walther die Krönung Philipps feiert, begrüßt Wolfram von Eschenbach die Königsweihe seines Gegners. In mehreren seiner Lieder trauert Walther über den Verfall Deutschlands. „Es war ein Tag" — so singt er — „da war unser Lob auf allen Zungen; kein Land war uns nah, es begehrte Sühne oder es ward bezwungen. Weh, wie sich die Ehre entfremdet deutschen Landen!" In solchen Aeußerungen lernen wir Walther als warmfühlenden patriotischen Dichter kennen, der als solcher vor allen Minnesängern genannt zu werden verdient. Lieber als seine Klage- und Rügelieder hören wir sein schönes Gedicht zum Preise der Deutschen:

Lande hab' ich viel gesehn,
Nach den besten blickt' ich allerwärts.
Uebel möge mir geschehn,
Wenn ich je bereden ließ mein Herz,

Daß ihm wohlgefalle
Fremder Länder Brauch;
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle!

Von der Elbe bis zum Rhein
Und hernieder bis zum Ungerland,
Da mögen wohl die besten sein,
Die ich irgend auf der Erden fand.

Weiß ich recht zu schauen,
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör ich, sie sind besser hier,
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frauen sind schön und engelrein;
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:

Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm in unsre Lande, da es noch beide giebt:
Lebt' ich lange nur darinne!

Daß ihn sein Wanderleben weit umhergeführt habe, sagt er uns in mehreren seiner Lieder. „Von der Seine bis an die Mur und bis zum Po" hat er der Menschen Sitte kennen gelernt. Die Geige mit sich führend, machte er meistens seine Reisen zu Pferde; an den Höfen und auf den Straßen läßt er sein Lied ertönen. Bald nach **1204** lebte er eine Zeitlang an dem Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen. In diese Jahre verlegen spätere Chronisten den Sängerwettstreit auf der Wartburg, in welchem auch Walther aufgetreten sein soll. Er fand an jenem Hofe ein festliches Sängerleben: „ein Zug fährt ein, der andere aus, so Nacht als Tag, und nie stehen die Becher leer." Allein Walther fließt nicht, wie andere Sänger, von Fürstenschmeichelei über; er hält den Fürsten eindringlich ihre Pflichten vor: „glaubt nicht," ruft er ihnen zu, „was die Schmeichler sagen; haltet auf Recht; richtet, was die Armen klagen; liebet Gott und dankt ihm demüthig für die Ehre, daß mancher Mensch Gut und Leib zu eurem Dienst verwenden muß." Dieser warme Sinn für Recht und Tugend spricht überall aus seinen Gedichten; er arbeitet stets an der eigenen Besserung, mahnt sich selbst zur Milde im Urtheil und preist es als die vorzüglichste Tugend, sich zu beherrschen. Daher sein Ausspruch:

Wer schlägt den Löwen? wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen und diesen?
Das thut der, der sich selber zwinget.

Ein ruhiges Gleichmaß der Empfindung herrscht auch in Walthers Minnepoesie. Die Uebertreibungen des romantischen Frauendiensts sind ihm fremd; aber wir erkennen in allen derartigen Liedern die Wahrheit und Wärme des Gefühls. Der Gedanke an gute Frauen ist ihm ein Trost in schlimmen Tagen. „Wer verhohlene Sorge trägt“ — so spricht er sich in einem seiner Lieder aus — „der gedenke an gute Frauen: er wird erlöst; und gedenke an lichte Tage, die Gedanken waren stets mein bester Trost.“ Mit höherem Schwunge wird seine Frauenverehrung in einem andern Liede ausgedrückt:

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen;
So Wonnigliches gab es niemals anzuschauen
In Lüften noch auf Erden noch in allen grünen Auen.
Lilien oder Rosenblumen, wenn sie blicken
Im Maien durch bethautes Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen solche Wonne ohne Farbe, ohne Klang.
Der Frauen Anmuth anzuschaun, das kann den Sinn erquicken,
Und wer an Kummer litt, wird augenblicks gesund.
So lieblich lachet in Liebe ihr süßer rother Mund,
Und Strahlen aus spielenden Augen dringen in Mannes Herzensgrund.

Außer dem allgemeinen Lobe der Frauen spricht er auch individuelle Liebesverhältnisse aufs zarteste aus; so in Folgendem:

Lang' ist's, daß mein Auge sie nicht sah;
Weiß der Himmel, wie es denn geschieht,
Sind ihr meines Herzens Augen nah,
Daß es ohne Augen sie ersieht?

Wollt ihr wissen, was die Augen sind,
Die sie sehen über Berg und Land?
Die Gedanken, die mein Herz sich spinnt,
Sehen sie durch Mauern und durch Wand.

Vierzig Jahre, sagt er, habe er von Minne gesungen, aber sich dann von der irdischen Minne zu der himmlischen gewendet. Dieselben innigen Töne, die all sein Dichten auszeichnen, finden sich auch in seinen religiösen Liedern wieder, eine Frömmigkeit, die nicht bloß, wie damals so häufig geschah, mit mystischen Bildern spielt, sondern die Sprache wahren Gefühls redet. Seelenvolle Begeiste-

rung hebt seinen Gesang, als ihm sein Verlangen erfüllt ward, das heilige Land zu betreten, wo Christus gewandelt und gelitten hat.

Nun erst leb' ich ohn' Beschwerde,
Seit sich meinem Auge weist
Das hehre Land und auch die Erde,
Die man also lobt und preist.
Mein ist, was ich je erbat;
Ich bin kommen, wo den Pfad
Gott im Menschenbilde trat!

Nicht hindert ihn sein frommer Sinn, die Weltlichkeit und Habgier der Hierarchie mit ernsten Rügeliedern anzugreifen; er eifert gegen die herrschsüchtigen Eingriffe der päpstlichen Gewalt, gegen die willkürlichen Bannsprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geistlichkeit. Daher steht er auch auf Seiten Philipps, dessen Gunst er sich zu erfreuen hatte. Friedrich II. beschenkte ihn mit einem Lehen, das ihm Unterhalt gewährte.

Um 1230 ist Walther gestorben, und wie aus mehreren seiner Gedichte, in denen er der Welt Lebewohl sagt, zu schließen ist, für den Dichter selbst nicht zu früh. „Ich habe Manchem mit Gesang das Herz erfreut: o fänd' ich frohe Himmelfahrt!" In solchem Gefühl ist auch der elegische Rückblick auf das dahingeschwundene Leben gedichtet, da er als Greis in das Land seiner Jugend zurückgekehrt war:

O weh, wohin verschwunden sind nun alle meine Jahr'!
Träumte mir mein Leben oder ist es wahr?
Was stets mir wirklich däuchte, war's ein trüglich Spiel?
Ich habe lang' geschlafen, daß es mir entfiel.
Nun bin ich erwacht, und ist mir unbekannt,
Was mir so kund einst war, wie diese meine Hand.
Leute und Lande, die meine Kinderjahre sahn,
Sind mir so fremde jetzt, als wär' es Trug und Wahn;
Die mir Gespielen waren, sind nun träg' und alt;
Bereitet ist das Feld, verhauen ist der Wald,
Nur daß das Wasser fließet, wie es ehmals floß.
Weh wenn ich denk' an manchen Wonnetag,
Der mir zerronnen ist, wie in das Meer ein Schlag!

Wenn Walther in den Liedern seines Alters über den Verfall deutscher Sitte und Fröhlichkeit, über die Ausartung des edeln Ge-

sanges bittere Klage führt, so sind nicht bloß seine Jahre schuld daran, sondern es liegt auch eine Wahrheit darin; er war jung gewesen in Deutschlands glücklichster Zeit; er hatte den ganzen, so reich blühenden Frühling der deutschen Dichtung durchlebt, und dieser begann bereits zu welken, als Walther sich zu Grabe neigte. Schon vernehmen wir von ihm das Klagewort: „Ungefüge Töne haben das höfische Singen verdrängt, seine Würde liegt danieder. Die so frevenlich schallen, sie thun wie die Frösche in einem See, denen ihr Schreien so wohl behagt, daß die Nachtigall davon verzagt, so gern sie mehr sänge. Bei den Bauern möchten sie wohl sein, von denen sie hergekommen." Diese Worte beziehen sich auf eine Abart der höfischen Lyrik, die man „die höfische Dorfpoesie" oder die „dorfische Hofpoesie" genannt hat. Ihr vorzüglichster Vertreter ist Neidhart (Nithart) von Reuenthal, ein Oestreicher. Seine Lieder besingen, ganz im Gegensatz zu der Sentimentalität der ritterlichen Lyrik, die munteren Feste der Bauern, Tanz, Ballspiel und Raufereien, Alles in derber Lebendigkeit, nicht als mischte sich der Dichter mitgenießend in die Festeslust, sondern um mit der Plumpheit der Dorfbewohner seinen Spott zu treiben und damit die Hofleute zu ergötzen. Sie nähern sich in ihrem Tone den lustigen Volksliedern.

Die Poesie des ritterlichen Frauendienstes hat jedoch ebenfalls noch um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ihre Verehrer. Vor allen ist Ulrich von Liechtenstein auszuzeichnen, der mehr, als irgend ein anderer Dichter, der Sänger der ritterlichen Minne genannt zu werden verdient, und mehr als Walther von der Vogelweide uns diese Seite der höfischen Lyrik zu veranschaulichen vermag. Ulrich stammte aus dem noch jetzt in Oestreich blühenden Liechtensteinschen Geschlechte, das auch unter den souveränen Fürsten des deutschen Bundes eine Stelle hat. Man sieht noch an der Mur unweit Judenburg in Steiermark die Trümmer der Stammburg. Seine Jugend fiel in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts; er diente als Knappe am Hofe Heinrichs von Steiermark und lernte mit dem Ritterdienst den Minnedienst und Meistergesang; lesen und schreiben konnte er nicht, es freut ihn, daß er reich genug ist, sich einen Schreiber halten zu können. Im Jahre 1222 ward er zum

Ritter geschlagen. Sein Ritter- und Minneleben bis zum 33. Jahre seiner Ritterschaft schildert uns in poetischem Gewande sein erzählendes Gedicht Frauendienst, in das er seine Lieder verflochten hat, der Roman seines eignen Lebens, der uns daher in noch höherem Grade, als die romantischen Rittergedichte, in das abenteuerliche Treiben der Ritterschaft mitten hinein versetzt und den Minnedienst mit seinem poetischen Feuer und seiner phantastischen Ueberspanntheit in unmittelbarer Verknüpfung mit dem wirklichen Leben in lebendigen Schilderungen vor Augen legt. Der hohen Herrin, die seine Lieder feiern, ist sein Ritterthum geweiht; um ihrer Liebe sich würdig zu machen, um durch ritterlichen Dienst sie zu ehren, vollbringt er seine Abenteuer, und was er zur Leier singt, will keinen andern Lohn noch Ehre, als ihre Huld und ihr freundliches Lächeln. Von Frauenverehrung klingt Alles wieder, was er den Reimen anvertraut; schon die Eingangsstrophen drücken die Huldigung der guten Ritterzeiten so innig aus: „Gott hat nichts so Gutes, als ein edles Weib, geschaffen, und niemand mag die Güte eines Weibes zu Ende loben; wer sagen kann, wo der Schein der Sonne endet, kennt auch das Ende ihres Lobes; sie sind rein und gut, und geben dem Manne seinen Werth; wer sich das verdienen kann, daß sie ihm freundlichen Gruß bieten, dem muß alle Sorge schwinden." Mit solcher Betrachtung endet auch sein Büchlein vom Frauendienste; er rechnet sich's hoch an, daß er in 58 verschiedenen Melodien das Lob der Frauen in Liedern gesungen habe, und widmet es den guten Frauen; denn er habe von ihnen manches süße Wort darin gesprochen. „Wollte Gott," ist dann sein schließlicher Wunsch, „ihr süßen Frauen, daß der Mann, den ihr erwählt, so gegen euch gesinnt sei, wie mein Wille ist zu der, der ich diene und immer dienen will. Ihr sollt nicht vergessen, daß ich euch mit holden Worten stets gedient habe und euer Lob singe, wie ich am besten kann; wären alle Männer euch so ergeben, wie ich, so wäre Freude in der Welt. Auch bitte ich euch, daß ihr Gott um mich bitten möget, damit er sich euretwegen mein erbarme, daß er mir ein gutes Ende giebt und meine Seele mit Freuden hinfährt." — Wer vermuthet wohl in diesen sanften Worten den gewaltigen Turnierhelden, der auf einer einzigen Ritter-

fahrt, wie er uns selbst vorrechnet, 307 Speere verstochen hatte, und an dem 271 Speere zersplittert waren, ohne daß er auch nur gewankt hätte. Begleiten wir ihn, um eins seiner ritterlichen Abenteuer herauszuheben, auf dieser Fahrt! Wir werden sehen, daß der ehrliche Ritter aus der Mancha so Unrecht nicht hatte, wenn er zu Ehren der Dulcinea von Toboso auf Abenteuer auszog; sein Irrthum lag nur darin, daß er um einige Jahrhunderte zu spät ausritt.

Es war im Winter 1227, als Ulrichs Bote von der verehrten Herrin mit freundlichem Gruß zurückkehrte. Das machte ihn über die Maßen froh, und er beschloß, ihr zu Ehren eine große Ritterfahrt zu machen von Venedig bis nach Böhmen, unerkannt, verkleidet als Frau; den Boten sandte er zur Herrin zurück, um ihr zu sagen, daß er um ihretwillen die Ritterfahrt unternehme, und sie zu bitten, ihm zu erlauben, es in ihrem Dienste zu thun. Der Bote brachte die Nachricht zurück: daß ihr die Fahrt gefiele, jedenfalls sei sie für ihn löblich und ehrenreich. Da nahm Ulrich Tasche und Stab von einem Priester und zog als Pilger heimlich aus dem Lande, als wolle er gen Rom fahren. In Venedig, wo ihn niemand kannte, nahm er Herberge den Winter über und ließ sich elegante Frauenanzüge machen, Alles weiß. Für sein Pferd, das man ihm heimlich durchs Land gebracht hatte, wurden silberweiße Sättel, köstliche Zäume und weiße Decken zubereitet. Zwölf Knappen, aus fremden Landen gemiethet, wurden in weiße Gewänder gekleidet. Als Alles vorbereitet war, sandte er ein Schreiben in die Lande: die werthe Frau Venus, Göttin über die Minne, entbietet allen Rittern, die zur Lombardei, Friaul, Kärnthen, Steyer, Oestreich und Böhmen gesessen sind, ihren Gruß und thut ihnen kund, daß sie aus Liebe zu ihnen fahren und ihnen lehren will, wie sie werther Frauen Minne verdienen oder erwerben sollen. Sie meldet ihnen, daß sie vom Meere aus bis nach Böhmen fahren will, und unter solchem Beding: welcher Ritter gegen sie kommt und einen Speer wider sie entzwei sticht, dem giebt sie einen goldenen Ring, den soll er senden der Frau, die ihm die liebste ist; sticht aber Frau Venus einen Ritter nieder, so soll er nach vier Enden in die Welt reiten einem Weibe zu Ehren; wird *sie* aber von einem Ritter niedergestochen, so soll *der*

alle die Rosse haben, die sie mit sich führt. Dann folgt die Angabe der Stationen, wo sie auf der Fahrt Herberge halten wird, vertheilt auf 29 Tage. Welcher Ritter ihre Fahrt vernimmt und gegen sie nicht kommt, den thut sie in die Acht der Minne und aller guten Frauen.

Wie dieser Brief, so fährt Ulrich fort, in die deutschen Lande kam, waren die Ritter fröhlich, denn in deutschen Landen stand es so, daß niemand ehrenreich war, der nicht ritterlich fuhr und durch Frauen hochgemuth wurde, das war damals Sitte, und wäre gut, es wäre noch! Also machte er sich auf nach Treviso, der ersten Herberge. Der Podesta von Treviso verbot aber das Lanzenbrechen. Da das Graf Meinhard von Görz, der mit 50 Rittern gekommen war, vernahm, ritt er zum Podesta und sprach: Herr, Ihr sollt uns mit Eurer Huld hier froh sein lassen, darum bitte ich Euch. Dieser entgegnete: ich verwehre euch keine Freude, wo es ohne Schaden geschieht; es sind aber zu viel Gäste hergekommen, es könnte leicht Schaden geschehen, darum erlaube ich es nicht. Da schied der Graf im Zorne vom Podesta und klagte sein Leid den Frauen von Treviso; diese sprachen: das soll abgewendet werden; wir wollen ihn bitten herzukommen; wir glauben nicht, daß er uns abschlägt, was wir freundlich von ihm bitten. Ein Ritter ritt zum Podesta und bat ihn mit höfischer Sitte, zu den Frauen zu kommen. Und als er in die Straßen ritt, neigten sie sich freundlich vor ihm und sprachen: Ihr sollt uns gewähren, was wir von Euch bitten, Ihr sollt der Königin ihr Spiel hier lassen, damit wir Ritterschaft sehen. Da sagte der Podesta: ungern schlag' ich euch etwas ab, ich will drei Speere erlauben; mehr aber geschieht wahrlich nicht. Darauf gebot er einen Ring zu räumen, aber das Gedränge war so groß, daß die Ritter kaum zu einander kommen konnten; der Podesta trieb endlich die Leute von der Brücke, und hier ward unter den vom Ufer erschallenden Segenswünschen das Lanzenbrechen veranstaltet. Als es Abend geworden, zog Ulrich wieder in seine Herberge. Alle Ritter wollten ihm gern folgen, um ihn zu erkennen; er aber ließ sich auf der ganzen Fahrt von niemand näher sehen. Am Morgen, als er noch schlief, kamen wohl 200 Frauen vor seine Herberge, ihn zur Messe

zu begleiten; schnell legte er Frauenkleider an, warf einen weißen Sammetmantel über, verhüllte das Gesicht mit einem Schleier, auf dem Kopfe trug er einen Pfauenhut und Handschuh an den Händen. So trat er hinaus, wo ihn die Frauen laut als Königin Venus begrüßten. Darauf ging er zur Kirche, indem eine Gräfin ihm den Mantel trug. In der Kirche bat er Gott um Bewahrung seiner Ehre. Dann ward er mit großem Gedränge und Posaunenschall wieder zur Herberge zurückbegleitet. Unter ähnlichen Abenteuern ging nun die Fahrt weiter vorwärts; täglich wurden Lanzen gebrochen, und Ulrich vertheilte goldene Ringe. Unter den Rittern, die sich in Kärnthen einfanden, war auch einer von Himmelberg, weit bekannt, sagt Ulrich, durch seinen Gesang; dieser trug, sicherlich als spöttisches Gegenbild der geharnischten Venus, eine schwarze Mönchskappe über dem Harnisch und einen Haaraufsatz mit breiter Tonsur; er hatte geschworen, die Frau Venus niederzustechen. Als er aber zum Lanzenbrechen heranritt, versagte ihm die Königin als einem Mönche die Ritterschaft. Dieser verfolgte ihn aber auf die nächsten Tage. Ulrich ließ ihm durch einen Boten sagen, so lange er als Mönch käme, sei ihm der Kampf versagt. Jener aber gelobte, der Frau Venus überallhin zu folgen; sie müsse mit ihm stechen, es hindre ihn denn der Tod. Da baten alle Ritter für den Mönch, der doch nach Ehre trachte, und Ulrich gewährte; er war dem Mönch im Herzen gram und traf ihn mit dem Speer so durch den Helm, daß jener besinnungslos hinter seinem Rosse lag.

Geleiten wir nun noch zuletzt unsern Dichter nach Wien. Am Morgen, da Ulrich nach Wien aufbrach, schmückte er sich mehr als je, weil viel schöne Frauen ihn sehn würden. Auf der Straße traf sein Bote zu ihm und begann das Lied Walthers von der Vogelweide: „Ihr sollt rufen: willkommen; der euch schöne Botschaft bringet, das bin ich!" Der Bote meldete ihm den Minnegruß seiner Herrin: sie freue sich herzlich seiner Freude, nehme Theil an seiner Ehre und sende ihm einen Ring, den sie zehn Jahr an ihrer Hand getragen. Ulrich kniete nieder, küßte den Ring hundertmal und pries sich glückselig, daß er geboren worden und sie, seines Herzens Maienschein, zur Herrin erwählt habe. Der Bote wünschte beim

Scheiden ihm Heil zu Wien, wo muthige Ritter ihn erwarteten. Ulrich hieß ihn getrost sein, weil nunmehr kein Unheil ihm widerfahren könne, und wenn für jeden auch ihrer drei wären. Von 80 Rittern begleitet, zog dann Ulrich vor Wien. Da kam ihm der Domvogt entgegen, ihm voran ein Banner, dann 50 Armbrustschützen und 50 schöngesattelte Pferde, dann 50 wohlgekleidete Knappen, paarweise, deren jeder einen Speer führte, dann wieder 50 Rosse; alle Knappen neigten sich vor der Königin und zogen vorüber; jetzt folgten 50 Ritter mit grünen Mänteln und zuletzt der Domvogt im Scharlachmantel. Er begrüßte die Königin, erbot sich ihr zum Marschall und versprach Herberge ihr in der Stadt zu bereiten. Der Domvogt ließ nun seine Ritter dort und begab sich mit den Knappen in die Stadt, wo er so gewaltig schaltete, daß die reichsten Bürger Herberge hergeben mußten. Als Ulrichs Einzug verkündet ward, legten die Frauen ihre besten Kleider an; alle Gassen waren voll von ihnen, als er durch die Straßen ritt. Dann nahm er Herberge, und am folgenden Tage begann ein Lanzenbrechen, worin Ulrich an 40 Lanzen zerbrach. — Welch einen Blick in die damaligen Verhältnisse gewähren die wenigen Züge, die wir aus der Erzählung hervorgehoben haben! Und diesem Ritter ohne Furcht — so seltsam berühren sich die Extreme in jener phantastischen Existenz — bricht mit einemmale alle Kraft zusammen, als er die Huld der Herrin seines Herzens verliert. Seine Ritterfahrt ist geendet; zu Neuenburg wird gleichsam als Nachfeier des glücklichen Abenteuers noch ein Turnier gehalten, zu welchem er sich von seiner Herrin ein Kleinod erbeten hatte, zum Zeichen, daß ihr sein Dienst angenehm sei. Zu Neuenburg trifft ihn der Bote wieder, hängt das Haupt und seufzt, daß er etwas sagen müsse, was Ulrich immer beklagen werde. Seine Herrin entbiete ihm steten Haß, weil seine Untreue ihr bekannt geworden; sie verlange den Ring von seiner Hand zurück. Ich wehklagte, erzählt unser Sänger, und betheuerte meine Unschuld; ich wünschte mir den Tod oder daß ich nie geboren wäre. Was sollte mir noch Gut, Leben und Tapferkeit? lieber wollte ich arm aus dem Lande gehen, daß niemand wüßte, wo ich hingekommen wäre! Ich saß und weinte, wie ein Kind; meine Augen waren von Thränen

wie geblendet, ich rang die Hände. Da trat der Domvogt zur Thür herein, hieß den Boten hinausgehn und sagte: wer hat Euch was gethan, daß ich Euch in solcher Klage finde? Da er so gütlich sprach, brach mein Jammer erst durch, daß ich laut weinte, und ich rief: ich kann mein Leid niemand sagen, es ist so, daß ich es vor jedermann verschweigen muß. Da ward der getreue Mann so gerührt, daß er meine Noth so bitterlich mit beweinte, als wenn ihm sein Vater gestorben wäre. So saßen wir beide jammernd da; da trat Heinrich von Wasserberg herein, der Mann meiner Schwester; er sprach: was soll denn das sein? sagt, wer hat euch beiden was gethan? Das ist schwach, daß Ritter klagen; ihr weint ja, wie arme Waisen! Da sprach der Domvogt: Herr Ulrich klagt so jammervoll, wie ich es nie gesehn habe; ich weiß nicht, was ihm geschehn ist, er will es mir nicht sagen! Da bat Ulrichs Schwager den Domvogt, sie allein zu lassen. „Ich weiß wohl, sagte dann Heinrich von Wasserberg zu Ulrich, was euch geschehn ist; die Frau, der ihr lange Zeit gedient habt, hat euch ihre Huld versagt.“ Und als Ulrich von seinem Schmerz aufs neue heftiger als zuvor ergriffen ward, da sank Heinrich auf seine Kniee, hob die Hände in die Höhe und sprach recht aus dem Herzen: Gott sei gedankt, daß du mich in diesem Leben einen Mann hast sehen lassen, der so recht ohne Wanken ein Weib liebt; wohl mir, daß ich das sah! Deß will ich froh sein, so lange ich lebe! Dann umarmten sich beide; Heinrich versuchte Ulrichen zu trösten und brachte ihn endlich dahin, daß er mit zum Turnier ritt.

Von Ulrichs Minneliedern möge eines seiner anmuthigsten in einer Uebersetzung hier Platz finden:

In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein;
An der Haide blühen schöne
Blumen in des Maien Schein.
Also blüht mein hoher Muth,
Wenn er denkt an ihre Güte,
Die mir reich macht mein Gemüthe,
Wie der Traum den Armen thut.

Hoffnung hat auf hohe Dinge
Die Erwartung mir gestellt,
Daß mir noch an ihr gelinge,
Süßes Loos mir einst noch fällt.
Der Erwartung freu' ich mich.
Gebe Gott, daß ich's beende,
Daß sie mir den Wahn nicht wende,
Der mich freut so inniglich.

Die viel Süße Wohlgethane,
Frei von allem Wandel gar,
Lasse mich im lieben Wahne,
Bis er endlich werde wahr.

Daß die Freude lange währe,
Daß ich weinend nicht erwache,
Noch dem Trost entgegen lache
Und der Huld, die ich begehre.

Wünschen nur und süß Gedenken
Ist die meiste Freude mein.
Will sie mir den Trost nur schenken,
Daß ich stets ihr dürfe sein.
Mit den beiden nahe bei,
Will sie das mit Willen leiden,
Mir so holdes Glück bescheiden,
Wünsch' ich, daß sie selig sei.

Süßer Maie, du alleine
Tröstest Alle wunderbar;
Mich erfreust du im Vereine
Mit der ganzen Welt kein Haar:
Möchtest du mir Freude geben
Außer ihr, der Lieben, Süßen?
Trösten kann mich nur ihr Grüßen:
Ihres Trostes will ich leben.

Bis 1255, wo Ulrich den „Frauendienst" schloß, konnte er noch dem Dienst der Frauen sich widmen und ihr Lob singen. Aber bald war Tanz und Turnier vorüber; mit dem Untergang der Hohenstaufen folgte in Deutschland die gesetzlose Zeit, wo jeder nur auf Unrecht oder auf Abwehr bedacht war. Damals sang Ulrich:

Wo nun Freude? wo nun Ehre?
Wo nun folgen guter Lehre?
Welt, du trauerst allzu sehre!
Lieblichkeit war deine Krone,
Da man rang nach Weibes Lohne,
Die hast du geworfen ab!

Ritterschaft, wie steht dein Orden?
Was ist deine Würde worden?
Vormals war dein Lob so hehre;
Jetzt beklagen edle Frauen,
Daß man deinen Schild zerhauen!
Jetzt fährt die Gewalt die Straße!
Wo ist dein Turnier, dein Tanz?
Setz auf wieder den Ehrenkranz!

Aber auch Ulrich hielt nicht mehr lustige Ritterfahrten, wie ehemals, sondern er führte die Waffen im heimischen Kriege, und sein Name wird in Schlachten und bei Erstürmung von Burgen genannt. Er starb um 1275, als schon Rudolf von Habsburg die Krone trug.

Da die Minnelieder ihrem ganzen Charakter nach große Aehnlichkeit haben, so kommt es weniger darauf an, einzelne Namen hervorzuheben, als die ganze Gattung durch einige Beispiele deutlicher

zu veranschaulichen. Wir lassen daher noch einige Lieder in erneuter Sprache (von W. Müller und K. Simrock) folgen.

Kreuzfahrers Abschied

von

Otto von Botenlauben (Otto IV. Grafen von Henneberg, † 1254.)

Er.

Wenn's nicht für meinen Herrn Christus wäre,
Vielliebes Weib, nie ließ ich dich allein.
Du weißt, daß ich nichts Irdisches begehre:
Du selber magst mein Himmelreich wohl sein.
Gott lasse durch seiner Allmacht Schein
Mich starken Arms und Herzens sein,
Und gebe mir einst zum Siegeslohne
Für mich und dich die Himmelskrone!

Sie.

Wenn du mich hast zum Himmelreich erkoren,
Geliebter Mann, so mußt mein Gott du sein,
Und wenn du gehst, so ist dein Reich verloren.
Gott mag die tolle Rede mir verzeihn!
Leb' wohl! Seh' ich nicht bald dich wieder,
So drücken mich die Sorgen nieder:
Mein Leben lebt in deinem Leben;
O eil' es mir zurückzugeben!

Kreuzfahrers Abschiedswunsch

von

Albrecht von Johannsdorf.

Ich hab' in Gott das heil'ge Kreuz genommen,
Den Kampf zu kämpfen mit dem Seelenfeind.
Herr, laß mich siegreich einst zurückekommen,
Und tröst' indeß das Weib, die um mich weint!
O möcht ich so sie wiederfinden,
Wie ich den Abschiedskuß ihr bot!
Soll ihrer Tugend Licht erblinden,
O Gott, so gieb mir dort den Tod!

Die erste Liebe, der ich mich ergeben,
Dieselbe soll auch meine letzte sein,
Und, mag die Treu' auch wenig Freude geben,
So will ich doch mein ganzes Herz ihr weihn.

Denn, sollt' ich minnen mehr als Eine,
So würd ich nimmer minnefroh,
Und in den Vielen minnt' ich Keine:
O weh, wie Mancher macht's doch so!

Lied der Freude im Winter

von

Herzog Heinrich in Anhalt.

Ich will den Winter grüßen mit Gesange:
Sie sind verstummt, die kleinen Vögelein:
Mir ist vor seiner Herrschaft nicht so bange,
Daß ich um ihn die Minne ließe sein.
Das dank' ich doch der lieben Fraue mein:
  Ihr rother Mund, ihre rosige Wange,
  Ihre Güte, und ihr sonniger Schein
  Zieren gar lieblich ein Land am Rhein.

Heil mir, Heil mir! Mir ist so wohl zu Muthe!
Was kümmr' ich mich um arger Schalke Haß?
Zum Trotze Allen minn' ich doch die Gute,
Da Gott ja selber mein noch nie vergaß.
Denn seine Gnade schuf mir, wißt ihr, was?
  Ein Weib mit liebevollem Muthe:
  Sie schenkte mir Freuden wohl ohne Maß:
  Drum sind mir die neidischen Schalke ein Spaß!

Sie möchten gern dem Wald sein Laub verbieten
Und seine Blümelein dem Wiesenplan:
Auch weiß ich wohl, wie gern sie einem riethen,
Daß man die gute Freude thät in Bann
Und fing' ein Leben wie die Wölfe an.
  Doch ich will mich vor Schwermuth hüten:
  Es freue sich, wer sich freuen kann:
  So lehrte die Liebe mich glücklichen Mann.

Minneglück

von

Markgraf Heinrich von Meißen.

Ich wollte hier vor Schmerz vergehn,
Da gab mir Trost ein rother Mund:
Er sprach: Du sollst in Freuden stehn,
Ich mache dir das Herz gesund.

Ach, wenn sie treu ihr Wort mir hält,
Das solche Wonne mir versprochen,
Dann neid' ich Keinen auf der Welt!

Wie sollte da sich freun mein Leib
Und sollte pflegen seiner Ehre,
Wenn solch' ein minnigliches Weib
Verscheuchte meiner Sorgen Schwere!
Und sie, sie sprach ein wahrhaft Wort,
Denn von demselben Augenblicke
Sind alle meine Leiden fort.

Ja, reicher Gott, wie sanft es thut,
Wen wohl begrüßt ein lieblich Weib!
Ihm wird so freudenvoll der Muth
Das Herz und auch der ganze Leib;
Er schwingt sich in die Lüfte hehr,
Von schnellen Fittigen getragen,
Als ob's ein edler Adler wär'.

Minneklage

von

Herzog Heinrich von Breslau.

Ich klage dir, Mai, ich klage dir, Sommerwonne,
Ich klage dir, lichte Haide breit,
Ich klage dir, augenstechender Klee,
Ich klage dir, grüner Wald, ich klage dir, Sonne,
Ich klage dir, Venus, sehnend Leid,
Daß mir die Liebe thut so weh.
Wollt ihr die Unbill schlichten,
So trau' ich, daß die Liebe müsse richten
Sich auf ein minnigliches Wesen.
Nun laßt euch meinen Kummer sein gekündet,
bei Gott, und helfet mir genesen.

„Was thut sie dir? Laß uns die Schuld nur wissen,
Daß ohne Grund ihr nichts geschah'
Von uns, denn das ist weiser Sinn."
Sie läßt mich ihre Huld zwar nicht vermissen,
Doch wenn ich mehr von ihr ersleh',
Sie spricht: „Ich sterb', eh' der Gewinn
Dir wird von mir zu Theile."
Das ist der Tod dem minniglichen Heile.

O weh, daß ich sie je ersah,
Da mir von ihr in herzelieber Liebe
so bittres Ungemach geschah.

„So will ich Mai den Blumen mein befehlen,
Den Rosen roth, den Lilien weiß,
Daß sie sich vor ihr schließen all."
„So will ich Sommerwonne vor ihr hehlen
Der kleinen Vöglein süßen Fleiß,
Daß vor ihr schweigen soll ihr Schall."
„Ich Haide will sie fangen,
Wenn sie nach lichten Blumen kommt gegangen
Auf mich, und will sie halten mir.
Nun sei ihr widersagt von uns, der guten,
so muß sie gnädig werden dir."

„Ich frischer Klee will dich mit Schimmer rächen,
Wenn sie die Blicke auf mich lenkt,
Daß sie von Glänzen schielen muß."
„So will ich Wald die Blätter niederbrechen,
Wenn sie in mir zu wandeln denkt,
Sie gebe denn dir holden Gruß."
„Ich Sonne will durchhitzen
Ihr Herz und Muth; kein Schattenhut vor Schwitzen
Sie gegen mich beschirmen soll,
Sie wolle deine Herzensnoth denn wenden
mit herzelieber Liebe Zoll."

„Ich Venus will ihr alles das verleiden,
Was minniglich geschaffen ist,
Wenn sie an dir nicht Gnade übt."
O weh, soll man sie so von Wonne scheiden!
Eh' wollt' ich sterben sonder Frist,
Wie sehr sie mich auch hat betrübt.
„Willst du dich rächen lassen,
Wir schaffen, daß ihr aller Freuden Straßen
Immerdar verschlossen sei'n."
Ihr zarter Leib, der möcht' es nicht ertragen!
Laßt mich eh' sterben, sie gedeihn.

V. Bürgerliche Dichtung und Volkspoesie, vornehmlich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters.

Obwohl alle Perioden der Geschichte eigentlich Uebergangsperioden heißen könnten, weil es in ihr keinen Stillstand giebt, so kommt doch diese Benennung vorzugsweise denjenigen zu, in denen eine Cultur, die einen bestimmten Charakter harmonisch ausgebildet und daher ein geschlossenes Ganzes dargestellt hatte, sich auflöst und aus den hinzutretenden neuen Bildungselementen andere Richtungen und Zwecke hervorgehen, bis endlich auf die Gährung wieder die Klarheit folgt und die geistige Harmonie hergestellt wird, welche zu neuem Wollen und Handeln Kraft verleiht. Eine Uebergangsperiode in diesem Sinne ist das Ende des Mittelalters, der ganze Zeitraum von 1300 bis 1500, eine Zeit der Auflösung der bisherigen Verhältnisse, welche auf den ersten Blick nur ein Chaos verworrener und vergeblicher Bestrebungen zu sein scheint. Richten wir jedoch den Blick mehr in die Tiefe, blicken wir vorwärts auf die werdende neue Zeit, so erscheinen die letzten beiden Jahrhunderte des Mittelalters in minder unerfreulichem Lichte. Inmitten scheinbarer Zerrüttung erkennen wir an manchem Vorzeichen den freier sich entfaltenden Flügelschlag eines neuen Zeitalters. Ein ruhmgekröntes Ritterthum, eine den Geist der Völker beherrschende und leitende Priestermacht, sie gehen unter in Rohheit und Sittenverderbniß; aber die von ihnen bisher niedergehaltenen und bevormundeten Stände streben um so mächtiger empor; ein strebsames Bürgerthum bildet von jetzt an mehr und mehr des Volkes edelsten Kern; in der Wissenschaft bricht ein regeres Leben sich Bahn, und als sie endlich die alten Fesseln sprengt und dem tüchtigen Bürgersinn die Hand reicht, als sie aus der einsamen Zelle des Gelehrten hinaustritt unter das Volk, entsteht mit der Reformation eine allgemeine Geister- und Völkerbewegung. Betrachten wir die letzten Jahrhunderte des Mittelalters aus diesem Gesichtspuncte, so können wir diese Strecken rasch durcheilen, ohne etwas Wesentliches unserm Auge entgehen zu lassen; denn das Anziehende der einzelnen Literaturerzeugnisse besteht hauptsächlich in ihren Beziehungen zu der vorangegangenen glänzen-

den Dichtungsperiode und ihrem Zusammenhange mit den Geistesproducten der Reformationszeit.

Wir fanden schon in einem Gedichte Ulrichs von Liechtenstein die Klage, daß während des zerrüttenden Zwischenreichs, das der Wahl Rudolfs von Habsburg voranging, die Ritterschaft ihre Krone verloren habe. Wenige kümmerten sich noch um ritterliche Erziehung, Hof- und Burgfeste und Minnedienst. Die Kunst des höfischen Gesanges, gewohnt nach Brod zu gehen, klopft jetzt vergebens an die Pforten der Ritterburgen; keine freigebige Hand öffnete sich ihm, und je größer die Zahl der „Gehrenden," wie man die Sänger nannte, mit der Verbreitung der Gesangeskunst geworden war, desto mehr theilten sie die Verachtung, mit der man auf den Bettler herabsah. Die Kunst des „Meistergesanges" verschwand daher mehr und mehr aus dem Leben. Nur in engeren Kreisen der Liebhaber des Gesanges hörte man dessenungeachtet nicht auf, die hergebrachten Kunstgesetze und die Verehrung der alten Meister zu bewahren. Jedoch seit der Fürsten- und Ritterstand die Pflege der poetischen Kunst aufgab, konnte sie nur dem Gelehrten- und Bürgerstande zufallen. Damit mußte sie gerade das verlieren, was ihr den dichterischen Gehalt gegeben hatte, den Minnedienst, den zu Kreuzfahrten begeisternden Glaubensmuth; es blieb nur die äußere künstliche Form der Lieder und ihre Melodie übrig. Auf diese warf sich daher die schulmäßige Nachbildung als auf das Wesentliche; den Inhalt suchte man aus halbverstandenen philosophischen Grübeleien oder erbaulichen Betrachtungen zusammen, so daß der seltsamste Contrast zwischen der gekünstelten Reimform und dem nüchternen Inhalte entstehen mußte; es wird eine poesielose Reimerei nach vorgeschriebener Sylbenzahl.

Noch bis tief ins funfzehnte Jahrhundert finden wir Sänger auf Wanderung; noch suchen sie die Höfe auf, obwohl einer wie der andere die gleiche Klage über die Ungunst und „Unmilde," die der Sänger dort finde, wiederholt. Mancher mußte, um seinen Unterhalt zu erwerben, sich zu allerhand andern Geschäften hergeben, auch wohl zur Belustigung des Hofes den Hofnarren spielen oder als Wappendichter bei Turnieren, wo sie gereimte Wappenbeschreibungen und Preisgedichte verfaßten, zugleich das Amt eines Herolds

übernahmen. Einer der bekanntesten unter den letzten wandernden Meistersängern ist Michael Beheim, der um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte. Aus Liebe zu seiner geliebten Kunst gab er sein Webergeschäft auf und erwarb sich an verschiedenen Höfen Nord- und Süddeutschlands sein Brod. Auch im Ungemach, das ihn unstät umhertrieb, tröstete ihn noch seine Kunst; er meinte, er dürfe sich seines Singens nicht schämen; er wisse seiner Sylben Zahl wohl zu setzen nach rechter Länge und Breite, so daß er es mit seinen Zeitgenossen schon aufnehmen könne, wenn er sich auch nicht mit jenen großen Meistern vergleichen will, die noch in der guten Zeit lebten, wo sie nicht um Lohn der Fürsten zu betteln und um Brod und Wein zu sorgen hatten, sondern all ihren Sinn aufs Dichten wenden konnten, während er für Weib und Kind auf Erwerb zu denken hat.

Während solcherweise die wandernde Sängerkunst zum Bettlergewerbe herabgesunken war, bildeten sich in den wohlhabenden süddeutschen Städten geschlossene Singschulen, welche die Uebung des Meistergesanges sich zur Aufgabe machten. Die Theilnehmer waren jetzt ansässige Bürger, meistens Handwerker, ohne daß jedoch Bürger andern Standes ausgeschlossen gewesen wären. Die eigentliche Blüthe des Meistergesangs der Handwerkervereine fällt in das 15. und 16. Jahrhundert. Besonders zeichnete sich Nürnberg aus, wo in Hans Sachs' Zeit die Meistersängerschule 250 Mitglieder zählte. Von Kaiser Karl IV. bekamen die Meistergenossenschaften einen Freiheitsbrief und ein eigenes Wappen, so daß sie unangefochten und ungestört ihre Kunst ausüben konnten. Die Versammlungen hielten sie gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen nach geendetem Nachmittagsgottesdienste in den Kirchen oder auch in Wirthshäusern. Da saßen nun auf einem mit Vorhängen umzogenen Gerüste die Merker oder Vorsteher, und den Anfang machte jedesmal das Freisingen, wo jeder, auch ein Fremder, jedoch ohne Wettstreit und ohne Belohnung, singen durfte. Darauf folgte ein Choral von allen Meistern, welcher das Hauptsingen gleichsam anführte. In dem Hauptsingen traten die Singschüler nach einander auf und sangen um die Wette, die Merker aber gaben Acht, ob die Regeln des Meistersangs genau

beobachtet worden, und vertheilten sodann die Preise, welche in silbernen Ketten und Münzen und in einem Kranze von seidenen Blumen bestanden; wer aber eine neue Melodie erfunden, wurde zum Meister erhoben. Die Regeln des Meistersangs waren in der sogenannten Tabulatur enthalten und betrafen größtentheils den Reim und die Sylbenzahl der Verse. Da wurde es z. B. zum Fehler angerechnet, wenn man von der hochdeutschen Mundart abwich, wenn man ein Wort um eine Sylbe abkürzte oder am Ende des Verses theilte, wenn man des Reimes wegen ein Wort verlängerte oder zwei Sylben zusammenzog. Andere Regeln bezogen sich auf den Gesang und Vortrag; so durfte man z. B. nicht stutzen oder zucken, d. h. ohne Noth beim Absingen pausiren, nicht zwei Verse in einem Athem hersagen, weder zu hoch noch zu niedrig singen und auch nicht von der angefangenen Melodie abweichen. Die verschiedenen Versarten, die man anwandte, bekamen ihre eigenen, meist seltsamen Benennungen, z. B. die fröhliche Studentenweis, die Schneckenweis, die Eliusposaunenweis, die schwarze Dintenweis, die verschlossene Helmweis, des Cupidinis Handbogenweis, Apollinis Harfenweis, die Gelblöwenhautweis u. s. w. Auch auf den Inhalt wurde gesehen; beim Hauptsingen war kein anderer, als ein biblischer gestattet. Verpönt waren alle sogenannten falschen und blinden Meinungen; unter den falschen verstand man allerlei abergläubische, schwärmerische Lehren, unzüchtige Bilder und Ausdrücke, unter blinden aber jeden undeutlichen Gedanken. In der Reformationszeit waren auch papistische Meinungen untersagt, unter denen Alles begriffen war, was den lutherischen Glaubensbegriffen widersprach.

Es wäre ein Irrthum, wenn wir nach diesen absterbenden Resten der ritterlichen Poesie die ganze Periode, wie früher wohl geschehen, das Zeitalter des Meistergesangs nennen wollten. Während in diesem die Poesie ihre Verbindung mit dem Leben verliert, entspringt unmittelbar aus dem Volksleben eine frische Quelle echter Poesie, das beste Zeugniß von der dem Volke inwohnenden dichterischen Naturgabe, das Volkslied.

Das Volkslied ist der Anfang aller Poesie und behält in der Geschichte derselben überall seine Stelle. Durch Volkslieder spricht,

auf ihnen ruht der poetische Sinn der Masse; ein Theil verschwindet mit der Zeit, die sie hervorgebracht hat, andere leben durch Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fort. Weil das Volk auf den ersten Stufen seiner geistigen Entwickelung auf die Außenwelt gerichtet ist, so sind die ältesten Volkslieder episch. Epische Volkslieder sind die älteste Grundlage des nationalen Epos. Sobald aber die innere Welt des Gemüths geweckt und belebt wird, sucht auch dieses nach entsprechenden Worten und Tönen, und das lyrische Volkslied tritt dem Epos an die Seite. Daher gab es auch vor und während der Blüthe des höfischen Gesanges Volkslieder lyrischer Art; doch sie blieben in bescheidener Verborgenheit und verloren sich unbeachtet. Auch die ältesten religiösen Lieder waren Volkslieder. Auf Pilgerfahrten sang man das Lied „In Gottes Namen fahren wir“ oder „Christ uns gnade,“ von denen wir die weiteren Zeilen nicht kennen. Das Osterlied „Christ ist erstanden“ und das Pfingstlied „Nun bitten wir den heiligen Geist“ wurden schon im zwölften Jahrhundert gesungen.

Aus dem Dunkel tritt das Volkslied nicht heraus, so lange die höhere lyrische Kunst sich nach den Höfen und Ritterburgen hingezogen hatte. Allein sobald das Bürgerthum in den Städten in den Vordergrund trat, erhielt auch das Volkslied einen festeren Boden. Die goldene Zeit des deutschen Städtewesens ist auch die Blüthezeit des Volksliedes. Es ist der getreue Spiegel sowohl der regen Thatkraft als der tiefen Gemüthlichkeit, welche die Mauern der deutschen Reichsstädte in sich schlossen. Weil die Volkslieder unmittelbar aus dem wirklichen Leben hervorgehen, durch keine Reflexion vermittelt, so sind sie so mannigfaltig, wie das menschliche Leben selbst, und ihr Reiz besteht eben in dieser Naturwahrheit, die selbst manches Rohe und Derbe entschuldigt. Ueberall geht das Volkslied auf das wirklich Erlebte, auf die Empfindung, deren das Herz voll ist. Nur die bewegtesten Momente werden festgehalten, das Gefühl in der lebhaftesten Erregtheit; es malt nichts aus, es stellt nicht den Fortgang des Gedankens dar; sprungweise eilt es von einem Hauptmomente zum andern, hascht Bilder gleichsam im Fluge und greift das Naheliegende so rasch auf, daß überall Lücken

sind, die das Gefühl ergänzen muß. Das ist es, was Goethe „den kecken Wurf des Volksliedes" genannt hat. Als Beleg mag ein ergreifendes Lied dienen, das die Trauer um die verlorene Geliebte ausspricht; mit wenigen Strichen wird uns das unglückliche Ereigniß und der Gemüthszustand des Vereinsamten geschildert.

Zu Coblenz auf der Brücken
Da lag ein tiefer Schnee;
Der Schnee der ist geschmolzen,
Das Wasser fließt in See.

Es fließt in Liebchens Garten,
Da wohnet niemand drein;
Ich kann da lange warten.
Es wehn zwei Bäumelein:

Die sehen mit den Kronen
Noch aus dem Wasser grün.
Mein Liebchen muß drin wohnen:
Ich kann nicht zu ihr hin.

Wenn Gott mich freundlich grüßet
Aus blauer Luft und Thal,
Aus diesem Flusse grüßet
Mein Liebchen mich zumal.

Sie geht nicht auf der Brücken,
Da gehn viel schöne Fraun;
Sie mögen mich anblicken,
Ich mag die nicht anschaun.

Allein wer war der Dichter der Volkslieder? Auf diese Frage hat die Geschichte der Poesie selten Antwort zu geben. Wer dieser Einzelne sei, wird gleichgültig, sobald sein Lied so im Geiste des gesammten Volkes gedichtet ist, daß es vom Volke gesungen wird und im Gedächtniß des Volkes fortlebt; es betrachtet dasselbe von dem Augenblicke an als sein Eigenthum und vergißt den Urheber. Auch sind die besten der alten deutschen Volkslieder nicht von solchen verfaßt worden, die öffentlich als Dichter galten, sondern Leute aus der Menge, welche die Dichtergabe in sich fühlten, sangen, was der augenblickliche Herzensdrang ihnen eingab, und auf gleiche Weise entstanden urplötzlich die Melodien, die meistens mit den Liedern aufs engste verwachsen sind.

Historische Volkslieder sind in der Regel von solchen gedichtet, die auch „dabei gewesen," wie es manchmal am Schluß solcher Lieder heißt. Die Landsknechte sangen manchmal ein Lied auf die geschlagene Schlacht mitten im Jubel des Siegs. Die schönsten Siegeslieder sind die der Schweizer und die niederdeutschen der Dithmarsen während ihres Freiheitskampfes gegen Holstein und Däne-

mark. Erwähnenswerth ist vor allen das Lied Halbsuters auf den Sieg bei Sempach, das hier nach Follen's Uebersetzung folgt.

1.

Man zählte dreizehnhundert
Und sechs und achtzig Jahr,
Als Gottes Gnadenwunder
Sich machte offenbar,
Hei, als er am Cyrillentag
Den Eidgenossen beistand,
Wie ich nun sing' und sag'.

Ein Bär kam hergezogen
Gen Willisau geschwinde;
Ein Bienlein kam geflogen
Und baute in die Linde.
Hei, wie es an den Herzog flog,
Als da derselbe Herzog
Die Schweizer überzog.

Das deutet, sprach der Bauer,
Auf fremde Gäste heuer!
Da sahn die Willisauer
Ihr Schloß in hellem Feuer.
Hei, rief der Feind in Uebermuth,
Wir tödten alle Schweizer,
Das jung' und alte Blut!

Es zogen her mit Schalle
Von Sursee, aus der Stadt,
Die Herren, an die alle
Der Fürst geschrieben hat:
Hei, kostet's Leib und Leben,
Wir wollen sie bezwingen
Und ihnen Herren geben.

Sie fingen an zu ziehen
In köstlichem Gewand;
Das Volk fing an zu fliehen,
Bis daß es Sempach fand;
Hei, was da auf den Aeckern war,
Entfloh vor diesem Herzog
Und seiner großen Schaar.

Den Frauen half kein Bitten,
Man fing sie auf zum Leid
Und schnitt denselben mitten
Am Gürtel ab ihr Kleid.
Hei, also schmählich ließ man sie:
Die baten Gott im Himmel
Um Rache spät und früh.

Ihr niederländischen Herren!
Ihr zieht ins Oberland?
Ob ihr euch dort könnt nähren,
Ist euch noch unbekannt;
Hei, erst sollt ihr zur Beichte gehn,
Euch möchte wohl ein Wehe
Im Oberland geschehen!

„Wo hat man denn den Pfaffen,
„Dem man da beichten muß?“
Zu Schwyz ist er beschaffen
Und giebt euch harte Buß;
Hei, der wird euch begegnen,
Mit scharfen Hallebarten
Wird er euch treulich segnen!

„Wenn wir so bitter büßten —
„Gnad' Herr, gnad' Domine!
„Wenn wir die tragen müßten,
„Fürwahr, es wär' uns weh;
„Hei, wem wär' es zu klagen,
„Wenn wir so schwere Buße
„Von Schweizern müßten tragen?“

Als man im Morgengrauen
Am Montag Mäher sah
Nun mähen in dem Thauen,
Wie zeitig war man da!
Hei, schickte man doch gleich zur Hand
Das Morgenbrod den Mähern
Vor Sempach auf das Land.

Kutschmann von Rheinach sprengt zum Strauß
Vor Sempach an den Graben;
„Nun gebt das Morgenbrod heraus,
„Die Mäher wollen's haben!
„Hei, denn sie sind schon an der Maht,
„Und wenn ihr nun nicht eilig
„Erscheint, so ist es schad!"

Antwortet ihm geschwinde
Ein Bürgersmann hierauf:
Wenn wir um ihre Grinde
Sie schlagen allzuhauf,
Hei, das ist dann ihr Morgenbrod;
Da fressen sich die Ritter
Und Grafen dran zu todt.

„Wann ist denn nun das Frühstück da,
„Weßhalb allhier wir stehn?"
O laßt nur erst die Schweizer nah
Und euch zu Leibe gehn. —
Hei, richten sie es allerbest,
Daß euer etwa Mancher
Den Löffel fallen läßt.

2.

Als sie gar bald vernahmen
Von Sempach aus der Burg,
Wie daß die Schweizer kamen,
Eilt der von Hasenburg;
Hei, als er spähte in die Bahn,
Da zogen miteinander
Die Eidgenossen an.

Die Herren von Luzerne
Erstarkten festiglich,
Und in dem Mannheitskerne
Sah keiner hinter sich;
Hei, wie so hurtig wiederkam
Der liebe Hasenburger,
Der dies zu Herzen nahm;

Wie an der Lagersperre
Er gleich zum Herzog sprach:
Ach gnädiger Fürst und Herre,
Gemach! nur heut gemach!
Hei, diesen Tag nur nichts gewagt!
Denn ich besah das Völklein,
Es ist ganz unverzagt.

Da sprach ein Herr von Ochsenstein:
O Hasenburg, o Hasenherz!
Da wendet Hasenburg ihm ein:
Mich schmerzt fürwahr dein eitler Scherz.
Hei, sag' ich dir bei meiner Treu',
Man soll noch heute sehen,
Wer von uns zager sei!

Auf banden sie die Helme
Und haben abgeschlagen
Schuhschnäbel, daß man hätte
Gefüllt wohl einen Wagen;
Hei, vorwärts wollt' der Adler gehn
Und ließ den Troß der Knechte
Und Knappen hinten stehn.

Zusammen sie dann sprachen:
Soll uns dies Häufelein,
Soll uns der Bauer schlagen,
Man spräche allgemein:
Hei, Bauern haben dies gethan! —
Die frommen Schweizer riefen
Gott laut indessen an:

Ach reicher Christ vom Himmel!
Durch deinen bittern Tod
Hilf heut uns armen Sündern
Aus dieser Angst und Noth!
Hei, lieber Gott, nun steh' uns bei,
Erhalte Land und Leute
In Schutz und Schirm und frei!

Da sie den Ruf vollbrachten
Zu Gottes Lob und Ehr
Und seines Leids gedachten,
Gab ihnen Gott der Herr
Hei, solches Herz und solche Kraft,
Daß sie sich tapfer kehrten
Gleich hin zur Ritterschaft.

Als Uri, Unterwalden
Und Schwyz sich stark benahm,
Und ihnen an der Halden
Der Löwe nun bekam:
Hei! war des Stieres rauher Schrei:
Und willst du mit mir fechten,
So fechte nun, o Leu!

Der sprach: Bei meinem Eide,
Du fügst es eben recht!
Ich hab' auf dieser Haide
Noch manchen Edelknecht,
Hei, dieser zahlt dich für das Leid,
Das du mir einst bei Laupen
Hast zugefügt im Streit!

Weil du im Moregarten
Mir schlugst so manchen Mann,
So magst du nun erwarten,
Daß ich dasselbe kann;
Hei, und ich kann's, bei meinem Eid!
Da sprach der Stier zum Löwen:
Dein Drohen wird dir leid!

Der Leu fing an zu schnaufen
Und hoch den Schweif zu tragen;
Komm, rief der Stier, wir raufen,
Wir messen uns, wir schlagen!
Hei, rück' heraus, herstreite baß,
Daß diese grüne Haide
Von Blut mag werden naß!

Nun fing man an zu schießen
Zu ihnen in den Tann,
Man griff mit langen Spießen
Die Eidgenossen an;
Hei, dieser Schimpf war also süß,
Daß hohe Tannenäste
Fielen vor ihre Füß'.

Des Adels Heer war feste,
Die Ordnung dick und breit;
Das verdroß die frommen Gäste;
Ein Winkelried, der seit: (sagt)
„Hei, laßt ihr es mein Weib und Kind
„Entgelten und genießen,
„So helf' ich euch geschwind!

„Treue, liebe Eidgenossen,
„Mein Leben verlier' ich mit!
„Sie sind so hart geschlossen,
„Daß wir sie brechen nit!
„Hei! einen Inbruch mach' ich fast,
„Wenn ihr es mild den Meinen
„Zum Wohl gereichen laßt."

Hiermit that er erfassen
Einen Arm voll Spieß' behend,
Macht allen eine Gassen
Und macht sich selbst ein End.
Hei! Das war doch ein Löwenmuth!
Sein männlich tapfer Sterben
War für Waldstätten gut.

Mit Hauen und mit Stechen,
Mit muthiger Gewalt
Begannen sie zu brechen
Des Adels Ordnung bald.
Hei, daß ein Held den Tod gewann!
Es hätte sonst gekostet
Noch manchen Biedermann.

Die frommen Eidgenossen
Erstachen Mann für Mann
Und sprachen unverdrossen
Einander fröhlich an;
Hei, feindlich sperrte sich der Stier
Und trat die Wappenthiere
Und stieß das Löwenthier.

Der Leu fing an zu mauen,
Zu treten hinter sich,
Da starzt der Stier die Brauen
Und gab ihm einen Stich,
Hei, daß er ging aus seiner Bahn
Und ließ die grüne Weide
Und ließ den grünen Plan.

Und als die Flucht sich zeigte
Zu Roß und auch zu Fuße:
Das war wohl gar die Beichte,
Das war wohl gar die Buße!
Hei, rief der Stier zum Berg gekehrt,
Du fliehst und bist, o Löwe,
Mir keiner Ehre werth!

Zeuch hin, o rauher Prahler,
Ich bin bei dir gewesen;
Du hast mich angefallen:
Ich bin vor dir genesen;
Hei, zieh nur heim und bleibe schier
Bei deinen schönen Weibern
Und laß die Ehre hier!

Denn hier steht wohl ein Pranger,
Der wenig Ehre mißt,
Seit du auf diesem Anger
So schnell entwichen bist!
Hei, dieses steht dir übel an,
Daß du mir da gelassen
So manchen stolzen Mann.

Der blanken Harnischzieren
Gewann ich eine Last,
Sammt funfzehn Hauptpanieren,
Die du verloren hast;
Hei, löse nun dies hohe Pfand,
Das ich dir angewonnen,
Mit ritterlicher Hand! —

Zur rechten Ader ließen
Allda den fremden Herrn
Mit ihren langen Spießen
Die Festen von Luzern;
Hei, Herren liegen viele
Zu Königsfeld im Kloster
Seit diesem Lanzenspiele.

Auch griffen die von Schwyze
Mit manchem klugen Mann
Voll Mannheit und voll Hitze
Den Löwen kühnlich an,
Hei, weil sie ihn bis auf den Tod
Geschlagen, bis er hinsank
So roth, so blühendroth.

Von Uri auch der Bauer
Mit seinem schwarzen Stier
Bestritt, wie eine Mauer,
Das grimmige Gethier,
Hei, weil er jeden Helm zerschlug
Und jeden Hochgebornen
Darunter, der ihn trug.

Auch die von Unterwalden
In ihrem Zornesmuth,
Die waren nicht zu halten
Und schlugen sich gar gut;
Hei, weise nennt man sie und fromm,
Drum brachten sie auf Spießen
Dem Feind ihr Gottwillkomm.

So ward der Leu von Stieren
Getrieben aus dem Korn,
Sein Dräuen und Prangiren
Ward pure Wuth und Zorn;
Hei, wie es übel ihm bekam,
Als seine alte Weide
Der Stier sich wiedernahm!

Von Oestreich Herzog Leopold
War sonst in allen Dingen
Ein froher Herr, bis er unhold
Die Bauern wollte zwingen;
Hei, fürstlich that er's wagen,
Kam also an die Bauern
Und wurde todtgeschlagen.

Was half ihm seiner Fürsten
Und Herren Aufgebot?
Sie mußten in den Hürsten
Und Feldern in den Tod.
Hei, das sei unverschwiegen:
Sechshundert Helme blieben
Auf dieser Wahlstatt liegen.

3.

Es war ein Herr entronnen,
Das war der Herr von Gree;
Der kam zur selben Stunde
Gen Sempach an den See;
Hei, sprach er da zum Hans von Roth,
Für Geld und gute Worte
Führ' uns aus dieser Noth!

Fast gern! sprach Hans von Rothe,
Und war des Lohnes froh,
Den er verdienen sollte;
Fährt bis Rothwyl also
Hei, über See die Frechen;
Da winkt der Herr dem Knappen,
Den Schiffsmann zu erstechen.

Der Knappe will's vollbringen;
Hans aber, der nicht dumm,
Merkt gleich es an den Dingen
Und schlagt sein Schifflein um:
Hei! nehmt im Wasser nun die Lehr',
Und einen braven Schiffsmann
Ersticht ihr nimmermehr.

Hans Roth zieht heim und schmielet
Vor seinen lieben Herrn:
Man fängt wohl sonst die Fische
Nicht ohne Angel gern;
Hei! heute fing ich zwei zugleich;
Laßt mir nur ihre Schuppen,
Die Fische lass' ich Euch!

Man schickte mit ihm Leute,
Man zog sie aus dem Grund,
Man fand gar viele Beute
In ihrem Reisebund:
Hei, er bekam den halben Theil,
Und lobte Gott und meinte,
Dies Schifflein sei wohlfeil.

Was war in ihren Säcken?
Zwei Silberschalen gut!
Die gab man Hans zum Besten,
Die führt er wohlgemuth
Hei, unverzecht und unverthan,
Zum Aufbewahren gegen
Luzern in seinem Kahn.

4.

Es kam ein Bote müd und bleich
Gen Oesterreich zu Hand:
Ach, edle Frau von Oesterreich!
Der Herr liegt auf dem Land,
Hei, weil den Unverzagen
Sammt allen seinen Fürsten
Die Bauern todtgeschlagen! —

Ach, reicher Christ im Himmel!
Was hör' ich? Große Noth!
So ist denn nun mein lieber
Gemahl dahin und todt?
Hei, daß es so ergangen!
O hätt' er doch mit Edeln
Gekämpft und wär' gefangen!

Nun fahret wunderbalde
Zu diesem großen Schaden,
Zu Sempach vor dem Walde
Den Herzog aufzuladen!
Hei, führt ins Kloster ihn hinein,
Führt ihn nach Königsfelden,
Dort soll sein Grabmahl sein! —

Die Herrn am Rheine sagen,
Als nun die Boten weinen:
Der Herzog sei erschlagen
In, um und auf dem Seinen —
„Hei, setzten wir ein Andres dran:
Wär er daheim geblieben,
Ihm wär' kein Leid gethan!"

„Was braucht's, von freien Stücken
Ein Faß mit sich zu führen,
Ein Faß mit Henkersstricken
Und puren Galgenschnüren?
Hei, hätt' ihm Gott den Sieg geschenkt,
Die Eidgenossen wären
Allsam daran erhenkt."

„Hätt' er nicht Unfug trieben
Und solchen Uebermuth,
Der Adel wäre geblieben,
Wie sonst, bei seinem Gut;
Hei, zuviel war einmal zuviel,
Drum hat auch so handfest
Geschlossen dieses Spiel!"

Die Frau von Mümpelgarten
Und die von Ochsenstein,
Die kann noch lange warten,
Ob nicht ihr Mann kommt heim;
Hei, beide sind erschlagen;
Das hört in ihren Landen
Man jämmerlich beklagen.

Die Bürger von Schaffhausen
Und Winterthur sind blaß
Und annoch voll von Grausen,
Denn sauer war der Spaß;
Hei, Diessenhofen, Frauenfeld
Ließ manchen Mann dahinten
Auf unserm rauhen Feld.

So spricht ein Burgermeister
Von Freiburg, aus der Stadt:
„Wir sind von unsrer Reise,
„Die wir geleistet, matt;
Hei, welche Schmach wir tragen,
Die wir auf freier Haide
Von Schweizern sind geschlagen!"

O hätten alle diese
Vom Bodensee und Rhein
Auf einer fremden Wiese
Das Mähen lassen sein!
Hei, gar zu dünne Schwaden
Und gar zu wenig Futter
Sah man die Mäher laden!

Es zogen die von Kostnitz
Deßgleich voll Hoffnung dran
Und kämpften voller Vorwitz
Den alten Wisend an;
Hei, hängt doch nun ihr Banner auch
Zu Schwyz in einer Kirche,
Nach altem Schweizerbrauch.

Auch waren an dem Tanze
Von Lenzburg die und Baden,
Die hat mit ihrem Schwanze
Die braune Kuh geladen;
Hei, mit dem Schwanze schlug sie sehr,
Daß sie nach solcher Beichte
Gelüsten nimmermehr.

Begrub man nicht Frießhart
Mit seinem langen Bart,
Sowie den Schenk von Bremgart
Auf eine neue Art?
Hei, beide wollten's haben,
Daß man sie vor dem Walde
Zu Sempach eingegraben.

Die redlich fortgefochten,
Als schon ihr Fähndrich todt:
Die Zofinger vermochten
Noch mehr als ihre Noth;
Hei, weil ihr Banner in der Schlacht
Ein Mann ins Maul geschoben:
So ward es heimgebracht.

Von Rheinach die gedachten,
Mit purem Mord zu siegen,
Und wie sie es vollbrachten,
Ist annoch unverschwiegen;
Hei, ihren Meineid hat man gleich
Noch in dem Kampf denselben
Gepredigt Streich auf Streich.

Es sprach mit Scherz und Schelten
Die braune Kuh zum Stier:
Mich wollte heute melken
Ein Herr in dem Brevier —
Hei, schlug ich ihm den Kübel hart
Ums Ohr und gab ihm eines,
Daß ihr ihn nun verscharrt! —

Den hat man nicht vergessen,
Den hat man wohl gekannt,
Der zu Luzern gesessen,
Halb-Suter zubenannt:
Hei, weil er froh die Waffen nahm,
Und froh dies Lied gedichtet,
Als ob der Schlacht er kam.

Unter den rein-lyrischen Volksliedern sind die Liebeslieder die zahlreichsten und besten; sie sind die Minnepoesie des Volkes, die keinen andern Schmuck, keine andere Zierlichkeit kennt, als die Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, Lieder von der Treue und Untreue, vom Scheiden und Wiedersehen, Grüße an die Entfernte und Trauerklagen um die gestorbene Geliebte — Naturlaute des Herzens, welche, wo sie nur wiedertönen, das Gefühl im Tiefsten bewegen. Manche Lieder sind Wein- und Gesellschaftslieder voll frischer Lebensfreude und sprudelndem Humor; erst später arteten sie in das rohe Trinklied aus. Und so liegt denn, da Alles, was das Leben bewegt, im Liede wiederklingt, zwischen dem Wiegen- und Grabliede eine große Mannigfaltigkeit. Es hat jedoch nicht bloß das Leben überhaupt, sondern auch jeder Stand seine besonderen Lieder; am meisten findet sich eine frische Poesie in den Liedern der Jäger, der Soldaten und der wandernden Handwerksburschen. Zahllos ist die Menge der Lieder, welche, namentlich im 15. und 16. Jahrhundert, alle Lippen erfüllten und auf Märkten und Straßen widerhallten. Solche Sangeslust des Volkes ist nie wiedergekehrt.

Volkslieder sind es auch, in denen in diesem Zeitraume das altdeutsche Heldenepos nach und nach verklingt. Die zarteren Stoffe der deutschen Heldensage geriethen am frühesten in Vergessenheit; länger sang das Volk von den Kämpfen Dietrichs und seiner Gefährten. Eins der beliebtesten Volkslieder enthält ganz die nämliche

Sage, welche das oben mitgetheilte Hildebrandslied erzählt, so daß Anfang und Ende des epischen Volksgesanges sich in einem und demselben Stoffe begegnen. Wir lassen das Gedicht in Simrock's Erneuerung folgen.

„Ich will zu Lande reiten," sprach Meister Hildebrand,
„Ist gleich von langen Zeiten der Weg mir unbekannt.
In fremden Landen waren wir manchen lieben Tag,
Daß mein in dreißig Jahren Frau Ute nicht mehr pflag."

„Willst du zu Lande reiten," sprach Herzog Amelung,
„Was begegnet dir auf der Haide? ein stolzer Degen jung,
Dort auf des Berners Marke, der junge Alebrand:
Und rittest du selbzwölfter, du würdest angerannt."

„Ist er mit Reiten denn so wild in seinem Uebermuth,
Ich zerhau' ihm seinen grünen Schild, es thut ihm nimmer gut.
Ich zerhau' ihm seine Brünne mit einem schnellen Schlag,
Daß wohl ein Jahr darüber seine Mutter klagen mag."

„Das thu du nicht," versetzte von Bern Herr Dieterich,
„Daß du den Jungen tödtest, Hilbrand, das bitt' ich dich.
Du sollst ihn freundlich bitten wohl um den Willen mein,
Daß er dich lasse reiten, so lieb ich ihm mag sein."

Als er von Garten ausritt wohl zu des Berners Mark,
Er kam in große Arbeit von einem Helden stark.
Von einem jungen Degen ward er da angerannt:
„Was suchst du hier, du Alter, in meines Vaters Land?"

„Du führst einen Harnisch lauter, recht wie ein Königskind,
Du machst mich jungen Helden mit sehenden Augen blind.
Du solltest daheim verbleiben und haben gut Gemach
Bei heißen Kohlengluthen." Der Alte lacht' und sprach:

„Sollt' ich daheim verbleiben und haben gut Gemach?
Viel Streitens muß ich treiben: davon werd' ich oft schwach;
Muß reiten und streiten so manche Heeresfahrt;
Das glaube mir, du Junger, drum grauet mir der Bart."

„Den Bart will ich dir raufen, du alter grauer Mann,
Daß dir der Bart soll laufen herab wohl auf den Plan.
Den Harnisch und den grünen Schild mußt du mir übergeben,
Dazu auch mein Gefangner sein, daß du behältst das Leben!"

„Mein Harnisch und mein grüner Schild hat stets mir Schutz gewährt,
Ich traue Gott vom Himmel wohl: mir ist leicht Glück beschert."
Sie ließen von den Worten und griffen nach dem Schwert:
Was diese zwei begehrten, deß wurden sie gewährt.

Der Junge gab dem Alten gar einen harten Schlag,
Deß Hildebrand der alte von Herzen sehr erschrak.
Der Junge sprang zwölf Klafter zurück mit seinem Leib.
Der Alte sprach: „Solch Springen, das lehrte dich ein Weib."

„Soll ich von Weibern lernen, das wär' mir eine Schand':
Ich habe Ritter und Knechte in meines Vaters Land;
Viel Ritter sind und Grafen an meines Vaters Hof,
Und was ich nicht gelernt hab', das lern' ich aber noch."

Wohl kluger Sinne pflegen sah man den alten Mann,
Bis er dem jungen Degen sein Waffen unterrann.
Er thät ihn zu sich zücken, wo er am schmalsten was,
Und warf ihn auf den Rücken wohl in das grüne Gras.

„Wer sich an alten Kesseln reibt, den schwärzt gar leicht der Rahm:
Also geschieht dir Jungen hier von mir alten Mann.
Nun sage mir und beichte, dein Priester will ich sein,
Bist du ein junger Wölfing, so lass' ich dich gedeihn."

„Wölfinge, das sind Wölfe, die laufen in dem Holz;
Ich bin aus Griechenlanden ein junger Degen stolz.
Meine Mutter heißt Frau Ute, die edle Herzogin,
Und Hildebrand mein Vater, dem ich gar unkund bin."

„Heißt deine Mutter Ute, die edle Herzogin,
So wisse, daß ich Hildebrand, dein lieber Vater bin."
Auf schloß er seinen goldnen Helm und küßt' ihn auf den Mund:
„Nun sei der reiche Gott gelobt, daß wir beide noch gesund."

„Ach Vater mein, die Wunden, die ich dir hab' geschlagen,
Die wollt' ich dreimal lieber an meinem Haupte tragen."
„Nun schweige still, mein lieber Sohn, der Wunden wird wohl Rath:
Der reiche Gott, der sei gelobt, der uns vereinigt hat."

Das währte von der Non= bis zu der Vesperzeit,
Da kehrte heim gen Berne Herr Alebrand vom Streit.
Was führt' er an dem Helme? von Gold ein Kränzelein.
Was führt' er an der Seiten? den liebsten Vater sein.

Er führt' ihn an der Mutter Tisch und setzt' ihn obenan,
Er bracht' ihm Essen und Trinken: die Mutter war ihm gram:
„Ach Sohn, mein allerliebster Sohn, der Ehren ist zu viel,
Der den Gefangnen oben an zur Tafel setzen will."

Nun schweiget, liebe Mutter, und hört, was ich euch sage,
Er hat mich auf der Haiden schier gar zu Tod geschlagen.
Nun hört mich, liebe Mutter, kein Gefangner soll er sein:
Es ist Hildebrand der alte, der liebste Vater mein.

„Ach Mutter, liebste Mutter, nun biet ihm Zucht und Ehr."
Da hub sie an zu schenken und trug's ihm selber her.
Was hatt' er in dem Munde? Von Gold ein Ringelein:
In den Becher ließ er's sinken der liebsten Frauen sein.

Das ritterliche Epos war mit dem idealen Ritterthum des Zeitalters der Kreuzzüge so eng verwachsen, daß es das Ende derselben nicht überlebte. Schon gegen 1300 fing man an Chroniken in der Form der Rittergedichte zu verfassen und, unbekümmert um die höhere poetische Form, lediglich das Material in Reime zu bringen, so daß mit der weiteren Ausbildung der Sprache der Prosa diese bequemere Form vorgezogen wurde. Was von der Begeisterung, mit der das ritterliche Epos früher gepflegt worden war, übrig blieb, war nur die stille Verehrung einiger wenigen, welche von Sehnsucht nach dem Entschwundenen erfüllt waren und die alten Rittergedichte abschreiben ließen und sammelten, bis die Buchdruckerkunst dies Geschäft erleichterte. Besonders waren es Fürstinnen, welche von dem derben, oft rohen Treiben der Gegenwart gern hinwegblickten in die glanzvollen Zeiten ritterlicher Abenteuer, die im Dienst der Minne und des Glaubens unternommen wurden. Dieser Vorliebe fürstlicher Frauen für die ritterliche Romantik ist auch die erste Einführung der französischen Ritterromane bei uns zuzuschreiben; in diesen erhält sich noch der letzte Rest der ritterlichen Dichtung. Wie das Ritterthum aus dem Charakter der Spanier und der Franzosen zuerst hervorgegangen war, so erhielt sich die ritterliche Etikette dort auch am längsten; das Bürgerthum, das minder entwickelt und minder stark war, als in Deutschland, trat ihm nicht so beschränkend entgegen, wie bei unserm Volke. Allein unter dieser

ritterlichen Galanterie, unter dem Prunk der Feste und Turniere, der hier noch fortdauerte, lag brutaler Uebermuth und Sittenlosigkeit des verderbten Adels versteckt, und es stehen in Folge dessen die Romane des späteren Ritterthums an sittlichem und an poetischem Gehalt tief unter dem alten Ritterepos. Die Verfasser gehen nur darauf aus, durch Häufung des Abenteuerlichen, durch Ausmalen des Phantastischen und ganz besonders des Gräßlichen die Einbildungskraft des Lesers zu erhitzen. Die einfachen alten Sagenstoffe gnügten daher nicht mehr, sondern durch willkürliche Erfindungen suchte ein Jeder das Frühere zu überbieten. So entstanden jene maßlosen Uebertreibungen, die zuletzt die Geißel der Satire herausforderten, welche Cervantes in seinem Don Quixote mit solcher Meisterschaft schwang, daß die Ritterromane in dieser Weise nicht wiedererstehen konnten.

Die ersten Uebersetzungen französischer Ritterromane rühren von zwei ausländischen Fürstinnen her, welche die Liebe zu ritterlicher Dichtung aus ihrer Heimat nach Deutschland begleitete, der Gräfin Elisabeth von Nassau, einer Tochter Friedrichs von Brabant, welche 1437 den Roman Lother und Maller ins Deutsche übertrug, und der Eleonore Stuart, einer Prinzessin von Schottland, nachmals Gemahlin des Erzherzogs Siegmund von Oestreich, welche einige Jahre später den Roman Pontus und Sidonia übersetzte. Mit der zunehmenden Verbreitung der Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen stieg die Uebersetzungslust, besonders seit der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Daß die Wiederbelebung der Romantik in den Kreisen fürstlicher Familien ihre Früchte trug, sieht man an Kaiser Maximilian, dem Sohne der Eleonore von Portugal, dessen Charakter und Leben von den Ideen der Ritterlichkeit getragen ward und dadurch eine poetische Seite gewinnt, welche den Dichter Anastasius Grün veranlassen konnte, ihn als letzten Ritter zu besingen. Allein er mußte am Ende eines mühevollen Lebens einsehen, daß in seiner Zeit mit romantischen Entwürfen nichts mehr auszurichten war, daß sein Leben ihm unter Täuschungen verronnen war und er bei dem besten Willen doch die Erwartungen der Nation, die einen ordnenden, muth- und

kraftvoll in das Rad der bewegten Zeit eingreifenden Geist verlangte, unbefriedigt gelassen hatte. Als letzter Ritter hat er auch in der Literatur ein Denkmal hinterlassen, das letzte Rittergedicht, das seine Jugend-Abenteuer in poetischem Gewande schildert, den Teuerdank. Das Werk erschien, mit typographischer Pracht und trefflichen Holzschnitten ausgestattet, im Jahre 1517 unter dem Titel: „die Geuerlichkeiten und eines teils der Geschichten des löblichen streytparen und hochberümbten Helden und Ritters Herr Tewrdankhs." Dem Stoff und der Anlage nach, zum Theil auch wohl der Ausführung, ist Maximilian selbst der Verfasser des Werks; ein Theil der Bearbeitung, namentlich das allegorische Beiwerk, der trockenste Theil des unbehülflichen Reimwerks, rührt von seinem Kaplan Melchior Pfinzing her, dem der Kaiser die Vollendung des Gedichts übertrug. Aehnlich wie ältere Rittergedichte schildert es die Jugendschicksale des ritterlichen Helden unter der Allegorie einer Brautfahrt. Held Teurdank, d. i. der auf Abenteuer denkende Held, Maximilian selbst, wirbt um Ehrenreich — Maria von Burgund. Auf seiner Fahrt kommt er an drei Engpässe, an deren jedem ihn ein Feind erwartet, Fürwittig, Unfalo und Neidelhart: alle drei suchen ihn an der Erwerbung der schönen Ehrenreich zu hindern und trachten ihm nach dem Leben. Der Sinn dieser Allegorie ist: Fürwittig bezeichnet die jugendliche Unbesonnenheit, Unfalo die Unglücksfälle, Neidelhart die Feinde. Der Hauptinhalt der Abenteuer sind Hirsch-, Gems- und Bärenjagden. Die Kämpfe gegen Neidelhart haben einiges Interesse durch die Anspielung auf historische Zeitbegebenheiten. Am Ende siegt Teurdank über seine Gegner, welche als Verbrecher mit dem Tode büßen. Poesielos wie die Erfindung ist auch die Ausführung des Einzelnen. Dennoch ward das Werk wegen seiner Beziehung zu dem Kaiser viel bewundert, und gerade die geheimnißvollen Anspielungen reizten die Lust zu deuten, so daß sogar erläuternde Commentare dazu verfaßt wurden.

Verwandten Inhalts ist der Weißkunig. Dieser Prosaroman erzählt die Geschichte Maximilian's von seiner ersten Erziehung bis zum Ende des venetianischen Krieges und auch einen Theil der Lebensgeschichte seines Vaters Friedrich's III. Auch hier sind die

Personen nicht namentlich aufgeführt, Maximilian heißt der Weißkunig, der König von Frankreich der blaue König, die rebellischen Niederländer die braune Gesellschaft. Niedergeschrieben wurde dieses Werk von des Kaisers Secretär Marx Treitzsaurwein, der aber selbst in der Vorrede sagt, daß dieses unvollkommene Werk von Kaiser Maximilian in diese Form gekleidet sei, um daraus in der Folge ein vollkommenes und wohldeutsches Werk zu bilden.

Alle diese Ueberreste und Nachklänge der Ritterdichtung bis zum Teuerdank herab waren nur die Unterhaltungslectüre für einen kleinen Kreis, und auch dies erst, als um die Mitte des 15. Jahrhunderts der deutsche Adel allmählich die Verachtung der Bildung ablegte und sich seiner Rohheit zu schämen anfing. In das Volk drang wenig davon ein. Jedoch entstanden nach der Erfindung der Buchdruckerkunst die weitverbreiteten Volksbücher, die auf Märkten feil geboten wurden, meistens kurze Auszüge interessanter Sagen und Rittergeschichten, z. B. Kaiser Octavianus, Magellone, Melusine, Genoveva, Griseldis, Fortunat, neben kurzen Bearbeitungen einiger älteren Sagenstoffe: der hörnene Siegfried, Tristan, die Haimonskinder. Vor Allem jedoch verlangte der deutsche Bürgerstand nach solchen Erzählungen, in denen er sich selbst theils in seinen sittlichen Verhältnissen, theils in seiner derben Lustigkeit wiederfand. Alles, was zu dem Kreise des Lebens, worin der Bürger sich bewegte, keine Beziehung hatte, lag ihm auch in der Poesie allzu fern. In den kurzen Erzählungen ernsten Inhalts suchte er nach Belehrung und Erbauung, und in den Schwänken oder lustigen Geschichten ergötzte ihn die Aehnlichkeit mit manchen selbsterlebten Vorfällen, welche der Heiterkeit und dem Gespräch seiner Mitbürger Stoff boten. An Legenden, Schwänken, „Beispielen“ (Fabeln und Parabeln) war das Mittelalter unermeßlich reich. Selbst die Ritterdichtung hatte es nicht verschmäht, auf diese bürgerliche Richtung der Poesie einzugehen und manche Stoffe für ihre Bearbeitung zu benutzen. Die üppig wuchernde Legendendichtung, voll sinnloser Wundergeschichten neben einzelnen Erzählungen, die durch kindliche Glaubenseinfalt anziehen, wollen wir nicht in Schutz nehmen, denn sie hat mehr die deutsche Geistesbildung niedergehalten, als den poetischen Sinn im Volke

genährt. Dagegen treffen wir in den Fabeln und Parabeln das klare sittliche Bewußtsein, das sich durch Lebenserfahrungen und treues Festhalten an Recht und Sitte gebildet hatte und im deutschen Volke eine bleibende Stätte fand. In dieser gesunden Volksmoral lernen wir den deutschen Bürgerstand von einer höchst achtungswerthen Seite kennen. Den Kern derselben treffen wir schon in den Sprichwörtern an; wie das Volkslied von dem Gemüth, so geben sie ein Zeugniß von der klaren Einsicht, dem richtigen sittlichen Tacte, der in wenig Worten kurz und schlagend die Verhältnisse des Lebens beurtheilt. Das Sprichwort liebt den bildlichen Ausdruck; dadurch nähert es sich der Poesie; der Reimspruch lehnt sich unmittelbar an das Sprichwort an. Noch mehr aber liegt das Poetische in dem epischen Hintergrunde; denn es giebt sich als Resultat der Lebenserfahrung; es deutet hin auf Vorfälle des Lebens, in denen sich seine Richtigkeit bewährt hat; dadurch wird es der natürliche Keim der belehrenden Erzählung, mag nun die Scene in die Menschenwelt oder in die Thierwelt verlegt sein. Die Fabel beschäftigt die Völker gerade in der Kindheit ihrer Bildung so angelegentlich, als ob der Mensch mit der Thierwelt vertrauter lebte. Daher gehört sie zu den ältesten Arten der epischen Volkstradition. Wie sehr die Fabel- und Parabel-Poesie in die gesammte Literatur dieses Zeitalters eingreift, erkennt man schon daraus, daß sie in die Lehrdichtungen, die seit 1300 entstanden, massenweise eingeschaltet wurden und selbst die Predigt wie die Lehrprosa überhaupt sie nicht verschmähte.

Neben dem Ernst der Volkssitte fand damals der Scherz einen weiten Bereich. Als ob es heilsam sei, zu Zeiten die Thorheit, die im Menschen steckt, frei walten zu lassen, um zu rechter Zeit wieder den Ernst des Lebens zu ergreifen, würzte man die Festeslust mit dem schrankenlosesten Narrenthum; besonders sättigte sich diese Neigung beim Carneval vor den Entbehrungen der Fastenzeit. Auch die Poesie betheiligte sich seit der Zeit, da sie aus den Händen des Adels auf die untern Stände des Volkes überging, an diesen Possen und erzählte, wie einst von ritterlichen Abenteuern, so jetzt von den losen Streichen eines Possenreißers und ließ in ergötzlichen Schwänken

dem Volkswitz freien Lauf, der sich an der Verdrehung des Rechts, an der Verletzung der Sitte und des Herkommens, an Lug und Trug erlustigt. Der erste Schwanksdichter ist der Stricker, der um 1250, also noch vor dem Ausgang der Ritterpoesie, dichtete, in welcher er in früheren Jahren selbst sich hervorzuthun suchte. Allein er fühlte schon, daß die Schwankspoesie anfange mehr dem Geschmack seiner Zeit zu entsprechen. Die Eingangsworte seines Schwankgedichts stellen diesen Uebergang sehr treffend dar:

Hievor war Freud' und Ehr'
Beliebet also sehr,
Daß, wo ein feiner Mann zu Hofe kam,
Man seine Rede gern vernahm.
Saitenspiel, Singen oder Sagen
Das war angenehm in jenen Tagen.
Das ist nun aber so unwerth,
Daß es der sechste nicht begehrt,
Er könnte denn eine Märe,
Die den Leuten gut wäre
Gegen Sorgen und Armuth;
Etwas Anderes dünkt sehr selten gut,
Was er sonst in Wort und Rede kann.

Nach diesen einleitenden Worten kommt er auf den Inhalt seines Gedichts, das den Leuten mehr behagen soll, und beginnt den Bericht von den Schwänken des Pfaffen Amis, von denen gleich der erste die Geschichte erzählt, welche durch Bürger's „der Kaiser und der Abt" allgemein bekannt geworden ist. So wie hier, führt uns überall die Erzählung mitten in das Volksleben ein. Auffallen muß es, daß in diesem Gedichte wie in der spätern Schwanksliteratur die Pfeile der Satire insbesondere gegen das Pfaffenthum gerichtet sind. Sie gehört daher mit unter die Vorboten der Reformation und stellt sich mit dem Beginn derselben sogleich auf die Seite derer, welche gegen die Gebrechen der alten Kirche eifern. Die frivole Betrügerei des Pfaffen Amis wird von den Schwänken des Pfaffen von Kalenberg, welche ein Jahrhundert später das Volk belustigten, noch übertroffen. Welch derbe Kost zuletzt der Lachlust des Volks geboten wurde, davon giebt der Tyll Eulenspiegel (gegen 1500) uns Beispiele. Die Schwanksdichtung reichte noch weit

ins 16. Jahrhundert hinein. Das Lalenbuch oder die Schildbürger war eins der beliebtesten Volksbücher.

Aus der Neigung des Volks zur Satire, besonders wenn sie das Sittenverderbniß der Höfe und der Geistlichkeit traf, erklärt sich die enthusiastische Aufnahme, welche gegen die Zeit der Reformation das Thierepos Reineke Vos fand. Da in diesem Werke die Thiersage gewissermaßen ihren Abschluß fand, so haben wir auf die vorangegangene Ausbildung derselben einen Blick zu werfen.

Uralt und daher ohne satirische Absichtlichkeit, die das Jugendalter der Völker nicht kennt, ist die Sage von der List und Gewandtheit des Fuchses. Die kindliche Auffassung läßt die Thierwelt für sich gelten als eine Welt eigens begabter Wesen, mit denen der Mensch in feindliche oder vertrauliche Berührung tritt. Noch nicht stolz auf die geistige Ueberlegenheit, bewundert der Mensch die mannigfachen Triebe, die angeborene Klugheit und Geschicklichkeit der Thiere, und so nahe grenzen noch die Thier- und die Menschenwelt zusammen, daß die ältesten Sagen den Thieren menschliche Sprachen leihen und voll sind von Verwandlungen der Götter und Menschen in Gestalten der Thierwelt. An diesem lebhaften Interesse, das man an dem Leben der Thiere nahm, entstand eine epische Thiersage, deren Ursprung so weit hinauf reicht, daß Jacob Grimm das kühne Wort wagen konnte, ihn wehe aus der deutschen Thiersage Waldgeruch an. Fuchs, Wolf und Bär, die Mitbewohner der germanischen Urwälder, sind ursprünglich die Träger der Sage. Dem Bären war die Königswürde zugetheilt. Erst in der christlichen Zeit ward der Löwe zum König der Thiere erhoben, und der Bär nahm seine Stelle in der Reihe der dem Herrscher am nächsten stehenden Vasallen ein.

Die älteste Fassung der Sage kann auf keinen Fall umfangreich gewesen sein; nur ihre Grundzüge waren gegeben. Ihre Ausbildung erhielt sie erst, als der abendländische Lehensstaat fertig war und man in der Thierwelt ein Abbild menschlicher Verhältnisse erkannte. Ein Vasallenthum, das durch Habgier und Gewalttrotz oder durch List und Ränke das Recht beugt, mit der königlichen Gewalt Spott treibt und dem Zorn des Herrn zum Trotz seine eigenen

Wege geht, schaltete mit zügelloser Frechheit in den Zeiten, als das Reich Karls des Großen unter seinen schwachen Nachkommen aus einander fiel. Damals muß die Thiersage aus dem reinepischen Charakter in den satirischen übergegangen sein und sich in dieser Tendenz erweitert haben; denn von **900** an können wir die Fortbildung des Thierepos schrittweise durch die folgenden Jahrhunderte begleiten.

Anfänglich sind es lateinische Mönchsdichtungen, welche Geschichten vom Wolf und Fuchs zusammenstellen. Die Heimat der Verfasser ist Flandern und das Nachbarland. Von da ging der Sagenstoff auf das nördliche Frankreich über, wo mehrere Dichter im 12. und 13. Jahrhundert die verschiedenen branches, wie sie selbst es nennen, bearbeiten und zwar so, daß das Epische mehr und mehr zurücksinkt und sich in Satire und Allegorie auflöst. Den deutschen Ursprung beweist noch der Name des Fuchses; Reginhart bedeutet einen klugen Rathgeber, der als Renart in die französische Dichtung und damit in die französische Volkssprache überging. Aus Frankreich kehrte die Sage durch Uebertragung französischer Gedichte im zwölften Jahrhundert nach Deutschland zurück. Die älteste vorhandene deutsche Bearbeitung ist der Reinhart Fuchs eines elsassischen Dichters Heinrich der Glicheser, und auch diese hat sich vollständig nur in einer jüngeren Ueberarbeitung erhalten.

Die beliebteste Erzählung in den älteren Bearbeitungen, die wir daher als das Grundthema der Fuchssage anzusehen haben, ist die von der Krankheit des Löwen. Der französische Roman de Renart erzählt sie folgendermaßen: Bei der Hofversammlung zu Pfingsten erscheint Renart nicht, weil er sich vieler Uebelthaten bewußt ist. Sein Feind, der Wolf, trägt auf seine Verurtheilung an. Einige in der Versammlung reden dem Fuchse das Wort und rathen wenigstens in gehöriger Form gegen ihn zu verfahren. Der König beschließt, Roonel den Hund als Boten hinzusenden. Als dieser des Königs Botschaft gemeldet hat, erklärt sich Renart bereit, ihm zu folgen. Ihr Weg führt durch einen Weinberg. Renart sieht eine gestellte Falle, wirft sich davor nieder wie vor einem Heiligthum und betet. Roonel, der auch die Heiligen küssen will, geräth in den Strick und bleibt hangen. Renart spottet noch obendrein und kehrt dann heim. Die

Winzer prügeln den Hund halbtodt, und nur mit Mühe schleppt er sich an des Königs Hof zurück. Der Hirsch soll nun die zweite Ladung übernehmen. Renart ist von neuem willig mitzugehn, führt aber den Hirsch unterwegs an Hunden vorüber, die ihn verfolgen und arg zurichten. Als der Bote bei Hofe seinen Unfall meldet, geräth der König in solch einen Aerger, daß er ein halbes Jahr krank liegt, ohne daß der Arzt zu helfen weiß. Nun macht sich der Dachs zu seinem Freunde Renart auf und hinterbringt ihm, wie die Sachen am Hofe stehen. Renart beschließt unverzüglich an den Hof zu kommen. Unterwegs thut er heilsame Kräuter in ein Fläschchen, nimmt einem schlafenden Pilger eine Büchse mit Nieswurz und den Mantel ab und erscheint in dieser Vermummung vor dem kranken König, indem er vorgiebt, er komme von Rom und Salerno, damals der berühmtesten medicinischen Schule, und bringe ein Heilmittel; einen langen Weg habe er durch Italien und Savoyen zurückgelegt. Renart befühlt dem König den Puls und erklärt die Heilung, wenn die rechten Mittel angewendet würden, für unfehlbar. Zuerst verlangt er eine Wolfshaut, die sogleich dem Wolf trotz seines Sträubens abgezogen wird, dann ein Stück Horn und einen Riemen von dem Fell des Hirsches, die gleichfalls genommen werden, dann des Katers Fell, um des Königs Füße zu erwärmen. Der König wird nun eingehüllt und zu Bett gebracht; ihm wird Nieswurz verordnet, und bald fühlt er sich genesen. Dankbar lohnt er es dem Fuchse, ernennt ihn zu seinem Rath und giebt ihm sicheres Geleit nach Hause.

Dies ist das Thema, das in der Fuchssage in einer Menge von Variationen wiederkehrt. Wie schwer auch die Anklagen der übrigen Thiere auf sein Haupt fallen, er triumphirt über sie durch seine List, und sie haben zu dem Schaden den Spott; er aber sitzt zu Hofe in hohen Ehren. Daher schließt denn auch der Reineke Vos mit der Betrachtung: „So sind noch alle von Reinekens Kunst wohlangesehen und überall bei Fürsten beliebt, sie mögen nun geistlich oder weltlich sein. Sein Geschlecht ist groß an Macht und wächst noch allezeit bei Tag und Nacht. Wer Reinekens Kunst nicht gelernt hat, der ist zur Welt nicht sehr geschickt, aber mit Reinekens Künsten kommt Mancher fort. Darum giebt es jetzt so viele Reineken in der Welt,

es sei an des Kaisers oder des Papstes Hofe, obgleich sie nicht alle rothe Bärte haben."

Die hierin deutlich ausgesprochene Beziehung auf die Zustände in dem weltlichen und geistlichen Staate spinnen die nachfolgenden Bearbeitungen im 14. und 15. Jahrhundert weiter aus. Das epische und satirische Element zu einem zusammenhangenden Ganzen verschmolzen zu haben, ist das Verdienst des unbekannten Verfassers (oder der Verfasser) des niederländischen Reinaert. Zwar liegen französische Bearbeitungen zum Grunde, doch trägt die Dichtung flandrische, d. i. deutsche Färbung. Aus diesem besonders im ersten Theil vortrefflichen Werk ist der niederdeutsche Reineke Vos hervorgegangen, wahrscheinlich nur die Uebertragung einer holländischen Bearbeitung. Das jüngere Gedicht unterscheidet sich von dem Reinaert nur durch Erweiterung einzelner Schilderungen, vornehmlich wo die Beziehung auf die Mißbräuche in Staat und Kirche den Bearbeiter zu satirischen Episoden veranlaßten. Durch die Erweiterung hat die Erzählung an gemüthlicher Behaglichkeit und Popularität sehr gewonnen. Die niederdeutsche Bearbeitung, welche zuerst im Jahre 1498 ans Licht trat, ward während der Reformation ein zeitgemäßes Buch, das in zahlreichen Abdrücken und in hochdeutschen, selbst lateinischen Bearbeitungen über ganz Deutschland, ja weit über dessen Grenzen verbreitet wurde. Der Stoff bewahrte auch in späteren Zeiten einen so unvergänglichen Kern, daß man ihn unter andern Zeitläuften als ein wahrheitgetreues Spiegelbild von der Welt Lauf wieder hervorgezogen und bearbeitet hat. Daher meinte noch Gottsched, der übrigens um die Erneuerung des Gedichts sich im vorigen Jahrhunderte nicht geringes Verdienst erwarb, der Verfasser habe, gleich wie Fenelon den Telemach, das Buch für einen Prinzen geschrieben, um ihm durch dasselbe die Händel der Welt, sonderlich die Sitten und Künste durchtriebener Hofleute bekannt zu machen und ihn in der politischen Klugheit gleichsam spielend zu unterweisen, eine verfeinerte Variation der oft auch noch nach ihm wiederholten Meinung, der Dichter habe bei Hofe von den Ränken der Hofleute viel zu leiden gehabt und sich hinterher durch sein satirisches Gedicht gerächt. Eben so haltlos sind die Muthmaßungen über die Verfasser der Dichtung, unter denen der

Holländer Hinrek von Alkmaar, den die Ausgabe von 1498 nennt, vielleicht der Verfasser der holländischen Bearbeitung ist, von der wir bis jetzt nur geringe Bruchstücke kennen.

Da der Reineke Vos nicht bloß an der Grenze des Mittelalters, sondern auch der niederdeutschen Sprachbildung steht, so haben wir bei dieser Gelegenheit noch einen Blick auf die Entwickelung und Geltung der deutschen Mundarten zu werfen. Seit uralter Zeit bestand eine Trennung der Sprachen des südlichen und des nördlichen Deutschlands. In der Literatur waren die nördlichen Dialekte immer am schwächsten vertreten. Als im Zeitalter der Hohenstaufen das südliche Deutschland die Heimat der höfischen Poesie ward, sah sich das Niederdeutsche aus der Poesie völlig verdrängt, selbst dann noch, als sich diese gegen 1300 nach den Höfen des nordöstlichen Deutschlands wandte. Sobald aber die einzelnen Theile des Reichs anfingen sich selbstständiger zu gestalten, gewannen auch die Provincialdialekte in der Literatur wieder Geltung in solchem Maße, daß man Mundarten sogar nach einzelnen Städten benannte. In Süddeutschland standen die Augsburger, Nürnberger und Straßburger Mundart vorzugsweise in Ansehen, weil sich die Literatur hauptsächlich an diese Städte knüpfte. Darin lag aber auch wieder etwas Gemeinsames, was sich als eine Norm herausbildete und der neuhochdeutschen Sprachbildung zur Grundlage diente, als sie durch Luther Gesetze und Regeln erhielt.

Unter den norddeutschen Landschaften hatten die Niederlande seit 1300 die größte literarische Cultur. Bis dahin war die flamändische Sprache kaum hervorgetreten; allein in den nächstfolgenden Jahrhunderten wurde diese Mundart mit Dicht- und Prosawerken außerordentlich bereichert und erhielt eine solche Ausbildung, daß sie dem Andringen des Französischen einen energischen Widerstand entgegengesetzt hat. Die holländische Mundart war noch untergeordnet und erlangte erst durch den Unabhängigkeitskrieg der nördlichen Niederlande ihren nachmaligen Vorrang. Das Friesische hörte um diese Zeit auf als Schriftsprache zu gelten. Das Niederdeutsche dagegen, die Mundarten der Weser- und Elbgegenden bis zu den Küsten der Ostsee, hat gegen das Ende des Mittelalters bis tief ins Reformationszeitalter eine

reiche Literatur aufzuweisen. Noch war es die lebendige geachtete Sprache, die der Fürst wie der geringste seiner Unterthanen redete, noch der Fortbildung so gut fähig, wie irgend ein anderer deutscher Dialekt, und erst die Verbreitung der Reformation nach dem Norden Deutschlands verdrängte es allmählich aus Kirche und Schule, so daß die neuhochdeutsche Mundart sich als protestantische Büchersprache festsetzte. Eine kurze Probe aus dem Reineke Vos wird zeigen, daß das Niederdeutsche damals eine Vergleichung mit den süddeutschen Dialekten nicht zu scheuen hatte. Es ist die Erzählung, wie Reineke, nachdem er Buße gethan und einen gebesserten Lebenswandel zu führen versprochen hat, mit seinem Beichtvater Grimbart, dem Dachs, nach Hofe zieht.

Do Reinke syne bote hadde vullenbracht
so hier vor is gedacht,
do gink he hen to hove wert,
he un syn bichtvater Grimbart.
Se quemen up en slichten sant,
dar lach en kloster tor rechten hant,
dat horde gestliken nonnen to,
de Gode deneden spade un vro.
Se hadden vele hanen un mannich hon,
vele göse un ok mannigen kappon,
de vaken buten der muren weren,
de plach jo Reinke to visiteren,
darumme sprak he do also:
Recht na dissem kloster to
licht unse rechte strate hen —
he mende de honre, dat was syn sin,
wente se gingen dar buten dem schure
umme ere weide by der mure.
Synen bichtvader leide he mit sik dar.
To hant wart Reinke der honre war,
syne ogen begunnen em umme to gan.
Buten den allen ging en han,
de vet was, grot un junk;
na deme gav Reinke enen sprunk,
so dat em de vedderen stoven.
Grimbart swor by syneme loven:
Unselige om, wat wil gy don?
sprak he, wil gy wedder um en hon
in al de grode sunde gan,
dar gy de bichte van hebben gedan?
dat mach wol syn seltsene ruwe!
Reinke sprak in rechter truwe:
Dat dede ik in danken, leve neve!
biddet god, dat he my dat vorgeve;
ik wilt nicht mer don un gerne laten.
Do kerden se wedder tor rechten straten,
den wech over ene smale brugge.
Wo vaken sach Reinke over rugge
wedder hen, dar de honre gingen!
darvon konde he sik nicht bedwingen:
hadde man em syn hovet af geslagen
efte togen,
it hadde na den honren wert gevlogen.
Grimbart sach wol dit gelat,
he sprak: o Reinke, unreine vrat,
wo late gy juwe ogen ummegan!
Reinke sprak: om, dat is misgedan,
dat gy mit juwen vorlopenden worden
my sus ut myneme bede vorstorden!
latet my doch lesen en pater noster
der honre selen van deme kloster
un ok den gösen en al to gnaden,
der ik gans vele hebbe vorraden,
de ik dessen hilgen nunnen
mit myner list hebbe afgewunnen.
Grimbart swech, men de vos Reinart
hadde jummer dat hovet to den honren wert,

wente dat se quemen tor rechten straten,
de se tovoren hadden gelaten.
To hant wart Reinke sehr bedrovet,
mer wan jennich rechte lovet,
do he sach den hof, des konninges pallas,
dar he int hogeste vorklaget was.

Um des besseren Verständnisses sowie der anziehenden Vergleichung willen lassen wir dieselbe Erzählung in der Bearbeitung Goethe's folgen.

Und so war die Beichte vollendet. Da gingen sie weiter
Nach des Königes Hof. Der fromme Grimbart und jener
Kamen durch schwärzliche fette Gebreite; sie sahen ein Kloster
Rechter Hand des Weges, es dienten geistliche Frauen
Spat und früh dem Herren daselbst und nährten im Hofe
Viele Hühner und Hähne, mit manchem schönen Capaune,
Welche nach Futter zuweilen sich außer der Mauer zerstreuten.
Reineke pflegte sie oft zu besuchen. Da sagt' er zu Grimbart:
Unser kürzester Weg geht an der Mauer vorüber;
Aber er meinte die Hühner, wie sie im Freien spazierten.
Seinen Beichtiger führt' er dahin, sie nahten den Hühnern;
Da verdrehte der Schalk die gierigen Augen im Kopfe.
Ja vor allen gefiel ihm ein Hahn, der jung und gemästet
Hinter den andern spazierte, den faßt' er treulich ins Auge,
Hastig sprang er hinter ihm drein; es stoben die Federn.

Aber Grimbart entrüstet verwies ihm den schändlichen Rückfall.
Handelt ihr so? unseliger Oheim, und wollt ihr schon wieder
Um ein Huhn in Sünde gerathen, nachdem ihr gebeichtet?
Schöne Reue heiß' ich mir das! Und Reineke sagte:
Hab' ich es doch in Gedanken gethan! O theuerster Oheim,
Bittet zu Gott, er möge die Sünde mir gnädig vergeben.
Nimmer thu' ich es wieder und lass' es gerne. Sie kamen
Um das Kloster herum in ihre Straße, sie mußten
Ueber ein schmales Brückchen hinüber, und Reineke blickte
Wieder nach den Hühnern zurück; er zwang sich vergebens.
Hätte jemand das Haupt ihm abgeschlagen, es wäre
Nach den Hühnern geflogen; so heftig war die Begierde.

Grimbart sah es und rief: wo lass't ihr, Neffe, die Augen
Wieder spazieren? Fürwahr ihr seid ein häßlicher Vielfraß!
Reineke sagte darauf: das macht ihr übel, Herr Oheim!
Uebereilet euch nicht und stört nicht meine Gebete;
Lass't ein Paternoster mich sprechen. Die Seelen der Hühner
Und der Gänse bedürfen es wohl, so viel ich den Nonnen,

Diesen heiligen Frauen, durch meine Klugheit entrissen.
Grimbart schwieg, und Reineke Fuchs verwandte das Haupt nicht
Von den Hühnern, so lang' er sie sah. Doch endlich gelangten
Sie zur rechten Straße zurück und nahten dem Hofe.
Und als Reineke nun die Burg des Königs erblickte,
Ward er innig betrübt; denn heftig war er beschuldigt.

Die auf die Erzählung sich stützende Lehrdichtung, welche wir bisher vorzugsweise betrachteten, drang ohne Zweifel am tiefsten ins Volk ein. Daneben gab es auch eine Reihe von Spruchgedichten und moralischen Lehrdichtungen, welche als Reimpredigten die sich mehr und mehr entwickelnde Prosa religiöser Beredsamkeit begleiten und theilweise eine ausgedehnte Wirksamkeit gehabt haben, so daß sie, wenn auch der poetische Werth nicht hoch anzuschlagen ist, dennoch der Reformation ebenfalls vorgearbeitet haben. Es wirkte auch auf die Poesie zurück, daß im Gegensatz zu der Scholastik oder Schulphilosophie, welche Geist und Herz gefangen hielt, indem sie die Theologie in ein todtes Formelwesen der Schule verwandelte, die Schule der Mystiker entstand, welche die Religion als Sache des inwendigen Menschen auffaßte und ihre Quelle in der Gefühlswelt und in dem evangelischen Bibelworte aufsuchte. Somit standen die Mystiker lange vor der Reformation an der Spitze der Bewegung gegen den todten, gemüthlosen Ceremoniendienst, gegen die lateinische Predigt, gegen das Verderbniß des kirchlichen Lebens. In den Erbauungsschriften eines Tauler und Suso strömt ein Feuer der Begeisterung, das die Sprache gewaltig mit sich fortreißt und der Lehrpoesie ihrer Zeit weit voraneilt. Da wir diese vornehmlich zu beachten haben, so mag die Bemerkung genügen, daß aus der Reihe der Mystiker diejenigen hervorgingen, welche der Scholastik gegenüber auch die sittliche und geistige Bildung durch die Lectüre der Literatur des Alterthums zu fördern suchten und dadurch einen Umschwung der gelehrten Studien hervorriefen, der in dem Zeitalter kurz vor Luthers Auftreten die edelsten Geister der Nation in die Bahn des Fortschritts führte. In dem Kreise eines Erasmus von Rotterdam treffen wir den gefeiertsten Lehrdichter jener Zeit, der zwar in der Form seines Gedichts auf die ältern Vorgänger zurückweist, dem Geiste nach aber in die Bestrebungen der neuen Zeit eingreift,

Sebastian Brant. Er lebte vom Jahre 1458 bis 1521, war zu Straßburg Lehrer an der Hochschule, auch kaiserlicher Rath und endlich Kanzler daselbst. Unter seinen vielen Schriften ist am berühmtesten das satirische Lehrgedicht unter dem Titel: das Narrenschiff, oder das Schiff aus Narragonien, welches zuerst 1494 erschien. Ein Narr ist ihm nämlich derjenige, der seine Menschenwürde herabsetzt, und so eifert er überhaupt gegen den Zeitgeist, der sich im Unglauben, Verachtung der Religion und einer Unsitte gefällt, die aller göttlichen und menschlichen Gesetze spottet. Daß Brant über seine Zeit erhaben ist, rührt von seiner gelehrten Bildung her; daß er aber, obwohl er selbst zu den höhern Ständen gehört, den Volkston anstimmt, dankt er seiner echtdeutschen Natur, die ihn vor Eigendünkel und Stolz der vornehmen Welt wie vor Verschrobenheit der Schule bewahrte. Sein Beispiel lehrt, was ein Gelehrter und ein Mann von hoher Stellung nützen könne, wenn er sein Pfund zweckmäßig wuchern lasse und des Volkes nicht vergesse, aus dem er entsprossen ist. Mit edlem Eifer führt Brant überall zur Menschenwürde zurück und nennt die Laster Thorheiten, die den Menschen herabwürdigen; gleich den alten Griechen fordert er Selbsterkenntniß und führt uns die Beispiele großer Männer aus dem Alterthume vor, die alle gesunde Seelen in gesunden Körpern hatten, den ruhigen Gleichmuth des Sokrates, die glückliche Armuth des Fabricius, die echte Weisheit des Plato, die Treue der Penelope, die Keuschheit der Lucretia. So ist sein ganzes Lehrgedicht voll Beziehungen auf das Alterthum und verräth einen Geist, der mit dem gesunden Marke desselben genährt ist. Darum zieht er sowohl gegen den Mißbrauch der Gelehrsamkeit, als gegen die Unwissenheit des Clerus los, und man kann bei ihm recht sehen, welchen großen Antheil die Bekanntschaft mit Griechen und Römern an der Wiederherstellung der Wissenschaften und der Reinigung des Christenthums, die sich um diese Zeit in Deutschland vorbereitete, gehabt habe. Als Beispiel setzen wir die Beschreibung des ersten Narren her; wir können aus dem einen Stücke die allerdings trockene Art und Weise seiner Behandlung kennen lernen.

Der erst Narr.

Den vordantz hat man mir gelan,
Dann ich on nutz vil bücher han,
Die ich nit lyß und nyt verstan.

Von vnnutzen buchern.

Das ich sytz vornan in dem schyff,
Das hat wahrlich einen sundern gryff.
On vrsach ist das nyt gethan,
Uff myn libry ich mich verlan.
Von büchern hab ich grossen hort,
Verstand doch drynn gar wenig wort,
Vnd halt sie dennacht in den eren,
Das ich jnn wil der fliegen weren.
Wo man von künsten reden dut,
Sprich ich, do heym hab ichs fast gut.
Do'mit loß ich benügen mich,
Das ich vil bücher vor mir sych.
Der künig Ptolomeus bstelt,
Das er all bücher het der welt,
Und hyelt das für eyn grossen schatz,
Doch hat er nit das recht gesatz.
Noch kund dar uß berichten sich.
Ich hab vil bücher auch des glich
Vnd lys doch ganz wenig dar inn,
Worumb wolt ich brechen myn synn,
Vnd mit der ler mich bkümbren fast?
Wer vil studiert, würt ein fantast.
Ich mag doch sunst wol sin eyn her,
Vnd lonen eym der für mich ler,
Ob ich schon hab eyn groben synn,
Doch so ich by gelerten bin,
So kann ich Ita sprechen jo,
Des tütschen orden bin ich fro,
Dann ich gar wenig kan latin,
Ich weyß das vinum heyßet win,
Gucklus ein gouch, stultus eyn dor,
Vnd das ich heyß: domne doctor.
Die oren sint verborgen mir,
Man säh sunst bald eins müllers thier.

Brant's Lehrgedicht fand bald allgemeinen Beifall; es wurde in zahlreichen Auflagen und Nachdrücken überall verbreitet; ja ein

Franziskaner Johann Geiler von Kaisersperg hielt über dasselbe zu Straßburg hundert und zehn Predigten, die ihrer Naivetät, kräftigen und kühnen Sprache wegen wahre Muster deutscher Prosa und fruchtbringender Volksreden sind. Brant's Vorbilde folgte Thomas Murner, der in ähnlichen Sittengedichten, der Narrenbeschwörung und der Schelmenzunft, beide 1512 erschienen, die Gebrechen seiner Zeit noch rücksichtsloser geißelte. Hiermit stehen wir an der Grenze der Poesie des Mittelalters. Zu einer Darstellung der mittelalterlichen Versuche in dramatischer Poesie wird sich später eine passendere Gelegenheit darbieten, wo der Zusammenhang mit verwandten Erscheinungen der neueren Literatur klarer hervortritt.

Zeittafel.

348—388 Ulfila, Bischof der Westgothen an der untern Donau: gothische Bibelübersetzung.
ca. 700 Beowulf, anglisches Epos.
ca. 800 Aufzeichnung des Hildebrandliedes (alliterirend).
ca. 840 Heliand, altsächsisches Evangelienbuch.
868 Otfried's Evangelienbuch (in Strophen und mit Endreimen).
881 Ludwigslied (auf den Sieg Ludwigs III., Königs der Westfranken).
ca. 1000 Notker's (zu St. Gallen) Uebersetzung der Psalmen.
ca. 1175 Rolandslied vom Pfaffen Konrad. Reinhart Fuchs von Heinrich dem Glicheser.
1190 Heinrich von Veldeke beendigt die Aeneide. Höfische Lyrik (Minnegesang) und Ritterdichtung.
ca. 1200 Hartmann von Aue. Walther von der Vogelweide. Gottfried von Straßburg. Wolfram von Eschenbach. Bearbeitung des Nibelungenlieds und der Gudrun.
ca. 1230 Der Stricker. Nithart (Neidhart) von Reuenthal.
ca. 1250 Ulrich von Liechtenstein. Konrad von Würzburg.
ca. 1300 Heinrich Frauenlob.
ca. 1350 Die Mystiker Johann Tauler, Heinrich Suso u. And.
ca. 1450 Prosaromane. Volksbücher und Schwänke.
1494 Sebastian Brant's Narrenschiff.
1498 Reineke Vos in niederdeutscher Bearbeitung.
1512 Thomas Murner's Narrenbeschwörung und Schelmenzunft.
1517 Maximilian's Teuerdank.

Zweite Abtheilung.

Die neuere deutsche Poesie bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts.

Erster Abschnitt.

Von Luther bis auf Opitz.

ca. 1517 — ca. 1624.

I. Martin Luther und die Reformation. Geistliche Dichtung.

Die Zeit war gekommen, wo auch über Deutschland nach langer Vorbereitung das Licht eines regeren geistigen Lebens sich verbreitete. Luther war es vor Allen vorbehalten, die neue Geistesbildung, die bis dahin nur noch in der Hülle lateinischer Gelehrtensprache schüchtern sich hervorwagte, kühn unter sein Volk zu tragen. Die Schranken sollten fallen, die den Gelehrten vom Volke getrennt hielten, und die Muttersprache ward die Vermittlerin zwischen der wissenschaftlichen Erkenntniß und der Bildung des Volkes. Manche zwar haben ihm vorgearbeitet, aber den gewaltigen nachhaltigen Stoß zum Besserwerden hat er der deutschen Nation gegeben. Manche waren gelehrter als er, aber Keiner hat sein gelehrtes Wissen dem Volke treuer und offener wiederzugeben gewußt, als er. Kräftiger und lieblicher hat Mancher in die deutsche Harfe gegriffen, aber er selbst mit seinem ganzen Leben war ein mächtiger Harfenklang, der in allen deutschen Herzen seinen Widerhall gefunden. Was ihn überdies zum Manne des Volkes machte, ist, daß er selbst in Wort und That durch und durch ein Deutscher war, so wahrhaftig entschlossen zur That, lebensmuthig, fromm und bieder, wie Tacitus unsere Vorfahren schildert.

Und alle Stände im schönsten Verein spiegelten sich ab an seinem Bilde, so daß er ein Fürst schien, wenn er im Rathe saß oder zu dem armen Volke sprach: „kommt her, die ihr mühsam und beladen seid, ich will euch euer Joch abnehmen!"; ein Ritter, wenn er gegen Rom zu Felde zog; — ein Bürger, wenn er mit seiner Catharina von Bora eignen Herd sich baute und seine Kleinen zu Kindern Gottes erzog; ein schlichter Landmann in seiner Lebensweise, im Schweiße seines Angesichts arbeitend, zufrieden mit einem kargen Mahle, Fürsten und Obrigkeit, die Gott vor Augen haben, gern unterthan.

In solchem Sinne schildert er selbst sein Volk: „Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt und, wie ich glaube, bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja Ja, kein Nein lassen sein, wie deß viel Historien und Bücher Zeugen sind. Wir Deutsche haben noch ein Fünklein (Gott wolle es erhalten und aufblasen) von derselben alten Tugend, nämlich, daß wir uns dennoch ein wenig schämen und nicht gerne Lügner heißen, nicht dazu lachen, wie die Walen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die wälsche und griechische Unart einreißt, so ist dennoch gleichwohl noch das Uebrige bei uns, daß kein ernster, gräulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er einen Lügner schilt oder gescholten wird. Und mich dünkt, daß kein schädlicher Laster auf Erden sei, denn Lügen und Untreue beweisen, welches alle Gemeinschaft der Menschen zertrennet. Denn Lügen und Untreue zertrennet erstlich die Herzen; wenn die Herzen getrennet sind, so gehen die Hände auch von einander; wenn die Hände von einander sind, was kann man da thun oder schaffen?"

Diese Treue und dieser Glaube hat denn bewirkt, daß das deutsche Volk nachmals in schweren Zeiten, wo Spanier und Wälsche, Ungarn und Kroaten unsern Boden betraten und zertraten, sich erhalten hat bis auf unsere Tage. Wodurch aber Luther so mächtig auf das Volk einwirkte, war, daß er, alle Schulgelehrsamkeit beseitigend, Sprache und Ton des Volkes anstimmte. Sein vorzüglichstes Werk, wodurch er den Grund zu einer körnigen Prosa legte, war seine Bibelübersetzung. Unter seiner Feder ist die Bibel — mit

Stolz können wir es sagen — deutsch und darum nicht schlechter geworden; denn er that dem Sinne nicht etwa Gewalt an, legte nicht hinein, was darin nicht enthalten war, sondern sein natürlicher Sinn gab ihm jedesmal das rechte Wort und hellte ihm jede dunkle Stelle auf, ohne daß er dabei zu ängstlich verfuhr, weil er dafür hielt, daß nicht der Buchstab, sondern der Geist lebendig mache. Und welchen Geist goß er über das ganze Buch! Selbst wo morgenländische Schwüle beengt, weht sein freier deutscher Odem, und so haben wir eine Bibel, wie keine andere Nation, im nationalen Geiste aufgefaßt und wiedergegeben. Darum ist auch die Bibel solch ein kräftiges Bildungsmittel für das deutsche Volk geworden.

Die deutsche Sprache insbesondere erhielt durch die deutsche Bibel ein neues Leben, Kraft und Fülle sowie eine feste Norm, sodaß auf dieser die Bildung des Neuhochdeutschen beruht. Man darf daher mit Jacob Grimm sagen: „Luther's Sprache muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks, abgewichen worden ist." Welch ein ernstes Geschäft ihm das Uebersetzen geworden war, darüber belehren uns manche Aeußerungen in seinen und seiner Freunde Schriften. „Wie man deutsch reden soll," sagt er „darum muß man nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, sondern die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen." Darum mischte er sich häufig unter das Volk, um auf dessen Herzensausdrücke und Kernworte zu horchen. Er begab sich oft in die Werkstätten der Handwerker, um von ihnen Deutsch zu lernen und seinen Sprachschatz mit neuen Wörtern zu bereichern; er sah den Spielen der Kinder auf der Gasse zu, um ihnen die naiven Herzenslaute der Volkssprache abzulauschen. Manches Schaf ließ er in seiner Gegenwart abschlachten, um in der Bibelübersetzung bei der Beschreibung der Opfer die Theile des Thieres richtig benennen zu können. Die im 21. Capitel der Offenbarung Johannis angeführten Edelsteine ließ er sich durch den Hofprediger Spalatin vom Hofe der sächsischen Fürsten verschaffen, um für ihre Farben nach eigener Anschauung die

treffendsten Ausdrücke zu finden. „Ich habe mich," sagt er in der Abhandlung vom Dolmetschen," dessen geflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar deutsch geben möcht. Und ist uns wohl begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Nun es verdeutscht ist, kann's ein jeder lesen, läuft einer jetzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Klötze da gelegen sind, da er jetzt über hingeht, wie über ein gehobelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe wir solche Klötze aus dem Wege räumten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist; aber den Wald und die Stöcke ausrotten, da will niemand an." In diesem Bewußtsein konnte er denn auch die Kleinmeisterei seiner Neider mit gerechtem Unwillen abfertigen: „Wer am Wege baut, hat viel Meister. Also geht mir's auch. Diejenigen, die noch nie haben reden können, geschweige denn dolmetschen, die sind allzumal meine Meister, und ich muß ihrer aller Jünger sein." Allein der Hinblick auf die segensvollen Wirkungen, die seine Bibelübersetzung allenthalben hervorbrachte, war ihm ein Trost und erfüllte ihn mit Dankgefühl gegen Gott. So schön sagt er in dem Sendschreiben: „Das kann ich mit gutem Gewissen zeugen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß darin erzeigt und keine falschen Gedanken gehabt habe; denn ich hab keinen Heller dafür genommen noch gesucht noch damit gewonnen; meine Ehre hab ich darinnen nicht gemeint, das weiß Gott der Herr, sondern hab es zu Dienst gethan den lieben Christen und zu Ehre Einem, der droben sitzt, der mir alle Stunden so viel Gutes thut, daß, wenn ich tausendmal und fleißig dolmetschte, dennoch nicht eine Stunde verdient hätte zu leben und ein gesund Auge zu haben. Es ist Alles seiner Gnaden und Barmherzigkeit, was ich bin und hab; drum soll's auch Alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Herzen. Lästern mich die Sudler — wohlan, so loben mich die frommen Christen, und bin allzu reichlich belohnt, wo mich nur ein einziger Christ für einen treuen Arbeiter erkennt." Dieser hochherzige Charakter, der, frei von aller Selbstsucht und

Eitelkeit, nichts weiter sein wollte, als ein treuer Arbeiter im Dienste Gottes, giebt allen seinen Schriften jene die Herzen ergreifende höhere Weihe, welche auch die mitunter auflodernde Heftigkeit und Leidenschaft, welche nur der Ausfluß der sittlichen Kraft ist, minder verletzend macht; auch will der Ton seiner Streitschriften nach der Zeit beurtheilt sein, welche an derben Ausdruck gewöhnt war. Daß er eben so eindringlich die Sprache des liebevollen Gemüths reden konnte, beweisen neben seiner Uebersetzung der Johanneischen Schriften seine Briefe und seine zahlreichen Schriften für das Volk. Ueberall ist er mit seinem ganzen Gemüth, vornehmlich in seinen Predigten, die nicht etwa mühsam einstudirte, sondern aus hellem Kopfe und warmem Herzen meist in augenblicklicher Eingebung entstandene Reden waren, davon kein Wort auf steinigen Boden fiel, weil jedes dem Einfältigsten in der Gemeine verständlich war.

Auf diese volksthümliche Weise hat Luther auch auf die deutsche Poesie eingewirkt. Das alte Nationalepos kannte er freilich nicht, auch vom Minneliede und Ritterepos war nichts in seine Zelle gekommen; eben so blieb er vom griechischen Genius unberührt, und die lateinischen Dichter schätzte er nur insofern, als sie Lehren der Weisheit und Tugend enthielten. Dafür machte ihn seine eigene poetische Natur für alles Menschliche und Göttliche geneigt; er liebte die Musik, diese anmuthige Schwester der Poesie, liebte heitern Scherz und geselliges Vergnügen, sah nicht finster drein, wenn junge Leute sich mit Tanz und Spiel ergötzten, war selber mitten im gewaltigsten Ernste seines hochbewegten Lebens meist aufgeräumt und fröhlich, und ein lustig Volkslied, wenn es nicht die Grenzen des sittlichen Anstandes überschritt, hörte er immer gern. Da aber alle seine Gedanken von je auf das Religiöse und Sittliche gerichtet waren, gestaltete sich all sein Dichten kirchlich-didaktisch, und die Form in der sich sein feuriges Gefühl ergoß, war das Kirchenlied. Die höchste Erhebung der Seele zur Andacht versprach er sich nicht von dem Worte, sondern mehr noch von dem Gesange. Die Musik hielt er in hohen Ehren; er nennt sie wiederholt ein Labsal der Herzen, eine schöne Gabe Gottes: er giebt ihr nach der Theologie die erste Stelle, indem auch sie das Herz für das Göttliche empfänglich mache. Das

eben nennt er den wahren Gottesdienst, wo das Herz fröhlich aufjauchze. „Gott hat unser Herz und Muth" — so heißt es in der Vorrede zu seinen geistlichen Liedern — „fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welcher sich für uns gegeben hat zur Erlösung. Wer solches im Ernst gläubet, der kann's nicht lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, daß es Andere auch hören und herzukommen. Wer aber nicht davon singen und sagen will, das ist ein Zeichen, daß er's nicht gläubet und nicht ins neue fröhliche Testament, sondern unter das alte, faule, unlustige Testament gehöret."

Die ältesten Melodieen der Lieder sind theils von weltlichen Volksliedern, theils von lateinischen Kirchenhymnen entlehnt, und was an neuen Melodieen entstand, geht ebenso kunstlos in den Weisen der Volkslieder aus dem religiös-begeisterten Gemüthe hervor.

In der älteren deutschen Kirchenpoesie fand Luther nur wenig Vorbilder für den geistlichen Gesang. Zwar gab es nicht nur religiöse Lieder, deren auch die höfischen Sänger manche gedichtet haben, sondern selbst geistliche Volkslieder, welche bei Wallfahrten und kirchlichen Feierlichkeiten gesungen wurden. Allein der Gesang der Gemeinde fand nur ausnahmsweise an hohen Festtagen statt und beschränkte sich auch dann auf wenige Strophen. Manche derselben sind später zu geistlichen Liedern erweitert worden. Die Hymnen, welche die Geistlichen vor den Gemeinden sangen, waren lateinisch. Im Jahre 1492 treffen wir auf einen Beschluß der Schweriner Synode, daß beim Gottesdienste auch ein deutsches Lied angestimmt werden dürfe. Die Geistlichen der alten Kirche waren jedoch im Mechanismus des althergebrachten Cultus zu sehr befangen, um erhebliche Schritte zur religiösen Erhebung des Volkes zu thun. Das eigentliche Kirchenlied kam erst mit der Reformation auf, und Luther hat auch hier das Verdienst, die Bahn gebrochen zu haben. Unter seinen Liedern sind manche ältere, die er benutzt und umgearbeitet hat, andere sind verdeutschte lateinische Hymnen; die köstlichsten sind aber aus der Fülle seines Herzens geflossen, bald im kindlichen Volkston, wie das Weihnachtslied „Vom Himmel hoch da komm' ich her," bald mit dem Schwunge der Psalmen, denen oft der Grundgedanke entlehnt ist. Als er im Jahre 1530 während des Augsburger Reichstages,

auf welchem das evangelische Glaubensbekenntniß übergeben ward, zu Koburg weilte (als ein Geächteter durfte er nicht vor dem Kaiser erscheinen), dichtete er, um seinem Herzen, das wegen des Ausgangs der Glaubenssache bekümmert war, Luft zu machen, das seiner Erhabenheit wegen berühmte Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ Um zu zeigen, wie er die Psalmen nützte, setzen wir den 46sten, nach welchem es gedichtet worden, her:

Der 46. Psalm.

Der Kirchen Trost und Sicherheit.

1. Ein Lied der Kinder Korah, von der Jugend, vorzusingen.

2. Gott ist unsere Zuversicht und Stärke: eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns troffen haben.

3. Darum fürchten wir uns nicht: wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sünken;

4. Wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, Sela.

5. Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind.

6. Gott ist bei ihr drinnen, darum wird sie wohl bleiben: Gott hilft ihr früh.

7. Die Heiden müssen verzagen, und die Königreiche fallen: das Erdreich muß vergehen, wenn er sich hören lässet.

8. Der Herr Zebaoth ist mit uns: der Gott Jakobs ist unser Schutz, Sela.

9. Kommet her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solch Zerstören anrichtet;

10. Der den Kriegen steuret in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennet.

11. Seid stille und erkennet, daß Ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, ich will Ehre einlegen auf Erden.

12. Der Herr Zebaoth ist mit uns: der Gott Jakobs ist unser Schutz, Sela.

Luther's Lied

(mit unveränderter Schreibung).

Ein feste burg ist vnser Gott,
Ein gute wehr vnd waffen;
Er hilfft vns frey aus aller Not,
Die vns itzt hat betroffen.
Der alt böse feind,
Mit ernst ers itzt meint,
Gros macht vnd viel list
Sein grausam rüstung ist,
Auff erd ist nicht seins gleichen.

Mit vnser macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren:
Es streit für vns der rechte man,
Den Gott hat selbs erkoren.
Fragstu, wer der ist?
Er heisst Jhesus Christ,
Der Herr Zebaoth;
Vnd ist kein ander Gott,
Das felt mus er behalten.

Vnd wenn die welt voll Teuffel wer,
Vnd wolt vns gar verschlingen;
So fürchten wir vns nicht so sehr,
Es sol vns doch gelingen.
Der Fürst dieser welt,
Wie savr er sich stelt,
Thut er vns doch nicht;
Das macht, er ist gericht:
Ein wörtlin kan yn fellen.

Das wort sie sollen lassen stan,
Vnd kein danck dazu haben.
Er ist bey vns wohl auff dem plan
Mit seinem Geist und gaben:
Nehmen sie den leib,
Gut, ehr, kind vnd weib;
Laß fahren dahin,
Sie habens kein gewin:
Das Reich mus vns doch bleiben.

An solchen glaubens- und todesmuthigen Worten stählte sich die Kraft der Protestanten unter Schreckniß und Drangsal. Als Fürst Wolfgang von Anhalt, wegen seiner Theilnahme am schmalkaldischen Bündnisse von Kaiser Karl V. geächtet, Land und Leute verließ, sang er, scheidend von den Seinen, als er über den Markt von Bernburg ritt, Luther's „Ein feste Burg", und mit diesem Liede haben Tausende den Muth gestärkt beim Anblick feindlicher Kriegsschaaren.

Luther's Lieder waren das Vorbild für alle Liederdichter seines Jahrhunderts. Die meisten sprechen, wie er, die evangelische Freudigkeit, das allgemeine Bekenntniß begeistert aus; eine planmäßige lehrhafte Behandlung der Besonderheiten der Glaubens- und Sittenlehre ist noch nicht so allgemein, wie in den folgenden Jahrhunderten. Manche einzelne Lieder haben auch darin das Geschick der Volkslieder, daß sie sich ohne den Namen ihrer Verfasser verbreiteten. Viele waren als fliegende Blätter gedruckt; die Prediger theilten sie ihrer Gemeinde mit, und mancher verfertigte neben seiner Predigt zugleich ein dazu passendes geistliches Lied. Gesangbücher kamen erst

nach der Mitte des Jahrhunderts in Gebrauch; die Greifswalder Sammlung von 1597 zählt schon 600 Lieder.

Als Kirchenliederdichter dieses Zeitraums mögen genannt werden Paul Speratus (oder Spretten), der, um seines Glaubens willen in Oestreich und Mähren verfolgt, zuletzt in Preußen eine Zuflucht fand, Justus Jonas, Luther's Freund und Mitarbeiter am Reformationswerke, Lazarus Spengler, Rathsschreiber in Nürnberg, Nicolaus Decius, zuletzt Prediger in Stettin, Erasmus Alberus, zuletzt Superintendent zu Neubrandenburg, ein auch sonst als Dichter und Polemiker hervorragender Mann, Johannes Matthesius, Prediger zu Joachimsthal. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, als man schon anfing mehr massenweise und selbst fabrikmäßig zu produciren, erwarben sich Ludwig Helmbold („der deutsche Assaph" genannt), Bartholomäus Ringwaldt und Philipp Nicolai (Verfasser des „Wie schön leuchtet der Morgenstern" und „Wachet auf, ruft uns die Stimme") den größten Ruhm. Sie bereiten schon die mehr kunstmäßige und gezierte Kirchenliederdichtung des folgenden Jahrhunderts vor. Wir theilen daher noch ein Lied von Matthesius mit, zum leichteren Verständniß mit veränderter Orthographie, in der, wie die oben angeführten Proben hinlänglich darthun, damals die größte Verwirrung herrschte, übrigens genau nach dem ursprünglichen Texte.

Aus meines Herzens Grunde
Sag' ich dir Lob und Dank
In dieser Morgenstunde
Darzu mein Lebenlang,
O Gott in deinem Thron,
Dir zu Preis, Lob und Ehren
Durch Christum unsern Herren,
Deim eingebornen Sohn.

Und daß du mich aus Gnaden
In dieser vergangnen Nacht
Vor G'fahr und allem Schaden
Behütet und bewacht:
Ich bitt' demüthiglich,
Wollst mir mein Sünd vergeben,
Womit in diesem Leben
Ich hab erzürnet dich.

Du wollst auch gnädiglichen
Mich b'hüten diesen Tag
Vor des Teufels List und Wüthen,
Vor Sünden und vor Schmach,
Vor Feu'r= und Wassersnoth,
Vor Armuth und vor Schanden,
Vor Ketten und vor Banden,
Vor bösem schnellen Tod.

Mein Seel, mein Leib, mein Leben,
Mein Weib, Gut, Ehr´und Kind
In deine Händ' thu geben,
Darzu mein Hausgesind,
Ist dein Geschenk und Gab,
Mein Eltern und Verwandten,
Mein Brüder und Bekannten
Und alles, was ich hab.

Dein Engel laß auch bleiben
Und weichen nicht von mir,
Den Satan zu vertreiben,
Auf daß der böse Feind hier
In diesem Jammerthal
Sein Tück an mir nicht übe,
Leib und Seel nicht betrübe
Und bring mich nicht zu Fall.

Gott will ich lassen rathen,
Denn er all Ding vermag:
Er g'segne meine Thaten,
Mein Vornehmen und Sach!
Dann ich ihm heimgestellt
Mein Leib, mein Seel, mein Leben
Und was er mir sonst geben:
Er mach's, wie's ihm gefällt!

Darauf so sprech ich Amen
Und zweifel' nicht daran,
Gott wird es alls zusammen
Ihm wohlgefallen lan,
Und streck nun aus mein Hand,
Greif an das Werk mit Freuden,
Dazu mich Gott hat b'scheiden
In meim Beruf und Stand.

II. Einfluß der antiken Poesie. Ulrich von Hutten.

Die sogenannte classische Bildung (und zwar zunächst die römische Literatur, denn von der griechischen war noch wenig in Deutschland bekannt geworden) wäre wohl geeignet gewesen, den Dichtern, denen es so sehr an reinen Formen der Poesie fehlte, zum Vorbilde zu dienen, wie es in Italien bereits geschehen war; allein theils war sie nur noch im Beginnen und die Zahl der Männer, die ihr Kraft und Leben weiheten, noch zu gering, um alle Bildungsanstalten zu beherrschen, theils mangelte es an den nöthigen Hülfsmitteln, an denen die Italiener solche Fülle hatten, theils nahm auch die Reformation selbst alle bessern Köpfe in Anspruch, so daß mancher wackere Philologe der Seelsorge, der Predigten, Disputationen und Vorlesungen halber seinen Cicero und Virgil bei Seite legen mußte. Wer aber auch gründlicher eingedrungen war, bemühte sich nur, die Muster, die das Alterthum uns hinterlassen hat, in lateinischer Sprache nachzuahmen, so daß der deutschen Poesie wenig davon zu Gute kam. Zu Anfange dieses großen Jahrhunderts waren tüchtige Arbeiter auf dem Felde der Philologie thätig, Johann Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Philipp

Melanchthon, Eobanus Hesse u. v. A., deren Namen selbst in Italien guten Klang hatten und welche der Wissenschaft in Deutschland neue Wege eröffneten, wodurch sie die rüstigsten Streiter für das Evangelium und die freie Bibelforschung geworden sind. Selbst unter den Fürsten Deutschlands gab es außer dem Kaiser Maximilian mehrere, welche die Beförderer dieser Studien freigebig belohnten und mit wahrer Liebe denselben auch selbst ergeben waren.

Unter den Männern, welche vom Geiste des Alterthums genährt waren, strahlt als der kühnste und geistreichste Ulrich von Hutten hervor, ein Mann, der unter günstigern Umständen geschickt gewesen wäre, ganz Deutschland eine neue Gestalt zu geben. Er wurde am 21. oder 22. April 1488 auf seinem Familienschlosse Steckelberg in Franken, zwei Meilen von Fulda, geboren. Da er von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt war, wurde er in seinem elften Jahre in die Klosterschule zu Fulda gesandt. Hier legte er den Grund zu einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, besonders in den alten Sprachen, ohne jedoch dabei den ritterlichen Geist, der in ihm wohnte, zu verlieren. Als ihn sein Vetter Eitelwolf von Stein besuchte, erkannte dieser sogleich in dem Knaben das frei aufstrebende Gemüth, welches ihn mehr für ein bewegtes Weltleben, als für klösterliche Einsamkeit zu eignen schien. Zum Abte sprach dieser die bedeutenden Worte: „Wollest du wohl diesen Geist verkümmern lassen?“ Allein der feurige Jüngling, der sich durch kein Zureden bewegen lassen wollte, das Ordensgelübde abzulegen, befreite sich 1504 eigenmächtig aus den Klostermauern. Er irrte von nun an von einer Universität zur andern und vereinigte sich zu Erfurt, Köln und Frankfurt a. d. O. mit den freisinnigsten Jünglingen und Professoren, denen er wegen seiner gelehrten Kenntnisse sowie wegen seiner Beredsamkeit und Fertigkeit in lateinischer Verskunst lieb geworden war. Nach dem Willen des Vaters, der ihn anfangs seiner Flucht aus dem Kloster wegen verstoßen hatte, aber endlich versöhnlicher ward, sollte er nun die Rechte studiren. Er ging deßhalb 1512 nach Pavia und von da während der Kriegsunruhen nach Bologna. Verarmt bis zur äußersten Nothdurft, nahm er darauf Kriegsdienste in dem deutschen Heere, das Kaiser Maximilian gegen die Venetianer gesandt hatte. Bald darauf, als der

Krieg durch einen Waffenstillstand beendigt wurde, setzte er nach einem kurzen Aufenthalte in der Heimat seine Wanderungen in Italien fort und kam nach Rom. Hier, wo ihn der Anblick tausendjähriger Denkmale und der Umgang mit feingebildeten Männern entzückte, empörte ihn zugleich, wie früher Luthern, der lasterhafte Wandel des Klerus, und er spottete seiner in beißenden Sinngedichten. Den Verfolgungen deßhalb auszuweichen, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er sich im Kampfe gegen die Feinde der Aufklärung, die besonders in Köln ihren Sitz hatten, aufs neue bewährte. Von ihm und einigen seiner gelehrten Freunde rührten die „Briefe der Finsterlinge" her, worin er im schlechten Mönchslatein ganz die Denk- und Schreibart, wie auch die lasterhafte Lebensweise in den Klöstern lächerlich machte. Diese Schrift war von gewaltiger Wirkung, eine der Vorarbeiten der Reformation. Zugleich griff er auch die Sitten seiner Standesgenossen, des Adels, an, die anstatt ihrer Bestimmung nachzukommen, dem Volke als wahrhaft edle Männer vorzuleuchten, in Trägheit, Rohheit und Unwissenheit versunken waren und den angeerbten Ruhm durch Wegelagerung, Unterdrückung des Bauernstandes, Trinkgelage und Ausschweifungen aller Art entehrten. Dagegen pries er den so herrlich aufblühenden Bürgerstand, den Fleiß, die Ordnung, die Frömmigkeit und Gerechtigkeit der Reichsstädte, von denen er alles fernere Heil für das Vaterland erwartete. Kaiser M a x i m i l i a n lernte ihn bald kennen und schätzen und ehrte ihn w e g e n s e i n e r l a t e i n i s c h e n G e d i c h t e im Jahre 1517 feierlich mit der Dichterkrone. Als ein wahrer Ritter trat er gegen das Unrecht auf, wo es ihm in den Weg trat, daher verfolgte er auch den Herzog Ulrich von Würtemberg, der seinen Vetter Johann von Hutten ermordet hatte, mit leidenschaftlicher Rede so lange, bis Ulrich, vom Kaiser geächtet, aus allen seinen Ländern verjagt wurde. Jetzt trat L u t h e r auf, und mit freudigster Anerkennung jauchzte er seinem Beginnen zu, obwohl er damals am Hofe eines geistlichen Fürsten, des Erzbischofs Albert von Mainz lebte. Freilich entzog ihm dieser bald hernach seinen Schutz, aber er trat nur um so kühner gegen die Feinde Luther's auf und erbot sich nöthigenfalls mit dem Schwerte drein zu schlagen. Um das ganze deutsche Volk, nicht bloß den Adel und

die Gelehrten für die gute Sache zu gewinnen, schrieb er von nun an in deutscher Sprache. In dem hier folgenden Liede spricht sich seine kühne und unerschrockene Seele aus; die Schreibung ist etwas lesbarer gemacht.

Ein neu Lied Herrn Ulrichs von Hutten.

Ich habs gewagt mit Sinnen
Und trag deß noch kein Reu;
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muß man spüren Treu!
Darmit ich mein',
Nit eim allein,
Wenn man es wollt erkennen,
Dem Land zu gut,
Wiewohl man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden lügen
Und reden, was er will,
Hätt Wahrheit ich geschwiegen,
Mir wären hulder viel;
Nun hab ich's g'sagt,
Bin drum verjagt,
Das klag ich allen Frommen.
Wiewohl noch ich
Nit weiter flich,
Vielleicht werd' wieder kommen.

Um Gnad will ich nit bitten,
Dieweil ich bin ohn' Schuld;
Ich hätt das Recht gelitten,
So hindert Ungeduld,
Daß man mich nit
Nach altem Sitt
Zu G'hör hat kommen lassen;
Vielleicht wills Gott,
Und zwingt sie Noth,
Zu handeln diesermaßen.

Nun ist oft dieser gleichen
Geschehen auch hievor,
Daß einer von den Reichen
Ein gutes Spiel verlor.
Oft großer Flamm
Von Fünklein kam,
Wer weiß ob ich's werd rächen!
Staht schon im Lauf,
So setz' ich drauf,
Muß gahn oder brechen.

Darneben mich zu tröſten
Mit gutem G'wissen hab',
Daß keiner von den Bösten
Mir Ehr mag brechen ab,
Noch sagen, daß
Auf einig Maß
Ich anders sei gegangen
Dann Ehren nach;
Hab diese Sach
In Gutem angefangen.

Will nun ihr selbs nit rathen
Dies fromme Nation,
Ihrs Schaden sich ergatten,
Als ich vermahnet han:
So ist mir leid!
Hiemit ich scheid,
Will mengen baß die Karten,
Bin unverzagt,
Ich habs gewagt
Und will des Ends erwarten.

Ob dann mir nach thut denken
Der Curtisanen List:
Ein Herz läßt sich nit kränken,
Das guter Meinung ist.
Ich weiß, noch viel
Wöll'n auch ins Spiel
Und solltens drüber sterben:
Auf, Landsknecht gut,
Und Reuters Muth!
Laßt Hutten nit verderben!

Sein Wahlspruch war schon längst: Ich hab's gewagt! und diesem gemäß fährt er furchtlos fort auf seiner stürmischen Bahn:

Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann;
Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint,
Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Do ich die Sach hätt g'fangen an;
Gott wöll sie tröften, es muß gahn,
Und sollt es brechen auch vor'm End,
Will's Gott, so mag's nit werden g'wend,
Darum will brauchen Füß und Händ,
Ich hab's gewagt!

Als der ritterliche Franz von Sickingen den Adel deutscher Nation aufforderte, mit ihm gemeinsame Sache zu machen und gegen die Reichsfürsten, die sich immer unabhängiger vom Kaiser machten und die Ritterschaft gewaltsam unterjochen wollten, zu Felde zu ziehen, weil des Reiches Freiheit also gefährdet sei: da regte sich auch in Hutten das ritterliche Blut, und er meinte, derselbe Adel, den er ja selbst für heillos und unheilbar verloren gab, werde nun mit dem Schwerte die Wohlfahrt Deutschlands begründen und mit der kirchlichen auch weltliche Freiheit erkämpfen. Er eilte zu Sickingen, der zuerst über den undeutschen Erzbischof von Trier herfiel, aber bald, von allen Seiten durch mehrere deutsche Reichsfürsten, die der Trierer aufgereizt hatte, angegriffen und belagert, an seinen Wunden verblutend und sterbend den Tag erleben mußte, wo seine Feinde siegreich in seine Burg eindrangen. Hutten hatte schon früher ihn verlassen, von Sickingen selbst fortgedrängt, um sich zu retten; allein verfolgt und gemieden, dabei krank und von dem Nothdürftigsten entblößt, schleppte er sich nur mit Mühe bis in die Schweiz fort, wo er, von Zwingli beschützt, eine Zufluchtstätte fand. Den Keim des Todes schon in sich tragend, begab er sich nach der Insel Uffenau im Zürchersee, wo er bei dem dortigen Pfarrer Aufnahme und Pflege fand. Hier hauchte im Jahre 1523 der deutsche Held, der Liebling der altrömischen Muse, der beredteste Mahner des deutschen Volkes seine glühende, rastlos arbeitende Seele aus.

III. Volkspoesie. Hans Sachs. Anfänge des Drama's.

Da der Einfluß des Alterthums sich fast ganz auf die Ausbildung einer gelehrten lateinischen Kunstpoesie beschränkt, so hält sich die weltliche Poesie in deutscher Sprache an die hergebrachten älteren Formen, wenn auch durchdrungen und erfrischt von dem Geistesleben der neuen Zeit. Belehrende Erzählungen und erheiternde Schwänke beschäftigten Gelehrte wie Ungelehrte. Da Luther mit seinem Beispiele vorangegangen war und Aesopische Fabeln gedichtet hatte, so waren selbst die Theologen der Fabelpoesie nicht abgeneigt. Burkard Waldis und Erasmus Alberus, beide eifrige Anhänger der gereinigten Lehre und Verfasser von Psalmenbearbeitungen und geistlichen Liedern, wandten ihr poetisches Talent mit Glück der Fabeldichtung zu, gleichwie zwei Jahrhunderte später Gellert nach beiden Richtungen hin ein Volksdichter ward. In dieser volksthümlichen Richtung trafen sie zusammen mit dem Meister in der erzählenden Volksdichtung, Hans Sachs, der aus dem Schooße des deutschen Bürgerthums hervorgegangen war. Am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren, erhielt er seine erste Bildung in seiner Vaterstadt, die durch Gewerbfleiß und Handelsthätigkeit, durch Volksbildung und Kunstsinn damals den ersten Rang unter den deutschen Städten einnahm. Mehrere Jahre war er, da er sich dem Gewerbe eines Schuhmachers gewidmet hatte, auf der Wanderschaft, schärfte sein Auge für die Verhältnisse des Lebens und suchte begierig jede Gelegenheit zu benutzen, für seine geistige Bildung zu sorgen, besonders indem er sich in den großen Städten den Meistersängerschulen anschloß. Als er 1516 in sein Nürnberg zurückgekehrt war, ließ er sich dort als Schuhmacher nieder, widmete sich aber in den Mußestunden der geliebten poetischen Kunst, nahm sich eifrig der Meistersängerschule an, die durch ihn zur größten Blüthe gelangte. Allein die Gesänge der Schule waren es nicht, durch die er zu seiner Nation reden wollte; er ließ sie ungedruckt. Was er indeß an belehrenden Erzählungen in der Bibel und in weltlichen Büchern fand, was eine Beziehung hatte zu seinen Lebenserfahrungen und den Zuständen der Zeit, in der er lebte, das mußte er in gemüthlichen Reimgedichten

auch für Andere wiedererzählen, und seine Dichtungen verbreiteten sich schon bei seinen Lebzeiten in fliegenden Blättern und in Sammlungen unter das Volk. Die Reformation begrüßte er gleich bei ihrem Beginne mit dem Lobgesang: „die Wittenbergische Nachtigall, die man jetzt höret überall.“ Mit dem Liede: „Warum betrübst du dich, mein Herz,“ schloß er sich auch den protestantischen Kirchenliederdichtern an und steht in allen seinen Schriften, ohne den leidenschaftlichen Eiferern sich beizugesellen, auf der Seite der evangelischen Lehre. Erstaunlich ist die Fruchtbarkeit seines Geistes, so daß gar Vieles, besonders wo er der Schwierigkeit der Aufgabe nicht gewachsen ist, auf eine bloße Reimerei hinauskommt. Das Beste findet sich unter seinen allegorischen Lehrdichtungen, die er häufig als belehrende Kampfgespräche dramatisch einkleidet, seinen Fabeln, Erzählungen und Schwänken, in denen sein redliches Gemüth und seine feine Weltbeobachtung aufs herrlichste hervortreten. Von seinen dramatischen Versuchen wird später die Rede sein. Er starb, allgemein geachtet, am 19. Januar 1576. Zunächst theilen wir zur Erläuterung des Obigen seine Schilderung des *Schlaraffenlandes* unverändert mit.

Das Schlauraffenland.

Von Hans Sachs.

Ein gegend heist Schlauraffenland,
Den faulen Leuten wolbekannt,
Das ligt drey Meyl hinter Weynachten
Und welcher darein wölle trachten,
Der muß sich großer Ding vermessen,
Und durch ein Berg mit Hirschbrey essen,
Der ist wol dreyer Meylen dick,
Als dann ist er im augenblick
In demselbing Schlauraffenland,
Da aller Reichthumb ist bekand,
Da sind die Häuser deckt mit Fladen,
Leckkuchen die Haußthür und Laden,
Von Speckkuchen Dillen und Wend,
Die Dröm von schweinen Braten send,
Umb jedes Haus so ist ein Zaun
Geflochten mit Bratwürsten braun,
Von Maluasier so sind die Brunnen
Kommen eim selbs ins Maul gerunnen,
Auff den Tannen wachsen Krapffen,
Wie hie zu Land die Tannzapffen,
Auf Fichten wachsen bachen schnitten,
Eyerplätz thut man von Pirken schitten,
Wie Pfifferling wachsen die Flecken,
Die Weintrauben in Dorenhecken,
Auf Weidenkoppen Semmel stehn,
Darunter Bäch mit Millich gehn,
Die fallen denn in Bach herab,
Das jedermann zu essen hab,
Auch gehn die Visch in den Lachen
Gsotten, braten, gsultzt und bachen
Und gehn bey dem gestatt gar nahen,
Lassen sich mit den Händen fahen,

Auch fliegen umb (möget jr glauben)
Gebraten Hüner, Gänß und Tauben,
Wer sie nicht facht und ist so faul,
Dem fliegen sie selbs in das Maul,
Die Säw all Jar gar wol gerathen,
Laufen im Land umb, sind gebraten,
Jede ein Messer hat im Rück,
Darmit ein jeder schneid ein stück,
Und steckt das Messer wider drein,
Die Creutzkeß wachsen wie die Stein,
So wachsen Bawern auff den Baumen
Gleich wie in unserm Land die Pflaumen,
Wenns zeitig sind so fallens ab,
Jeder in ein par Stifel rab,
Wer Pferd hat wird ein reicher Meyer,
Wann sie legen gantz Körb voll Eyer,
So schütt man auß den Eseln Feign,
Nicht hoch darf man nach Kersen steign,
Wie die Schwartzbär sie wachsen thun,
Auch ist in dem Land ein Junckbrunn,
Darin verjungen sich die alten,
Vil kurtzweil man im Land ist halten.
So zu dem Ziel schiessen die Gäst,
Der weitst vom Blat gewinnt das Best;
Im laufen gewinnt der letzt allein,
Das Polster schlaffen ist gemein,
Ir Waydwerk ist mit Flöh und Leusen,
Mit Wantzen, Ratzen und mit Mäusen;
Auch ist im Land gut Gelt gewinnen,
Wer sehr faul ist und schlefft darinnen,
Dem gibt man von der stund zween Pfennig,
Er schlaff jr gleich vil oder wenig,
Und welcher da sein Gelt verspilt,
Zwiefach man ihm das widergilt,
Und welcher auch nicht geren zalt,
Wann die schuld wird eins Jares alt,
So muß ihm jener darzu geben,
Und welcher gern wol ist leben,
Dem gibt man von dem trunck ein patzn,
Und welcher wol die Leut kan fatzn,
Dem gibt man ein plappart zum lon;
Für ein groß Lügn gibt man ein Cron,
Doch muß sich da hüten ein Mann
Aller Vernunft gantz müssig gahn,
Wer sinn und witz gebrauchen wolt,
Dem würd kein Mensch im Lande hold,
Und wer gern arbeit mit der hand,
Dem verbeut mans Schlauraffenland,
Wer zucht und Erbarkeit het lieb,
Denselben man deß Lands vertrieb,
Wer unnütz ist will nichts nit lehrn,
Der kompt im Land zu grossen Ehrn.
Wann wer der fäulest wird erkannt,
Derselb ist König in dem Land;
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
Grob unverstanden alle frist,
Aus dem macht man im Land ein Fürstn;
Wer gern ficht mit Leberwürstn,
Aus dem ein Ritter wird gemacht,
Wer schlüchtisch ist und nichtsen acht
Dann Essen, Trincken und vil schlafn,
Aus dem macht man im Land ein Grafn,
Wer dölpisch ist und nichtsen kann,
Der ist im Land ein Edelman.

Wer also lebt wie obgenant,
Der ist gut ins Schlauraffenland,
Das von den alten ist erdicht,
Zu straff der Jugend zugericht,
Die gewöhnlich faul ist und gefressig,
Ungeschickt, heyloß und nachlessig,
Daß mans weiß ins Land zu schlauraffn
Darmit ihr schlüchtisch weiß zu straffn,
Das sie haben auff arbeit acht,
Weil faule weiß nie gutes bracht.

Eine dramatische Poesie hatte sich in den Jahrhunderten, welche die Reformation vorbereiteten, noch nicht ausbilden können; das ganze Mittelalter hatte, streng genommen, kein Drama. Was man so nennt, gehört mehr in die Geschichte des gottesdienstlichen Cultus und der Sitte, als in die der Poesie. Immerhin sind es die Anfänge scenischer Darstellungen, an denen sich am Schluß des Mittelalters das Volk lebhaft betheiligte. Würde man weiter zurückgehen und auch die ersten Spuren von Schauspielkunst dahinrechnen, so könnte man deren schon in den ersten Jahrhunderten nachweisen, indem das Volk einen Possenreißer, der es durch Pantomimen und Verkleidungen belustigte, nie entbehren konnte. Wir wissen z. B., daß zur Zeit Karls des Großen den fahrenden Lustigmachern bei Leibesstrafe verboten war, ein Priester- oder Mönchskleid anzulegen, daß im zehnten Jahrhundert Mönche in Flandern die Sage vom Wolf und Fuchs pantomimisch darstellten. Im Parcival ist die Rede von der bunten Tracht der Lustigmacher. Das alles hat jedoch mit dem eigentlichen Drama wenig oder gar nichts zu schaffen und beweist nur, daß im Menschen der Trieb liegt, das Leben nachzuahmen und am Bilde sich zu erfreuen. Näher steht dem Drama die mit der Zeit der Kreuzzüge allgemeiner werdende Sitte, beim Gottesdienste an hohen Festen dem Volke die in der Bibel erzählte Handlung durch dramatischen Vortrag zu größerer Anschaulichkeit zu bringen.

In der kirchlichen Liturgie liegt etwas Dramatisches. Am stärksten tritt dies in der Passionsgeschichte hervor, wo die evangelische Geschichte mehrere Personen redend einführt. Bei Vertheilung des Textes an mehrere Priester entstand eine dramatische Abwechselung, indem einer den zwischen den einzelnen Reden stehenden erzählenden Text las. Solch ein feierlicher Vortrag von dem Leiden und der Auferstehung des Herrn fand am Charfreitag und in der Osternacht in der Kirche statt. Bildliche Darstellung der Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung ward häufig zu Hülfe genommen. Diese Darstellungen nannte man in Italien Mysterien, vielleicht mit einer Nebenbeziehung auf das Wort Ministerien oder gottesdienstliche Handlungen; das deutsche Volk nannte sie kurzweg Spiele.

Bald fanden die Geistlichen an ihren Aufführungen solches Wohl-

gefallen, daß sie den Text für den dramatischen Vortrag freier zu bearbeiten anfingen. Sie traten nach und nach aus dem neutestamentlichen Gebiete heraus und gestalteten auch Erzählungen des alten Testaments und Legenden dramatisch um. Lange Zeit hielt man sich an lateinische Sprache. Doch dem Volke zu Liebe ließ man sich allmählich soweit herab, deutsche Zwischenspiele einzuschalten. Um **1300** wurden die Stücke ganz deutsch.

Weil überall die scenischen Darstellungen der heiligen Geschichte sich von ihrem kirchlichen Zwecke mehr und mehr entfernten, so eiferten Päpste und Kirchenversammlungen wiederholt dagegen; aber das Volk ließ sie sich nicht wieder nehmen; sie wurden nur noch immer ausgelassener. Die Laien betheiligten sich mehr und mehr bei den öffentlichen Aufführungen und liebten es besonders, in Teufelsverkleidung einen großen Chor zu bilden. Die Kirche ward für ein so massenhaftes Schaugepränge zu klein; man spielte daher auf dem Kirchhof oder den öffentlichen Plätzen der Stadt. Schon im vierzehnten Jahrhundert nahmen diese Spiele oft mehrere Tage hinter einander hin, und **2—300** Personen waren dabei beschäftigt. Die Aufführung geschah auf einem großen Gerüst, das drei Abtheilungen über einander hatte, Hölle, Himmel und mitten zwischen diesen die Erde. Auf Leitern stiegen die mitspielenden Personen, je nachdem es die Handlung erforderte, von der einen Bühne zur andern.

So viel Zeugnisse auch von Zeitgenossen über die Aufführung solcher geistlichen Stücke aufbewahrt sind, so daß man annehmen muß, es seien dergleichen, zumal der Oster- und Passionsspiele, sogar auf den Dörfern sehr gewöhnlich gespielt worden, so haben sich doch bisher nur sehr wenige vollständige Texte derselben auffinden lassen. Auch mochte es des Aufschreibens nicht sehr bedürfen. Nur die ausgeführteren Partieen wurden vollständig aufgeschrieben; sonst bezeichnete man nur den Gang des Stücks und die Anfänge der durch Tradition feststehenden Reden. Eines der ältesten ist das Mysterium von den klugen und thörichten Jungfrauen, in welchem die säumigen Jungfrauen trotz den Fürbitten der Maria und der Heiligen zu ewiger Höllenpein verdammt werden. Die Aufführung dieses Stücks zu Eisenach im Jahre **1322** erhielt eine besondere Bedeutung dadurch,

daß der Markgraf Friedrich der Freudige davon so tief erschüttert ward, daß er in Schwermuth sank, zu der sich Schlaganfälle gesellten; er stand vom Siechbette nicht wieder auf. In den späteren Spielen mischt sich mehr und mehr das Komische bei, das vornehmlich durch die Teufelsrollen vertreten wird. In dem uns erhaltenen Osterspiel aus dem 15. Jahrhundert ist der Uebergang zur Volkskomödie schon vollendet. Pilatus und Kaiphas erscheinen mit großem Gefolge; Soldaten und Juden kommen in Handgemenge; in der Hölle sind eine Menge Teufel mit Seelen der Verdammten, welche Christus nach seiner Auferstehung daraus befreit. Dieser Ausgelassenheit der Mysterien machte der religiöse Ernst der Reformationszeit ein Ende. Eine Abart derselben hat sich hin und wieder in katholischen Ländern des südlichen Deutschlands durch Tradition erhalten.

Eine noch weit größere Anlage zur Volkskomödie hatten die Fastnachtsspiele, welche seit 1400 in den größern Städten beliebt wurden. Sie gingen aus der Carnevalslust hervor, welche in der Verletzung des Herkömmlichen, der Umkehr der gewöhnlichen Verhältnisse bestand und daher einen Humor des Lebens in sich trug, welcher der Keim zur eigentlichen Komödie sein konnte. Nürnberg war der Hauptsitz des deutschen Carnevals und daher auch des Fastnachtsspiels. Mit geringen Ausnahmen haben die auf uns gekommenen Fastnachtsspiele Nürnberger Verfasser. Es sind dramatisirte, d. h. in Dialog gekleidete Schwänke. An Verwickelung und Intrigue ist nicht zu denken. Die bekanntesten Nürnberger Schwankdichter um die Mitte des 15. Jahrhunderts, Hans Rosenblut und Hans Folz, sind zugleich die fruchtbarsten Verfasser von Fastnachtsspielen. Unter diesen sind die von Folz so geistlos und roh, daß sie kaum eine Ahnung von dramatischer Behandlung verrathen. Dies ist jedoch schon der Fall bei Hans Sachs, dessen Fastnachtsspiele, z. B. vom Narrenschneiden, vom Teufel, der ein altes Weib zur Ehe nahm, vom Weibe im Brunnen, von demselben Humor eingegeben sind, der seine Schwänke belebt. In seinen sogenannten Tragödien und Komödien — er schied diese Benennungen nur, je nachdem der Ausgang mehr oder minder traurig war — geht er über die ihm gezogenen Grenzen hinaus und versucht sich an den bedeutenderen Stoffen der

Mythe und Geschichte, für die ihm der rechte Sinn und der richtige Maßstab mangelte. Seine Nachfolger reichten jedoch nicht über ihn hinaus, und selbst der gelehrte Jacob Ayrer, kaiserlicher Notar und Gerichtsprocurator in Nürnberg, der gegen 1600 dichtete, lehnt sich nur an ihn an und steht ihm an Feinheit des Witzes bedeutend nach.

Außer diesen beiden dem Mittelalter entstammten Gattungen der dramatischen Poesie entstand kurz vor der Reformation noch eine dritte, welche man die Schulkomödie nennen kann. Als mit der Wiederbelebung des Studiums der alten Sprachen die Lustspiele der römischen Dichter Plautus und Terentius in Aufnahme kamen, ahmten die gelehrten Latinisten, unter ihnen Reuchlin und Conrad Celtes, die elegante Sprache, gleichwie die Prosa eines Cicero und die Verse der römischen Elegiker, mit großem Eifer nach und fanden unter den Gelehrten viele Nachfolger. Studenten und Schüler brachten solche Stücke zur Aufführung, selbst Fürsten sahen häufig diesen Vorstellungen zu. Es konnte nicht lange ausbleiben, daß man die lateinischen Komödien ins Deutsche übersetzte, damit die der alten Sprache unkundigen Bürger an den öffentlichen Aufführungen Theil nehmen könnten. Aus der Vergleichung solcher Uebersetzungen mit dem lateinischen Original sieht man am besten, wie weit noch die Ausbildung der deutschen Dichtersprache hinter der eleganten lateinischen Form, die man auf gelehrtem Wege angelernt hatte, zurückstand.

Die Stücke waren meistens von Predigern und Lehrern an den Schulen abgefaßt. Vorzugsweise wurden biblische Erzählungen zu den dramatischen Bearbeitungen gewählt, so daß die Schulkomödien an die Stelle der Mysterien traten. Auch in ihnen zeigt sich ein ähnlicher Uebergang von dem einfachen Zuschnitt der älteren Stücke zu immer größerem Schaugepränge. Der Saul des Matthias Holzwart z. B. ward um 1600 zu Gabel in Böhmen von 100 redenden und 500 stummen Personen aufgeführt. Mehrere dieser Stücke zogen auch die Bewegungen der Reformationszeit in den Kreis dramatischer Darstellung. Martin Rinckhart, der bekannte Verfasser des Kirchenliedes: „Nun danket Alle Gott“, welcher im Beginn des folgenden Jahrhunderts dichtete, verfaßte zu Luther's Verherrlichung das Drama der eislebische christliche Ritter und einen Tho-

mas Müntzer, der mit einem Ballet von Priestern, Luther an der Spitze, schließt. Ueberhaupt erkennt man das Band, das die Gelehrtenpoesie mit dem Volksmäßigen verbindet, noch darin, daß das komische Element sogar in den religiösen Stücken nicht ausgeschlossen wird; komische Scenen im Ton der Fastnachtsspiele sind häufig selbst den biblischen Darstellungen angehängt. Eben so wenig fand bei den Aufführungen eine Absonderung statt. Aus Gelehrten und gewerbtreibenden Bürgern bildeten sich Vereine für die öffentliche Aufführung, und selbst Theologen hielten es für vereinbar mit ihrer Würde. Damals fiel es der protestantischen Geistlichkeit noch nicht ein, gegen das Schauspiel zu eifern; an hohen Kirchenfesten schien vielmehr die Vorstellung eines Stücks von biblischem Inhalt die Andacht des Volks nur zu erhöhen. Gegen 1600 wurde auch das deutsche Drama, gleich wie früher das lateinische, zur Verschönerung der Hoffeste gebraucht. Nicolaus Roth führte, um nur ein Beispiel zu erwähnen, das Stück von dem Grafen von Gleichen 1591 zur Hochzeit des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen auf.

In demselben Maße, als die Schaulust und die allgemeine Theilnahme stieg, verlangte man auch außer dem größern Pomp einen anziehenderen Inhalt. Daher ist es erklärlich, daß die sogenannten „Englischen Komödianten,“ welche seit 1590 die meisten Theile Deutschlands durchzogen, überall mit dem größten Beifall aufgenommen wurden. Es kann wohl nicht mehr bezweifelt werden, daß sie anfangs ihre Stücke in englischer Sprache aufführten. Durch eine kurze Exposition der Handlung und durch die gewandte Darstellung selbst mußte dem Verständniß für die der Sprache unkundigen Zuschauer nachgeholfen werden. Ein Theil ihrer Stücke erschien seit 1620 in deutschen, größtentheils schlechten Uebersetzungen. In manchen dieser Stücke wird man an die hohe Ausbildung erinnert, welche die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth erreicht hatte; einige ihrer Sujets findet man bei Shakspeare wieder. Die Rückwirkung auf die deutsche Bühne blieb nicht aus, zumal da die deutschen Fürsten die englischen Komödianten sehr begünstigten. Erst jetzt lernte man einsehen, worauf es bei der dramatischen Darstellung vornehmlich ankomme. Aus dem einförmigen, schleppenden

Gange der deutschen Schulkomödien wird man in eine lebenvollere Welt versetzt. Rasch wechselt die Handlung, Ernst und Scherz lösen sich ab; der Narr oder Pickelhering, später „Hanswurst“ genannt, ein Wort, das schon Luther kennt, erhält eine Hauptrolle und wird stehende Person in der Komödie. In den seit **1600** erschienenen Stücken bemerkt man die Veränderung des Geschmacks. Selbst der Nürnberger Ayrer verläßt die Manier des Hans Sachs und verfaßt Stücke in englischer Manier. Zwei seiner Komödien sind nach denselben englischen Stücken bearbeitet, welche Shakspeare in seinem „Sturm“ und „Viel Lärmen um nichts“ benutzte. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, wegen seiner Gelehrsamkeit gefeiert und mehr noch wegen seines hochstrebenden Geistes einer der achtungswerthesten Fürsten seiner Zeit, gründete eine Art Hoftheater und schrieb mehrere Lustspiele, bei denen englische Bühnenstücke zum Muster dienten. Georg Mauricius, ein durch theologische Gelehrsamkeit berühmter Professor zu Wittenberg, später zu Nürnberg, fühlte sich noch in seinem Alter zur Abfassung von Komödien ähnlicher Art angeregt, unter denen sich auch die Behandlung eines romantischen Stoffs, die Komödie vom Grafen Walther und Griseldis, findet. Diese drei Namen sind zugleich ein Beweis, daß Fürsten, Gelehrte und Volksdichter noch auf einem und demselben Wege zusammengingen, und dieser Weg war der einzige, auf welchem wir zu einem nationalen Drama unter günstigeren äußeren Verhältnissen hätten gelangen mögen. Denn wie viel auch producirt worden war, es waren doch nur die ersten Schritte; die höheren Anforderungen, die man an die dramatische Dichtung zu stellen hat, waren noch unbefriedigt geblieben. Dazu waren Sprache und Verskunst in all diesen Versuchen in einem verwahrlosten Zustande. Der Sinn für Wohlklang und Versmessung war völlig verloren gegangen. Zwar hatte schon im Jahre 1535 Paul Rebhun, Rector zu Zwickau in Sachsen, in seinen Dramen Susanna und Hochzeit zu Kana eine regelmäßige Sylbenmessung nach Längen und Kürzen mit Unterscheidung jambischer und trochäischer Verse versucht und zu den Chören Odenstrophen in mannigfachen Rhythmen angewandt; allein sein Beispiel war ohne Nachfolge geblieben, und erst ein Jahr-

hundert nach ihm ward, was er gewollt, von Anderen glücklich durchgeführt.

IV. Uebergang von der volksmäßigen Dichtung zu den künstlichen Formen der Gelehrtenpoesie.

An der Grenze des sechzehnten Jahrhunderts vollzieht sich der letzte Kampf der aus dem Mittelalter herübergenommenen volksthümlichen Literaturtendenzen mit dem Gelehrtenthum, das sich mehr und mehr in sich abschließt und sich in demselben Maße vom Volke, mit dem die Reformation es anfänglich in engere Verbindung gebracht hatte, entfernt. In der komischen und schwankhaften Dichtung, welche nach dem Vorbilde des Reineke Vos gern ihre Darstellungen aus der Thierwelt holt, sowie in der derben burlesken Satire, welche in dem erbitterten Streit der kirchlichen Parteien ein polemisches Rüstzeug wird, erhält sich der populäre Ton noch am längsten; allein selbst in diesen Dichtungen nimmt das gelehrte Beiwerk so sehr überhand, daß sie über den Kreis der gelehrten Leser nicht weit hinausgingen. Ueberdies war der Sinn für das Epische so sehr erstorben, daß die Poesie in breiten didaktischen Anwendungen und Erörterungen unterging. Als Georg Rollenhagen, Rector der Schule in Magdeburg, das griechische Gedicht „Batrachomyomachie," d. i. der Kampf der Frösche und Mäuse, zur Grundlage seines deutschen Gedichts „Froschmeuseler, der Frösch und Meuse wunderbare Hofhaltung" wählte, benutzte er es „zu nützlicher Lehre," und man vernimmt aus dem Munde der Frösche und Mäuse weitläufige Betrachtungen über die Verhältnisse der Stände, über geistliches und weltliches Regiment, über Staats- und Kriegskunst, so daß der erzählende Theil höchst dürftig ausfällt. Andere aus dem Leben der Thiere geschöpfte Gedichte, wie der „Gansskönig," der „Ameisen- und Mückenkrieg" sind nur niedrig-komische Parodieen des Epischen.

Johann Fischart ist der talentvollste und bedeutendste Dichter in den letzten drei Decennien des Jahrhunderts. In Mainz gegen 1550 geboren, brachte er sein Leben als praktischer Rechtsgelehrter in den oberrheinischen Gegenden hin, wo damals ein reges Interesse

für Literatur herrschte, zuletzt in Straßburg ansässig, wo er eine Anstellung erhalten zu haben scheint, und starb im Jahre 1589. Von seinen zahlreichen Schriften, deren man mehr als 80 zählt, erwähnen wir nur einige der bedeutendsten, welche mit der Geschichte der Poesie in Berührung stehen. Sein Hauptwerk ist der satirische Roman Gargantua und Pantagruel, eine freie Bearbeitung des ersten Buchs eines gleichnamigen Romans von Franz Rabelais, einer der damals beliebten satirischen Dichtungen, welche wie Cervantes' Don Quixote die Uebertreibungen der Ritterromane verspotteten. In der ersten Ausgabe von 1578 betitelte er sein Werk: „Affenteurliche und ungeheurliche Geschichtsschrift" ꝛc.; später erweiterte er den Titel, der uns schon als eine Probe seiner schrankenlosen Sprachkünstelei gelten kann: „Affentheuerlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung, Von Thaten und Rahten der vor kurtzen langen weilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren Grandgusier, Gargantoa vnd Pantagruel, Koenigen inn Vtopien, Jedewelt vnd Nienen reich, Soldan der Neuen Kannarrien vnd Oudyssen Inseln: auch Großfürsten im NubelNibelNebelland, Erbvögt auff Nichilburg, vnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Niergendheym. Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzoesisch entworffen: Nun aber vberschrecklich lustig inn einen Teutschen Model vergossen vnd vngefaerlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, inn vnser MutterLallen vber oder drunder gesetzt. Auch zu disem Truck wider auff den Amboß gebracht, vnd dermassen Pantagruelisch verposselt, verschmidt und verdängelt, daß nichts ohn ein Eisen Nisi dran mangelt: durch Huldrich Elloposcleron. — Im Fischen Gilts Mischen. Getruckt zur Grensing im Gänsserich. 1582." Fischart entlehnt von seinem Vorbilde nur den Gang der Erzählung, verbreitet sich dagegen nach allen Seiten in satirischen Schilderungen über die Eigenheiten seines Zeitalters und schüttet dabei mit freigebiger Hand seine Gelehrsamkeit vor uns aus. In der Sprache schaltet er mit gleicher willkürlicher Laune, wobei sich eine gewaltige Herrschaft über die Sprache kundgiebt.

Gemessener ist er in seinen Reimgedichten. In diesen bereiten sich schon die gelehrten Kunstformen der nachmaligen deutschen Dich-

tung vor. Er bearbeitet Psalmen in der kräftigen Sprache der besten Kirchenliederdichter, verfaßt Sonette nach französischem Muster, übersetzt Horazens Ode von den Freuden des Landlebens und versucht das Versmaß der Hexameter und Pentameter in deutscher Sprache nachzubilden. In den erzählenden Gedichten steht er dagegen der Volksweise näher, so daß wir z. B. in seinem gereimten Tyl Eulenspiegel und in seinem Glückhaften Schiff an die treuherzige Erzählung des Hans Sachs erinnert werden. In dem letzteren Gedichte schildert er die Fahrt der Züricher Schützen zum Straßburger Schützenfest, welche am 20. Juni 1576 früh Morgens aufbrachen und, kräftig rudernd, Abends 7 Uhr Straßburg erreichten, wo sie als ein Zeichen ihrer freundnachbarlichen Nähe einen Topf mit warmem Hirsebrei, den sie von Zürich mitgenommen, ablieferten und festlich begrüßt wurden. Wir heben die schönste Stelle des Gedichts, den Beginn der Fahrt auf dem Rheine, als Beispiel der Fischart'schen Sprache heraus, indem wir, um stufenweise auch davon Proben zu geben, die ursprüngliche Schreibung diesmal beibehalten.

Da frewten sich die Reysgeferten,
Als sie den Rein da rauschen hörten,
Vnd wünschten auff ein newes Glück
Das Glücklich sie der Rein fortschick,
Vnd grüßten jhn da mit Trommeten,
Nun han wir deiner hilff von nöten
O Rein, mit deynem hellen Fluß,
Dien du vns nun zur fürdernuß:
Las vns genisen deyner Gunst,
Dieweil du doch entspringst bey vns,
Am Vogelberg, bey den Luchtmannen
Im Rheintzierland, von alten anen,
Vnd wir dein Thal, dadurch du rinnst
Mit bawfeld zirn, dein schönstẽ diẽst.
Schalt diß Wagschiflein nach begeren,
Wir wöllen dir es doch verehren:
Leyt es gen Straßburg, deine zird,
Dafür du gern laufffst mit begird,
Weil es dein strom ziert vnd ergetzt
Gleich wie ein Gstein im Ring versetzt.
Der Rein mocht dis kaum hören auß,
Da wund er vmb das schiff sich kraus,
Macht vmb die Rüder ein weit Rad
Vnd schlug mit Freuden anß gestad,
Vnd ließ ein rauschend Stim̃ da hörẽ,
Drauß man mocht dise wort erklären.
Frisch dran, jr liebe Eydgenossen,
Sprach er, frisch dran, seit vnuerdros=
sen,
Also folgt eweren Vorfaren
Die diß thaten vor hundert jaren:
Also muß man hie Rhum erjagen,
Wañ man den Alten will nachschla=
gen.
Von ewerer Vorfaren wegen
Seit jr mir wilkum̃ hie zugegen,
Ir sucht die alt Gerechtigkeit,
Die ewer Alter han bereit,
Dieselbig will ich euch gern gonnen,
Wie es die Alten han gewonnen:
Ich weiß, ich werd noch offtmals sehen,
Solchs von ewern nachkom̃nen ge=
schehẽ.
Also erhält man nachbarschafft,

Jst Nachbaurliche freuntlichkeit
Vnd in der Not standhafftigkeit:
Jch hab vil ehrlich leut vnd Schützen
Die auff mich inn Schiff thäten sitzen
Geleit gen Straßburg auff das schiessen,
Dafür mit Freuden ich thu flisen,
Aber keine hab ich geleit,
Noch heut des tags mitt solcher Freud.
Fahr wohl, fahr wohl, laßt euch nichts schrecken
Vnd thut die lenden darā strecken,
Die Arbeit trägt darvon den Sig,
Und macht das man hoch daher flig,
Mit Fama, der Rumgöttin herlich,
Dan was geschieht schwärlich, das würd ehrlich.
Mit solchen leuten solt man schiffen
Durch die Mörwirbeln und Mördisen,
Mit solchen forcht man kein Meerwunder
Vnd kein wetter, wie sehr es tunder.

* * *
* *

Solch stimm der Gselschafft seltzam war
Und schwieg drob still erstaunet gar,
Es daucht sie, das sie die Stimm fül
Als wann ein wind bließ inn ein hül:
Derhalb jagt sie jr ein ein mut,
Gleich wie das Horn und ruffen thut,
Des Jägers, wann es weit erschallt,
Den hunden in dem finstern wald,
So sie im dieffen Thal verlauffen,
Vnd die Berg auff vnd ab durchschnaufen,
Alsdann jn erst die waffel schaumpt,
Und kommen auff die spur vngsaumpt,
Also war auch dem Schiff die Stimm,
Bekam zu rudern erst ein grimm,
Thäten so starck die Rhuder zucken
Als wolten fallen sie an rucken,
Jnn gleichem zug, inn gleichem flug,
Der Stewrman stund fest an den pflug,
Vnd schnit solch Furchen inn den Rein,
Das das vnderst zu oberst schein:
Die Sonn hat auch jr Freud damit
Das so dapffer das Schiff fortschritt,
Vnd schin so hell in d Ruder rinnen,
Das sie von fern wie Spiegel schinen:
Das Gestad schertzt auch mit dem Schiff
Wann das wasser dem land zulieff,
Dann es gab einen widerthon
Gleich wie die Rhuder thäten gon:
Ein flut die ander trib so gschwind,
Das sie ein vnderm gsicht verschwind:
Ja der Rein wurf auch auff klein wällen
Die dantzten vmb das schif zu gsellen.
Jnn summa alles freudig war
Die Schiffart zu vollbringen gar.

Unter Fischart's Zeitgenossen treffen wir die meisten in eben den südwestlichen Gegenden Deutschlands, in denen er heimisch war, einige, wie den Elsasser Matthias Holzwart, in enger Verbindung mit ihm, so daß in gewissem Sinne die oberrheinischen und schwäbischen Dichter den Uebergang zu jener Gelehrtenpoesie machen, die in den schlesisch-sächsischen Dichterschulen eine bestimmtere Form annahm. Paul Melissus und Peter Denaisius, welche beide ihr Leben in Heidelberg beschlossen, verdankten indeß ihren Dichterruhm mehr ihren lateinischen, als den wenigen deutschen Gedichten, die von ihnen be-

kannt wurden. Entschiedener tritt die gelehrte Kunstform in den Gedichten des Würtembergers Georg Rudolf Weckherlin hervor, der die verschiedensten lyrischen Gattungen, welche in den romanischen Literaturen herrschend geworden waren, selbst die Künsteleien der Sonette und Sextinen, nachzubilden suchte und seiner Sprache das rhetorische Gepräge gab, das von jetzt an für poetische Eleganz galt. Kraft des Ausdrucks zeichnet vornehmlich seine patriotischen Zeitgedichte aus; doch ist die Sprache noch ungelenk. Wir theilen das Sonett auf Gustav Adolfs Tod (nach neuerer Schreibweise) hier mit.

Dein eigner Muth, o Held, weil Gottsfurcht, Ehr' und Recht
Dein Herz und Schwert allein gestärket und gewetzet,
Weil auch der Erdenkreis für dich zu eng und schlecht,
Hat in den Himmel dich (zu früh für uns) versetzet.

Denn gleichwie deine Faust der Gläubigen Geschlecht,
Als es in höchster Noth, gerettet und ergötzet:
Also hat durch dein Haupt die Kugel leider! recht
Der Deutschen Freiheit Herz und Tugendhaupt verletzet.

Siegreich und selig zwar hat dich, weil in der Schlacht
Du frei für Gottes Wort dein theures Blut vergossen,
In die endlose Freud' und Ehr' dein End' gebracht.

Jedoch in Leid und Noth sind deine Bundsgenossen,
Weil deine Herrschung du mit Sieg, Triumph und Pracht,
Dort in dem Himmelreich anfangend, hie beschlossen.

Friedrich von Spee, 1595 zu Langenfeld bei Kaiserswerth am Rhein geboren, einer der wenigen katholischen deutschen Dichter jenes Zeitalters, ist der bedeutendste Vorgänger in der symbolisch-mystischen Poesie, welche die religiöse Empfindung auf die Bilder der Natur überträgt. Da ihm die religiöse Poesie Herzenssache ist, so verfällt er noch nicht in leere Bildertändelei, sondern sein Ausdruck ist einfach und gemüthvoll. Schon in seiner Jugend ein Mitglied des Jesuitenordens, widmete er sich mit gewissenhafter Treue und Aufopferung an verschiedenen Orten seinen geistlichen Pflichten. Oft hatte er die schmerzliche Aufgabe, die Unglücklichen zum Tode vorzu-

bereiten, die das Opfer des unseligen Hexenaberglaubens wurden, und sich dabei so sehr von der Unschuld derselben überzeugt, daß er einer der ersten war, die es wagten, öffentlich gegen die Hexenprocesse aufzutreten. Er lebte in seiner letzten Zeit in Trier. Als im Jahr 1635 ein kaiserliches Heer diese Stadt überfiel und eroberte, so daß in allen Straßen und Gassen Blut vergossen wurde, stürzte Spee mitten in das Handgemenge hinein, verhinderte, wo er konnte, Raub und Mord, und trug die Verwundeten, Feinde und Freunde, aus dem Getümmel, um sie in Spitälern verpflegen zu lassen. Sein Ordenskleid und die allgemeine Liebe der Bürger und Soldaten schützten ihn vor Mißhandlungen. Allein die Anstrengung seiner aufopfernden Menschenliebe warf ihn aufs Krankenlager, und ein bösartiges Fieber machte seinem edlen Leben in wenig Tagen ein Ende. Seine Gedichte, größtentheils unter der Aufschrift Trutznachtigall zusammengefaßt, wurden erst nach seinem 1635 zu Trier erfolgten Tode herausgegeben. Um seine Manier zu veranschaulichen, mögen die sechs ersten Verse seines Gedichts „Lob Gottes aus Beschreibung der fröhlichen Sommerzeit" sich hier anschließen.

Jetzt wicklet sich der Himmel auf,
Jetzt b'wegen sich die Räder,
Der Frühling rüstet sich zum Lauf,
Umgürt mit Rosenfeder.
O wie so schön, wie frisch und kraus!
Wie glänzend Elementen!
Nit mögen's gnügsam streichen aus
Noch Redner noch Scribenten.
O Gott! ich sing von Herzen mein:
Gelobet muß der Schöpfer sein.

Du schnelle Post, o schöne Sonn!
O gülden Roß und Wagen!
O reines Rad auf reinem Bronn,
Mit zartem Glanz beschlagen!
Jetzt schöpfest uns den besten Schein,
So Winters war verloren,
Da Rad und Eimerschienen sein
Vor Kält gar angefroren.
O Gott ꝛc. ꝛc.

O reines Jahr! o schöner Tag!
O spiegelklare Zeiten!
Zur Sommerlust nach Winterklag
Der Frühling uns wird leiten.
Im Luft ich hör die Musik schon,
Wie sichs mit Ernst bereite,
Daß uns empfang mit süßem Ton
Und lieblich hin begleite.
O Gott ꝛc. ꝛc.

Für uns die schöne Nachtigall
Den Sommer laut begrüßet;
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Den ganzen Luft versüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng
Busch, Heck und Feld durchstreifen;
Die Nester schon seind ihn' zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.
O Gott ꝛc. ꝛc.

Wer legt nun ihn' den Ton in Mund,
Dann laut und dann so leise?
Wer zirklet ihn' so rein und rund
So mannigfältig Weise?
Wer messet ihn' den Athem zu,
Daß mögens vollenführen
Den ganzen Tag fast ohne Ruh
So freudigs Tutelüren?
O Gott 2c. 2c.

Jetzt laufen wieder stark und fest,
So Winterszeit gestanden
All Flüß und Wässer in Arrest
Bestrickt mit Eises Banden.
Jetzt kalter Luft und staure Wind
Uns wieder seind versöhnet:
Der Thau mit weißen Perlen lind
Die Felder lieblich krönet:
O Gott 2c. 2c.

Zweiter Abschnitt.

Von Opitz bis zu dem Zeitalter Hagedorn's und Haller's.

I. Martin Opitz und die erste schlesische Dichterschule.

Wenn wir die neuere Literatur in ihrem Entstehen und in ihrem Fortgange richtig begreifen wollen, so müssen wir in unserer Betrachtung und Beurtheilung von dem Gesichtspuncte ausgehen, daß das Reformationszeitalter mit unserer älteren Literatur gebrochen hatte und die lateinische Poesie der Gelehrten diesen Riß mehr und mehr erweiterte. Die Brücke ist niedergerissen, der Rückweg versperrt; es galt neue Wege zu finden. Für die Sagenwelt des Epos war längst kein Boden mehr vorhanden. Die geistige Entwickelung der Völker des westlichen Europa's war beim Drama angelangt. Dies war auch die Aufgabe unserer Poesie, wenn sie sich als nationale Dichtung weiter ausbilden wollte. Daß man von diesem naturgemäßen Triebe auch in Deutschland etwas fühlte, erkennt man aus den vereinzelten Ansätzen und Versuchen, die freilich von der Lösung der Aufgabe noch weit entfernt blieben. Die Frage, weßhalb die deutsche Poesie den richtigsten Weg verfehlte, läßt sich kurz dahin beantworten, daß das Drama ohne einen Hintergrund im Nationalleben, ohne ein in der Seele des Dichters lebendiges Bewußtsein der nationalen Kraft und Freiheit bei keinem Volke ein rechtes Ge-

deihen gefunden hat. Deutschland, seit Jahrhunderten in zahllose, durch kein festes Band verknüpfte Herrschaften zerstückelt, jetzt auch noch dazu durch religiöse Parteiungen zerspalten, mit Kaisern an der Spitze, die von einer undeutschen, spanisch-italienischen Politik geleitet wurden, endlich gar in einem langen verheerenden Kriege die Beute roher militärischer Gewalt, fremder Armeen und zuletzt auch fremder Sitte: wo blieb das erhebende Selbstgefühl und die einst gerühmte Thatkraft des deutschen Volkes? Was uns damals das Drama unmöglich machte, hat überhaupt unserer Poesie den für sie ergiebigsten Boden entzogen und nur künstliche Treibhauspflanzen übrig gelassen. Auch unsere Lyrik hörte nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf, Nationalpoesie zu sein. Das alte Volkslied, voll Phantasie und frischem Leben, verklingt nach und nach, und nur das Gefühl protestantischer Glaubensgemeinschaft erhält noch den einzigen lebenvollen Zweig der lyrischen Dichtung, das Kirchenlied.

Zu jenen allgemeinen Ursachen des Sinkens der Volksbildung kamen noch manche besondere hinzu. Die Stände hatten sich mehr und mehr von einander gesondert. Die Gelehrten lebten nicht mehr in und mit dem Volke, sondern betrachteten dies als die ungebildete, bevormundete Masse, der man mehr und mehr die Theilnahme an den eigenen Angelegenheiten entzog, so daß es an dem, was vorging, kein anderes Interesse behielt, als die Sorge für des Leibes Nothdurft. Kein Wunder, daß in solch einem Volksleben kein Funke von Poesie blieb, daß es auch ebensowenig dem Dichter noch einen Stoff bot, zumal da der Dichter kaum noch in dieses aus den gelehrten Kreisen einen Blick warf. Und wie ging es selbst in diesen gelehrten Vereinen und Hofcirkeln zu! Die Etikette, das Ceremoniell maß jeden Schritt, und selbst die Pulsschläge des Herzens gewöhnten sich an ein gemessenes Tempo. Das hat nicht der dreißigjährige Krieg allein verschuldet; vielmehr ist noch die Kriegsperiode die einzige Zeit, welche dichterische Talente hervorrief. Die hundert Jahre nach dem Kriege sind die armseligsten unserer neueren deutschen Poesie.

Im Allgemeinen trägt die ganze Literaturperiode den Charakter der Nachahmung des Ausländischen. Dies ängstliche, entwürdigende

Anschließen an die Literatur der Nachbarländer hält gleichen Schritt mit dem Verfall unserer politischen Selbstständigkeit, mit der Einführung fremdländischer Sitte und Mode, welche, von den Höfen und dem entnationalisirten Adel ausgehend, bald alle Stände sich unterwürfig machte und das Nationalgefühl erstickte. Wäre die Nachahmung der ausländischen Literatur nur noch auf die besten Muster gerathen, so würde wenigstens die deutsche Poesie nicht in solche Geschmacklosigkeit haben versinken können, wie vornehmlich in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts geschah. Allein schon die neulateinischen Dichter nährten sich nicht aus den reinsten Quellen. Von den Griechen wußte man wenig. Unter den römischen Dichtern, die doch auch schon Nachahmer der Griechen waren, ahmte man nicht einmal denen der besten Zeit nach, sondern mehr den späteren, bei denen das Rhetorische, das der lateinischen Dichtung überhaupt eigen ist, in phrasenreiches Pathos und unnatürliche Uebertreibung ausartet. Der rhetorische Pomp ging aus der neulateinischen Poesie in die gesammte neuere Literatur über. Schon die italienische Poesie eines Torquato Tasso treibt diese gezierte Eleganz zu einer bedenklichen Höhe; aber weil sie von einem wahrhaften Dichtergenius beseelt wird, so hat sie ein wärmeres Leben, während die italienischen Dichter nach ihm zu bloßen Phrasenkünstlern herabsanken und das seelenlose Wortgeklingel in Gang brachten, das nach dem Haupte dieser Dichterschule, Marino, die Poesie der Marinisten genannt worden ist.

In Frankreich hatte die Nachahmung der lateinischen Poesie eine völlige Umwälzung zur Folge gehabt. Die Sprache ward mit lateinischen Wörtern überladen; sie ward, wie ein geistreicher Franzose bemerkt, aus Liebe zu Rom eine Barbarin. Unter den Händen des zu seiner Zeit übermäßig gefeierten Ronsard entstand eine so schwülstige Dichtersprache, die er und seine Lobredner für Pindarisch ausgaben, daß die späteren Dichter der sogenannten classischen Periode gerade darein ein Verdienst setzten, diesen Schwulst verbannt und das Ebenmaß hergestellt zu haben. Und eben dieser Ronsard wurde von den deutschen Dichtern den höchsten Mustern der Poesie an die Seite gesetzt.

Die Holländer endlich, gründliche Kenner der römischen Literatur und Meister in der neulateinischen Dichtkunst, bildeten um 1600 eine eigenthümliche Kunstdichtung aus, welche die entlehnte rhetorische Bildersprache mit holländischer Nüchternheit verband und in studirter Manierirtheit der französischen nahe stand. Bei ihnen ist, gleich wie bei den Franzosen, das schleppende Versmaß der Alexandriner in den größeren Gedichten in Gebrauch, und allerdings paßt dieses Metrum mit seinem eintönigen Pendelschlag, seinen regelmäßigen Einschnitten ganz zu dem einförmigen, gleichmäßigen Gange der damaligen Poesie.

Nach den eigenen Worten eines der Häupter der Poesie jenes Zeitalters besteht die Kunst des Dichters hauptsächlich in sinnreichen Erfindungen, durchdringenden, geschärften und löblichen Beiwörtern, artigen Beschreibungen. Ausdrücklich setzte man diese „Lieblichkeit" der „alten rohen deutschen Art" entgegen. Der manchmal noch wiederholte Satz, daß das Dichtertalent etwas Ursprüngliches und Angeborenes sei, ist im Grunde nur eine herkömmliche Redensart, eine Reminiscenz aus den Alten. In That und Wahrheit betrachtete man die Poesie als eine Redeübung, durch die man sicher zum Ziele gelange, wenn man sich nur an die Regeln halte und sich nach den gefeierten Mustern tüchtig schule. Daher entstanden denn Anweisungen, wie „der poetische Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst ohne Behuf der lateinischen Sprache in sechs Stunden einzugießen," und noch Gottsched rühmt ein Jahrhundert nach Opitz in der Vorrede zu seiner „kritischen Dichtkunst," daß durch seine Lehren Anfänger in Stand gesetzt würden, alle üblichen Dichtungsarten auf untadlige Weise zu verfertigen.

Die Kritik schlummerte. Durch gegenseitige Lobpreisung bestärkte man sich in der Selbstzufriedenheit und Behaglichkeit, als habe man es bereits so weit gebracht, daß der Zukunft kaum noch etwas zu thun übrig bleibe. Mit den Lobeserhebungen des Anhangs, der Schule, umgab man sich wie mit einer sichern Mauer, an der der Pfeil des Tadels, wenn er ja gewagt wurde, wirkungslos abprallte. Der kaiserliche Dichterlorbeer, früher nur lateinischen Dichtern zuerkannt, ward seit Opitz den deutschen Dichtern freigebig gespendet.

Bald ernannte der Kaiser aus der Zahl der Gekrönten eigene Pfalzgrafen, denen das Recht, die Dichterkrone zu ertheilen, verliehen ward, und diese erwarben sich Lober und Anhänger durch eine so große Freigebigkeit, daß auch der mittelmäßigste Reimer des Kranzes nicht entbehrte.

Jedoch was uns streng macht gegen das Jahrhundert, macht uns milde gegen den Einzelnen, der, wie ausgezeichnet auch die Gaben seines Geistes sein mögen, ein Kind seines Jahrhunderts bleibt. Auch der Beste leidet an der Krankhaftigkeit seines Zeitalters. Wenn wir auch mit dem Geständniß beginnen müssen, in dem siebzehnten Jahrhundert keine deutschen Dichter im höchsten Sinne des Worts zu finden, so bietet sich doch auch mancher Anlaß zu freudiger Anerkennung. Vor Allem ist es ein unzweifelhaftes Verdienst der Dichter, daß die deutsche Sprache in ihrer Reinheit erhalten und nach manchen Seiten weiter ausgebildet wurde. Dies Verdienst muß uns um so größer erscheinen, je schwerer es war, sich dem in die Prosa und die Conversation eindringenden Sprachverderbniß entgegenzustellen. Je mehr die Deutschen sich in der Nachahmung fremder Sitte gefielen, je häufiger die Reisen ins Ausland wurden und die Heimgekehrten mit der Verachtung des Vaterländischen prunkten, desto größer ward auch die Sucht mit der Fertigkeit in fremden Sprachen zu glänzen und die heimische Sprache mit fremdem Putz zu bekleiden; man nannte dies die Alamode-Schreibart, späterhin den galanten Stil. Die Gelehrten schrieben und sprachen mit eingemischten lateinischen Phrasen; die vornehm-Gebildeten legten einen besonderen Werth auf französische Sprache und bildeten sich mit dessen Hülfe ein galant-heißendes Kauderwelsch, an dessen Ueberresten wir trotz aller Sprachreinigung noch heutzutage leiden.

Die Dichter hielten sich von der Sprachmengerei grundsätzlich fern, und die Sprachgesellschaften, deren Mitglieder gerade die tonangebenden Dichter waren, richteten ihre Vorschriften und ihre Kritik vornehmlich auf die Reinheit der Sprache. Die erste dieser Gesellschaften war die sogenannte fruchtbringende Gesellschaft oder der gekrönte Palmenorden. Als nämlich zu Weimar im Jahre 1617 die Herzogin Dorothea von Weimar, eine Schwester des Fürsten

Ludwig von Anhalt, begraben wurde, sprach bei dem Leichenmahle Kaspar von Teutleben von den gelehrten Gesellschaften, die in den angesehensten Städten Italiens zur Erhaltung adeliger Sitte und zur Verschönerung der Muttersprache beitrügen, und erinnerte daran, wie heilsam es wäre, wenn sich auch in Deutschland eine solche Gesellschaft zur Erhaltung der Muttersprache bildete. Der vielgereiste und kenntnißreiche Fürst Ludwig von Anhalt, der jederzeit große Vorliebe für deutsche Sprache und Wissenschaft bewies, wurde von dem Gedanken lebhaft ergriffen und führte noch in demselben Jahre den Vorschlag aus. Köthen, seine Residenz, ward der erste Sitz der fruchtbringenden Gesellschaft; zum Sinnbild erhielt sie den in allen Theilen nutzbaren Palmbaum mit der Devise: Alles zum Nutzen; daher der Name Palmenorden. Demnach bekamen auch alle Mitglieder Beinamen, die sich auf Wachsthum und Pflanzenreich bezogen. Für unsern Zweck ist besonders der zweite Artikel der Statuten erwähnenswerth: „Es soll auch den Gesellschaftern in allen Dingen obliegen, unsere hochgeehrte Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechtem Verstande ohne Einmischung fremder, ausländischer Flickwörter im Reden, Schreiben, Gedichten aufs aller-zier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben, auch so viel möglich insonderheit bei den Mitgesellschaftern zu verhüten, daß diesem in Keinem nicht möge zuwider gehandelt werden." Wie gebildet der anhaltische Adel damals gewesen sei, beweist die Theilnahme an dem neuen Orden, in welchen 16 Fürsten und 68 Adelige bloß aus diesem Fürstenthume eintraten. Die namhaftesten Dichter der Zeit waren Mitglieder. So lange der Fürst Ludwig lebte, war er das Oberhaupt des Ordens und Köthen der Sitz, wo die Versammlungen gehalten wurden; nach seinem Tode erhielt diese Würde Herzog Wilhelm von Weimar, welcher ihren Sitz nach Weimar verlegte. Der dritte Fürst, welcher diesem Orden vorstand, war der Herzog August, welcher ihre Versammlungen in Halle halten ließ. Mit seinem Tode 1680 nahm die fruchtbringende Gesellschaft ein Ende.

Für die Prosa sind die Bestrebungen dieser und der später zu erwähnenden Sprachgesellschaften durchaus vergeblich gewesen. In

der Dichtersprache aber ward die Reinheit des Ausdrucks das unterscheidende Merkmal, wodurch sie als eine würdigere Sprache sich der Sprache des gemeinen Lebens gegenüberstellte. Erst jetzt drang Luther's Sprachreform, welche zunächst nur die Prosa umgestaltet hatte, auch in die Poesie ein. Verbunden war damit die Wiederherstellung des Sylbenmaßes, der Versmessung. In der Zeit des Verfalls unserer Poesie waren die Gesetze der Metrik ganz verloren gegangen; man zählte nur die Sylben ohne Rücksicht auf ihre Länge und Kürze; selbst Luther hat kein geregeltes Sylbenmaß, und Rebhun's Reformversuche waren erfolglos. Daß wir den verlornen Wohllaut, das vergessene Maß wiedergewonnen haben, daß der natürliche, sprachgemäße Gang des deutschen Verses wiederhergestellt worden ist, das ist das Verdienst des Martin Opitz (geboren zu Bunzlau in Schlesien 1597), welches ihm mitten zwischen den Reformatoren unserer neuhochdeutschen Sprache, zwischen Luther und Klopstock, eine Stelle anweist, und in diesem Sinne kann der Ehrenname, den ihm sein Jahrhundert beilegte, der eines Vaters der deutschen Dichtkunst, auch jetzt noch wiederholt werden. Denn in der Form steht unsere neue deutsche Poesie auf der von ihm gelegten Grundlage. Nachdem er die regelmäßige Abwechselung von Längen und Kürzen gelehrt und den deutschen Vers in einen gefälligen Fluß gebracht hatte, blieb die deutsche Verskunst auf dieser Bahn, und selbst die Einführung des Hexameters und anderer griechischen Versmaße hat die Grundgesetze, die Opitz aufstellte, nicht umstürzen können. Ein wahrer Dichter war aber Opitz nicht, nur ein gewandter Redner, der das von allen Seiten Entlehnte gut zu verwenden und einzukleiden verstand. Die größere Hälfte seiner Dichtungen besteht aus Uebersetzungen und Bearbeitungen, die allerdings die Deutschen mit den ausländischen Literaturen genauer bekannt machten, aber auch der Nachahmung des Fremden großen Vorschub leisteten. Er übersetzte Heinsius' Lobgesang des Bacchus, dessen Lobgesang Jesu Christi, Grotius' Gedicht von der Wahrheit der christlichen Religion; seine Epigramme und Sonette sind größtentheils aus holländischen, italienischen und französischen Dichtern verdeutscht. Für die fernere Gestaltung des Drama's waren seine Uebersetzungen von Seneca's Tro-

janerinnen und Sophokles' Antigone, sowie der italienischen Oper Daphne von großer Bedeutung. Seine Sprachkunst zeigt sich in den Paraphrasen biblischer Dichtungen am glänzendsten, besonders in der Umdichtung des Hohenliedes und der Psalmen. An die letztere schließt sich das treffliche Lied an „auf die Weise des 104. Psalms," das ein Beleg des Obengesagten sein mag:

Auf, auf, mein Herz, und du, mein ganzer Sinn,
Wirf alles das, was Welt ist, von dir hin;
Wo daß du willt, was göttlich ist, erlangen,
So laß den Leib, in dem du bist gefangen.

Die Seele muß von dem gesäubert sein,
Was nichts nicht ist, als nur ein falscher Schein,
Muß durch den Zaum der Tugend dämpfen können
Die schnöde Lust der äußerlichen Sinnen.

Ein jeder Mensch hat etwas, das er liebt,
Das einen Glanz der Schönheit von sich giebt:
Der suchet Geld und trauet sich den Wellen,
Der gräbet fast bis an den Schlund der Höllen;

Viel machen sich durch Kriegesthat bekannt
Und stehn getrost für Gott und für ihr Land;
Der denket hoch und strebet ganz nach Ehren,
Und jener läßt die Liebe sich bethören.

Indessen bricht das Alter bei uns ein,
In dem man pflegt um nichts bemüht zu sein!
Eh' als wir es recht mögen innen werden,
Es kömmt der Tod und rafft uns von der Erden.

Wer aber ganz dem Leib ist abgethan
Und nimmt sich nur der Himmelssorgen an,
Setzt allen Trost auf seines Gottes Gnaden,
Dem kann noch Welt noch Tod noch Teufel schaden.

Den Anker hat der Noah eingesenkt,
Da als er war mit Luft und See verschränkt,
Der große Trost hat Abraham erquicket,
Als er sein Schwert nach Isaak gezücket.

Der Glaube muß von Gott erbeten sein,
Der einig macht, daß keine Noth noch Pein
Und Todesangst auch den geringsten Schmerzen
Erwecken kann in frommer Leute Herzen.

Drum schau, o Mensch, hinauf und über dich
Nach dem, was nicht den Augen zeiget sich,
Was niemand kann beschließen in den Schranken
Der Sterblichkeit und flüchtigen Gedanken.

Vollbringst du das, mein Herz, und du, mein Sinn,
Und legst die Last der Erden von dir hin,
Sagst ab dem Leib, in dem du bist gefangen,
So wird Gott dich und du wirst Gott erlangen.

In seinen eigenen Gedichten verstreut Opitz überall die Schätze seiner ausgebreiteten Lectüre, und selbst was als Ausfluß des Gemüths erscheint, ist mehr aus dieser angelernt und anempfunden, so daß sein Charakter wenig davon berührt wird. Die Tugenden, die er auf allen Blättern seiner Gedichte preist, Genügsamkeit und Zufriedenheit, Seelengröße und Verachtung der Götzen der Welt, des Reichthums, der Ehren und Titel, hat er im Leben nicht bewährt, oder sie gehören in seine Jugendzeit, weßhalb auch die damals entstandenen Gedichte am meisten natürliche Empfindung verrathen. Auch das beste seiner Lehrgedichte, das Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges, verfaßte er noch in stiller Zurückgezogenheit, als er nach vollendeten Studien durch die Kriegsbewegungen am Rhein von seinem geliebten Heidelberg nach den Niederlanden und von da nach Jütland getrieben ward, wo er bei einem seiner Universitätsfreunde in poetischer Muße lebte. Seit er aber 1624 von dem Fürsten von Liegnitz an den Hof gezogen wurde und bald darauf in die Dienste des katholischen Burggrafen von Dohna getreten war, als ihm Kaiser Ferdinand den Lorbeerkranz aufgesetzt hatte und endlich als Opitz von Boberfeld in den Adelstand erhob, war aus dem schlichten Gelehrten ein nach Hofgunst haschender Weltmann geworden, der die Dichtkunst dazu anwandte, seinen Gönnern servile Huldigungen darzubringen und sich neue Gunst zu erwerben. Die Unsitte,

nach allen Seiten hin Lobgedichte und Gelegenheitsgedichte zu machen, ist mit Opitz recht eigentlich eingerissen und hat nicht wenig zu der Hohlheit und innern Unwahrheit der damaligen Poesie beigetragen. Zwar ist auch die echte lyrische Dichtung in gewissem Sinne Gelegenheitspoesie, insofern sie ihre Anregung von Ereignissen des Lebens erhält; allein die Gelegenheitsdichterei jener Zeit bestand vor Allem aus Geburts-, Hochzeits- und Begräbnißgedichten. Was aber das eigene Herz bewegte, das individuelle Gefühl, der Kampf der Leidenschaften, ward durch die von der Etikette aufgedrungene Uniform des gesammten Lebens eingeschnürt und verhüllt. Das erotische Lied verliert daher alle Frische und Lebendigkeit. Die Form, welche es bei Opitz trägt, erhält sich ein Jahrhundert hindurch. Wir geben ein Beispiel und zwar keines von Opitz' schlechteren Gedichten.

Ist irgend zu erfragen
Ein Schäfer an dem Rhein,
Der sehnlich sich beklagen
Muß über Liebespein,
Der wird mir müssen weichen,
Ich weiß, ich brenne mehr;
Niemand ist mir zu gleichen,
Und liebt er noch so sehr.

Nichts hab' ich können singen,
Als von dem klaren Licht;
Von ihr hab' ich zu klingen
Die Lauten abgericht.
Wie sehr ich sie muß lieben,
Wie viel ich auf sie halt',
Das hab' ich fast geschrieben
An alle Bäum' im Wald.

Es sind vorbei gegangen
Jetzund zwei volle Jahr,
Daß Phyllis mich gefangen
Mit Liebe ganz und gar;
Daß sie mir hat genommen
Gedanken, Muth und Sinn:
Zwei Jahr ist's, daß ich kommen
In ihre Liebe bin.

Kein Trinken und kein Essen,
Ja nichts hat mir behagt;
Ich bin allein gesessen
Und habe mich beklagt.
In diesem schweren Orden
Ist alles umgewendt,
Die Heerd' ist mager worden,
Mich niemand fast mehr kennt.

Seither bin ich verwirret
Gewesen für und für,
Es haben auch geirret
Die Schafe neben mir;
Das Feld hab' ich verlassen,
Gelebt in Einsamkeit,
Hab' alles müssen hassen,
Was sonst der Hirten Freud'.

Sie aber hat die Sinnen
Weit von mir abgekehrt,
Ist gar nicht zu gewinnen,
Als wär' ich ihr nicht werth,
Da doch, was ich gesungen,
Im Brittenland erschallt,
Und meine Stimm' gedrungen
Bis durch den Böhmerwald.

So hab' ich auch darneben,
Ich habe was bei mir,
Das ich nicht wollte geben
Um alles Vieh allhier,
Das an des Neckars Rande
Im grünen Grase geht:
Mein Nam' wird auf dem Lande
Und in der Stadt erhöht.

Jedoch nach diesem allen
Frag' ich nicht sonders viel;
Der Phyllis zu gefallen
Ich einig singen will.
Ohn' sie mir nichts auf Erden,
Sei, was es sei, gefällt;
Kann ihre Gunst mir werden,
Hab' ich die ganze Welt.

Weit mehr als im Lyrischen machte sich das formell-rhetorische Talent Opitzens in der didaktischen und beschreibenden Poesie geltend. Neben dem „Trostgedichte", zu welchem ihm die Wirklichkeit manche belebte Schilderung an die Hand geben konnte, ist vorzüglich der Vesuvius zu nennen, worin er die Ursachen der Erdbeben und vulkanischen Ausbrüche poetisch vorträgt und damit Betrachtung und Schilderung verbindet. In all diesen größeren Dichtungen herrscht der Alexandrinervers. Das nach ihm so beliebte Schäfergedicht mit abwechselnder Prosa und Lyrik führte er durch seine Schäferei von der Nymphe Hercinia ein, worin ihm Italiener und Franzosen vorangegangen waren.

In den letzten Jahren seines Lebens schloß er sich, nachdem er den Herzog von Brieg nach Thorn und Danzig begleitet hatte, an den König Wladislav von Polen an, den er durch ein Lobgedicht feierte, und ward zu dessen Secretär und Historiographen ernannt. Er starb 1639 zu Danzig an der Pest. Seine nachgelassenen Papiere wurden aus Furcht vor Ansteckung vernichtet.

Nachdem der Charakter der Poesie jenes Zeitalters hinreichend bezeichnet ist, kann es nicht darauf ankommen, auf die einzelnen mit und nach Opitz lebenden Dichter genau einzugehen. Indeß sind einige derselben hervorzuheben, in denen eine höhere Dichternatur den manierirten Formen der Schule einen höheren Geist einhauchte.

Diejenigen Dichter, welche sich zunächst nach Opitz' Regeln (er faßte sie theoretisch zusammen in dem Büchlein von der deutschen Poeterei) bildeten, pflegt man, da Opitz aus Schlesien stammte, die erste schlesische Dichterschule zu nennen, eine Benennung, die leicht zu dem Irrthum verleitet, als hätte Opitz die

meiste Nachfolge in Schlesien gefunden. Allerdings wirkte er auch auf Schlesien, so daß auf allen schlesischen Gymnasien von jetzt an neben den lateinischen Versübungen auch die in deutscher Sprache mit Eifer betrieben wurden. Allein da Schlesien keine Universität hatte, auf welcher Dichtervereine im Kreise des Gelehrtenstandes sich bilden konnten, so regte sich die poetische Production weit lebhafter auf den benachbarten sächsischen Universitäten Leipzig und Wittenberg und verbreitete sich von hieraus nach den übrigen protestantischen Universitäten des nördlichen Deutschlands, besonders nach Königsberg, Rostock und Kiel. Erst nach **1640** nimmt auch der gebildete Patricierstand der durch Handel blühenden Reichsstädte, Nürnberg im Süden, Hamburg im Norden, an der Förderung der Poesie Theil, und mit Andreas Gryphius, der recht eigentlich als der Vertreter der deutschen Poesie seines Jahrhunderts anzusehen ist, wird Schlesien aufs neue zu poetischer Thätigkeit, besonders fürs Drama angeregt, so daß eine zweite schlesische Dichterschule den Charakter der Poesie bis an die Scheide des Jahrhunderts bestimmt.

Unter Opitz' Zeitgenossen in Schlesien nennen wir nur den trefflichen Epigrammatisten Friedrich von Logau, der **1655** zu Liegnitz starb, wo er als Kanzleirath in Diensten des Herzogs stand. In der Sprache bildete er sich nicht streng nach Opitz; er verachtet das ängstliche Feilen der Form und meint, wer von Herzen deutsch rede, werde der beste Deutsche sein. Die tüchtige deutsche Gesinnung gilt ihm Alles. Aus seinen „Sinngedichten" spricht ein edler, durch Welterfahrung gebildeter Charakter; sie greifen die Gebrechen der Zeit, die Entartung des Vaterlandes aufs bitterste an oder werden zu Klagen über die Leiden, welche der wilde Krieg, die Quelle aller Untugend und Schande, über Deutschland gebracht hat. Der gerade und schlichte Sinn, die Abneigung gegen das Fremde stellen ihn so sehr außer den Kreis der damaligen Dichterschule, daß er von seiner Zeit wenig beachtet ward. Als Zeugnisse seiner deutschen Gesinnung geben wir einige seiner Sinngedichte.

Deutsche Sprache.

Das deutsche Land ist arm, die Sprache kann es sagen,
Die jetzt so mager ist, daß man ihr zu muß tragen
Aus Frankreich, was sie darf, und her vom Tiberstrom,
Wo vor Latein starb auch mit dir, unrömisch Rom.
Zum Theil schickt's der Iber; das Andre wird genommen,
So gut es wird gezeugt und auf die Welt ist kommen
Durch einen Gerneklug, der, wenn der Geist ihn rührt,
Jetzt dieses Prahlewort, jetzt jenes raus gebiert.
Die Musen wirkten zwar durch kluge Dichtersinnen,
Daß Deutschland sollte deutsch und artlich reden künnen;
Mars aber schafft es ab und hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist blutarm, drum geht es so geflickt.

Französische Sprache.

Wer nicht Französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann;
Drum müssen wir verdammen,
Von denen wir abstammen,
Bei denen Herz und Mund
Alleine Deutsch gekunnt.

Französische Kleidung.

Diener tragen ingemein ihrer Herren Liverei;
Soll's dann sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Knechterei.

Fremde Tracht.

Alamode=Kleider, Alamode=Sinnen;
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Deutschland.

Deutschland, bei der alten Zeit
War ein Stand der Redlichkeit,
Ist jetzt worden ein Gemach,
Drinnen Laster, Schand' und Schmach,
Was auch sonsten aus man fegt,
Andre Völker abgelegt.

Die blühende deutsche Sprache.

Deutschen sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute;
Wenn sie lernen doch auch wollten,
Wie recht deutsch sie handeln sollten.

Paul Flemming (geb. 1609 zu Hartenstein in Sachsen) ist der vorzüglichste Lyriker seiner Zeit. Auch unsere Zeit hat seine Lieder noch nicht vergessen, wäre es auch nur das allbekannte „In allen meinen Thaten lass' ich den Höchsten rathen." Eben dieses Gedicht bezeichnet den Wendepunct in seinem Leben wie in seinem Dichten. Kaum hatte er seine medicinischen Studien auf der Universität Leipzig beendigt, wo er schon mit einem Bändchen lateinischer Gedichte an die Oeffentlichkeit trat, als er, durch das Kriegsgetümmel aus seinem Vaterlande vertrieben, sich nach Holstein begab und sich hier der Gesandtschaft anschloß, welche der Herzog Friedrich nach Moskau sandte, sowie später einer anderen, welche nach Persien geschickt ward. In dem vorhin erwähnten Liede empfiehlt er sich im Hinblick auf die bevorstehenden Gefahren der weiten Reise dem Schutze des Höchsten; daher hat das jetzt zum Kirchenliede verkürzte Gedicht eine innige Beziehung zu seinen Lebensereignissen. Durch diese erhalten überhaupt seine Gedichte ihren Werth. Weil sie nicht im Studirzimmer unter den Eindrücken der Lectüre, sondern aus dem Erlebten hervorgegangen sind, so haben sie mehr innere Wahrheit des Gefühls, als die meisten seiner Zeitgenossen. Freilich gilt dies nicht von allen. Denn durch Uebertreibung des Pathos, durch übermäßiges Spielen mit Bildern und Antithesen entfernt sich auch seine Poesie von dem richtigen Wege, den ihn in vielen seiner Gedichte sein schlichtes, wahrhaft deutsches Gemüth und seine angeborene Dichteranlage finden ließ. Manche Mängel kommen auch auf Rechnung seiner Jugend. Denn schon ein Jahr nach seiner Rückkehr starb er 1640 zu Hamburg, wo er sich als Arzt niederzulassen gedachte. Das Sonett, mit welchem er drei Tage vor seinem Ende von der Welt und einem zu der Erfüllung der schönsten Hoffnungen berechtigten Leben Abschied nahm, spricht

das Bewußtsein, nicht umsonst gelebt zu haben, auf ergreifende Weise aus.

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall floh überweit. Kein Landsmann sang mir gleich.

Von Reisen hochgepreist, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Gluth dies alles wird verstören.
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde;
Ich sag' euch gute Nacht und trete willig ab,
Sonst Alles ist gethan bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Odem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

Um zu zeigen, in welchen Weisen in jener Zeit, wo der Druck des Lebens auf Gefühl und Phantasie lastete, das heitere erotische Lied einen Ausdruck sucht, lassen wir „das Lob der Einen“ nachfolgen.

Eine hab' ich mir erwählet,
Und die soll's alleine sein,
Die mich fröhlich macht und quälet,
Doch mit einer süßen Pein.
Ihrer Tugend reine Pracht
Hat mir diese Gunst gemacht.

Lobt der seine von der Jugend,
Jener seine von der Zier:
Mich ergötzet ihre Tugend,
Die vor andern glänzt an ihr,
Wie des Monden voller Schein
Unter tausend Sternelein.

So erstreckt sich mein Begehren
Weiter als auf Treue nicht.
Ihre Wahrheit kann gewähren,
Was mir ihre Gunst verspricht.
Hab' ich sie, so hab' ich mir
Aller Schätze Schätz' an ihr.

Auf sie bin ich ausgeschüttet,
Mein Licht borgt von ihr den Schein.
Was mein Mund, der nichts mehr bittet,
Als von ihr geküßt zu sein,
Nachts und Tages, spat und früh
Redt und singet, das ist sie.

Basilene, deine Liebe,
Dein gewisser, fester Sinn,
Der mich dir zu Lieben triebe,
Wird gerühmt sein, weil ich bin.
Deiner Treuen Redlichkeit
Wird vergessen keine Zeit.

Ein Gedächtniß will ich stiften
Und von Jaspis führen auf.
Amor soll mit güldnen Schriften
Diese Worte stechen drauf:
Basilene, du allein
Und sonst keine soll es sein.

Flemming sowohl, als Opitz haben durch ihre Reisen zur Verbreitung der neuen hochdeutschen Dichtkunst viel beigetragen. Opitz hielt sich lange in Thorn, Königsberg und Danzig auf; Flemming lebte nach seiner Reise in Reval, wo er sich verlobte, und zuletzt zu Hamburg. In allen den genannten Städten bildeten sich um die gefeierten Männer Vereine von gleichstrebenden Freunden. Die Seele des Königsberger Kreises ist Simon Dach, Professor der Poesie und Beredsamkeit an der dortigen Universität. Er hält sich frei von der pathetischen Ueberschwänglichkeit der Rhetoriker; sein Lied „Anke von Tharaw", im preußischen Volksdialekt, zeigt uns, daß er den Ton des Volksliedes zu treffen verstand. Sein eigentlichstes Element ist jedoch das religiöse Lied, worin ihm sein Freund, der Componist und Dichter Heinrich Albert, der Verfasser des herrlichen Gesanges „Gott des Himmels und der Erden", zur Seite steht.

Hiermit betreten wir wieder das Gebiet des Kirchenliedes, das im siebzehnten Jahrhundert einen fruchtbaren Boden fand. Die Drangsale, welche der Krieg über Deutschland brachte, waren der religiösen Dichtung förderlich, weil man der Geduld, des gläubigen Gottvertrauens, der Verachtung irdischer Vergänglichkeit mehr denn je bedurfte; die glaubensfreudigen Lieder des vorigen Jahrhunderts werden freilich seltener, man liebt die Trostlieder und Grabgesänge, in denen die lebensmüde Stimmung die Erde nur als die Heimat des Jammers schildert. Es konnte jene Zeit aus der trüben, schwülen Atmosphäre, die auf ihr lag, keinen freudigen Aufblick zum Himmel gewinnen. Auch war es nicht die Trübsal allein, was sie niederdrückte, sondern eben so sehr der finstere Glaubenseifer, der auch in die protestantische Kirche eingedrungen war und jede Lebensfreude verdächtig fand, sowie der in seinem Gefolge einherziehende Aberglaube, der allenthalben böse Dämonen walten sah und mit den gräßlichen Hexenprocessen die Menschheit schändete. Einer ist es vor Allen, der von dieser Verzagtheit und Entwürdigung der Menschennatur sich frei erhält, in dem Luther's Kraft und Glaubensfreudigkeit wiederkehren — es ist Paul Gerhardt, der größte unter den Kirchenlieder-Dichtern des 17. Jahrhunderts. Daß er lieber seinem geistlichen Amte zu Berlin entsagte, als daß er der Vorschrift

des Kurfürsten, die Polemik gegen die Reformirten aufzugeben, Folge leistete, ist ein bedauerliches Zeichen der Zeit, in der selbst solche Männer von edler Gesinnung und echter Frömmigkeit den kirchlichen Parteileidenschaften sich nicht zu entwinden vermochten. Allein wir haben doch einen Charakter in Ehren zu halten, der Alles willig opfert, um nicht gegen Gewissen und Ueberzeugung zu handeln. Seine „Haus- und Kirchenlieder," 120 an der Zahl, sind ein unvergänglicher Schatz erhebender geistlicher Dichtung, der Ausdruck des lebendigen Christusglaubens, des Vertrauens auf Gottes Vorsehung und Güte. Lieder, wie „Befiehl du deine Wege," „Ich singe dir mit Herz und Mund," „Wach' auf, mein Herz, und singe," „Sollt' ich meinem Gott nicht singen," „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt," sind in allen evangelischen Gesangbüchern und im Herzen des Volks. Nach Paul Gerhardt, der 1676 als Diaconus zu Lübben in der Lausitz starb, sank das Kirchenlied und theilte das Verderbniß, die Geschmacklosigkeit, in welche unsere Poesie auf lange Zeit versunken war. Mystisches Gejammer galt für Andacht, Bildertändelei für Poesie. Das schließt nicht aus, daß einzelne Lieder noch den reineren Charakter des älteren Kirchenliedes bewahren.

II. Andreas Gryphius und das Drama.

Andreas Gryphius, den sein Jahrhundert, nicht ganz mit Unrecht, den Vater der deutschen Tragödie genannt hat, ward in dem Todesjahre Shakspeare's, 1616, zu Glogau geboren. Schwere Trübsale verkümmerten ihm seine Jugend und legten den Grund zu der trüben Lebensansicht, die sein Gemüth und seine dichterische Phantasie beherrscht. Die Eltern verlor er früh; ein Stiefvater verkürzte ihn um sein Erbe. Mit Armuth kämpfend, suchte er dem Triebe nach gelehrter Bildung zu genügen. Er besuchte die Schule zu Fraustadt und, als diese der Pest wegen geschlossen wurde, die zu Görlitz, endlich 1634 das Gymnasium zu Danzig, wo er sich zugleich durch Unterricht Einiges erwarb. Indeß entwickelte sich sein poetisches

Talent, so daß er außer kleineren Gedichten ein Drama „der Kindesmörder Herodes" schon 1631 verfaßte. Georg von Schönborn, ein Rechtsgelehrter zu Freistadt in Schlesien, machte ihn 1636 zum Erzieher seiner Kinder und ertheilte ihm als kaiserlicher Pfalzgraf den Lorbeerkranz und die Rechte adelig Geborener. Bald darauf starb sein Wohlthäter, der ihm jedoch noch ein Vermächtniß ausgesetzt hatte, durch das er die Mittel erhielt, um in Holland wiederum den gelehrten Studien zu leben. Staunenswerth war bereits seine Sprachkenntniß, die sich nicht bloß über die alten Sprachen, sondern auch über die polnische, holländische, französische und englische, vielleicht gar über die spanische Sprache erstreckte. Nicht minder umfassend war seine Gelehrsamkeit, indem er seit 1639 auf der Universität zu Leyden über Geschichte, Mathematik und Anatomie Vorlesungen hielt. 1640 starben ihm Schwester und Bruder, und er selbst litt an langwieriger Krankheit. In dieser trüben Zeit ergoß sich sein Schmerz in den schwermüthigsten Klagegedichten. Als er 1643 nach Deutschland zurückgekehrt war, begann ihm ein freundlicheres Geschick zu lächeln. Als Reisebegleiter machte er 1644—1646 eine Reise durch Frankreich und Italien, welche sein dramatisches Talent zur Reife brachte. Als er nach seiner Rückkehr eine Zeitlang in den Rheingegenden verweilte, verfaßte er sein erstes Trauerspiel, dem bald andere rasch folgten. Die Landstände des Fürstenthums Glogau erwählten ihn 1650 zu ihrem Syndicus. In dieser Stellung blieb er bis an seinen Tod, der ihn am 16. Juli plötzlich in einer Sitzung der Landstände ereilte, hundert Jahre nach dem Geburtsjahre Shakspeare's.

Wenn uns Gryphius nichts als seine lyrischen Gedichte hinterlassen hätte, so würde er schon auf den ersten Rang unter den Dichtern seiner Zeit Anspruch haben. Aus diesen leuchtet der große Charakter des Mannes hervor, der unter den Mühsalen des Lebens eine zwar trübe, aber doch tiefsinnige Weltansicht und eine männliche Gesinnung sich erworben hat. Einige seiner Sonette mögen davon Zeugniß geben.

Der Herr denkt mein.

In meiner ersten Blüth', im Frühling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaiset, und die Nacht
Der Traurigkeit umhüllt, mich hat die herbe Macht
Der Seuchen ausgezehrt. Ich schmacht' in steter Plage,
Ich theile meine Zeit, in Seufzer, Noth und Klage,
Die Mittel, die ich oft für feste Pfeiler acht',
Die haben (leider!) all' erzittert und gekracht.
Ich trage nur allein den Jammer, den ich trage.
Doch nein! der treue Gott beut mir noch Aug' und Hand,
Sein Herz ist gegen mich mit Vatertreu' entbrannt,
Er ist's, der jederzeit für mich, sein Kind, muß sorgen.
Wenn man kein Mittel find't, sieht man sein Wunderwerk,
Wenn unsre Kraft vergeht, beweist er seine Stärk',
Man schaut ihn, wenn man meint, er habe sich verborgen.

Eitelkeit der Welt.

Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden.
Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein,
Wo jetzund Städte stehn, wird eine Wiese sein,
Auf der ein Hirtenkind wird spielen mit den Heerden.

Was jetzund prächtig blüht, wird bald zertreten werden,
Was jetzt so pocht und trotzt, ist morgen Asch' und Bein;
Nichts ist, das ewig sei, kein Erz, kein Marmorstein.
Jetzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beschwerden.

Der hohen Thaten Ruhm, muß wie ein Traum vergehn;
Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Mensch bestehn?
Ach, was ist alles dies, was wir für köstlich achten,

Als schlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind,
Als eine Wiesenblum', die man nicht wiederfindt;
Doch will, was ewig ist, nicht einer recht betrachten.

Auf die Geburt seines ältesten Sohnes Christian.

Geh, liebes Kind, geh hin und schwöre zu der Fahn'
Des Königs, der für dich sich in den Tod verschworen:
Geh, liebes Kind, geh hin! itzt wirst du neu geboren
Und setzest deinen Fuß auf Gottes Ehrenbahn.

Ach schwör' und bleib getreu, wie Jesus selbst gethan,
Der dich zu seinem Glied hat durch sein Blut erkoren;
Er ist's, der dich erhöht; durch mich bist du verloren.
Wie sicher schifft, wer schifft in dieses Noah Kahn!

Gott müsse mehr dich sein, als ich dich mein, erkennen;
Laß dich von deinem Haupt, von diesem Herren nennen,
Dem dich dein Vater ganz zu eigen übergiebt.

Laß Andern hohe Wort' und große Namen bleiben;
Für mich und dich sei groß, wenn du dich so magst schreiben,
Wie die berühmte Schaar, die ihren Christus liebt.

Gryphius wird vorzugsweise nach seinen dramatischen Werken beurtheilt, indem er durch sie am meisten unter den Dichtern seines Jahrhunderts hervorragt. Sie haben eine ganz neue Bahn gebrochen. Werfen wir daher zuvörderst einen flüchtigen Blick auf das Drama der Uebergangsperiode, das wir bei den volksthümlichen Nachahmungen des englischen Schauspiels verließen. An diesem Vorbilde hielt unsere Poesie nicht lange fest. An den Höfen, wo es eine Zeitlang Aufnahme zu finden schien, ward es von der italienischen Oper verdrängt, welche bald das Schauspiel der vornehmen Welt wurde. Deutsche Texte blieben nicht lange aus. Opitz gab ein Muster in der Bearbeitung der Daphne, welche 1627 bei der Feier der Vermählung einer sächsischen Kurprinzessin mit dem Landgrafen Georg von Hessen zur Aufführung kam. Es vergingen nur wenige Jahre, so schlug die Oper auch in den wohlhabenden Reichsstädten ihren Sitz auf. In Nürnberg und Augsburg baute man die ersten Schauspielhäuser um der Oper willen. Unter den norddeutschen Städten hatten Dresden und Hamburg eine glänzend ausgestattete Oper. Zwischen der Oper und der Volksposse blieb der Raum für das höhere recitirende Drama fast unausgefüllt. Opitz hatte durch seine Uebersetzungen der Antigone und der Trojanerinnen den Weg angedeutet, auf dem man in den Niederlanden und Frankreich zu einer classischen Tragödie zu gelangen suchte. Gryphius, durch seine umfassende Literaturkenntniß und ganz besonders durch seine Beobachtungen während der Reisen im Auslande mit den vorzüglichsten Leistungen im Drama vertraut, erkannte in der Tragödie die würdigste

Form, um seine großartige Anschauung des Lebens, den hohen Ernst seiner Gesinnung in ausführlichen Schilderungen menschlicher Geschicke darzulegen. In solcher Absicht begann er seine erste Tragödie, wie es die Vorrede zum „Leo der Armenier" in ausdrücklichen Worten ausspricht: „Nachdem unser ganzes Vaterland sich nunmehr in seine eigene Asche verscharrt und in einen Schauplatz der Eitelkeit umgewandelt, bin ich geflissen, die Eitelkeit menschlicher Dinge in gegenwärtigem und etlichen folgenden Trauerspielen vorzustellen." In diesem Sinne sind seine Tragödien verfaßt. Bürgerliche Zerrüttung, Unterdrückung des Rechts und der Unschuld sind ihr Gegenstand, und der grauenvollen Wirklichkeit, mit deren Bildern seine Phantasie erfüllt war, sind die Farben entlehnt. Allein das Tragische wird nicht zur Verzagtheit, sondern tritt in der Charakterstärke, die gegen das Schicksal kämpft, in der Richtung auf das Ewige inmitten der Wirren der Begebenheiten hervor. Wie klar dieser Leitstern vor seiner Seele stand, sagen uns die schönen Worte, womit er seine Catharina von Georgien einleitet. Catharina will die Liebe des Perserfürsten nicht erwidern, sondern wählt lieber den Tod, daher heißt es von dem Charakter der Heldin in der Vorrede: „Ehre, Tod und Liebe ringen in ihrem Herzen um den Preis, welchen die Liebe, nicht zwar die irdische und nichtige, sondern die heilig-ewige erhält, der Tod aber darreichet und versichert. Dies Eine beklage ich, daß meine Feder zu schwach, so hohe Geduld, so herzhafte Beständigkeit, so heiligen Entschluß, das Ewige dem Vergänglichen vorzuziehen, nach Würden herauszustreichen. Verzeihe mir, günstiger Leser, und wende dein Gesicht mit mir von dem, was vergänglich, auf die ewig herrschende Ewigkeit."

Indessen wurde Gryphius gerade durch diese sittliche Tendenz, durch die Ansicht von der Würde der Handlung zu dem gesteigerten Pathos und der einförmigen Rhetorik verleitet, welche keine wahre Charakteristik aufkommen ließ. Wenn er in Cardenio und Celinde sich dem bürgerlichen Trauerspiele nähert, so geschieht es nicht ohne die Befürchtung, „daß die Personen für ein Trauerspiel fast zu niedrig seien." Die Darstellung hält sich daher im gleichmäßigen pathetischen Schritt, und zahlreich eingestreute Sentenzen machen den

Dialog nur noch schwerfälliger. Diesem Hang zu belehrenden Betrachtungen huldigt er am meisten in den zwischen den einzelnen Aufzügen („Abhandlungen") eingefügten „Reyen", gewissermaßen Chören, die bald von den mithandelnden Personen, bald von allegorischen Personen vorgetragen werden, wodurch das Trauerspiel stellenweise in das Gebiet der vom Zeitgeschmack begünstigten Oper hinüberschweift.

Dessenungeachtet hat Gryphius den Charakter und die Gattungen des nachherigen deutschen Trauerspiels vorgezeichnet. Er wählte den Stoff zu seinen Tragödien aus der Geschichte und hielt sich sehr streng an dieselbe. Die beiden aus der römisch-byzantinischen Kaisergeschichte entlehnten Stücke, Leo der Armenier und der sterbende Papinianus sind unstreitig die gelungensten. In „Carolus Stuardus oder die ermordete Majestät" griff er die ganz nahe liegenden Zeitbegebenheiten auf, stellenweise die Parteiwuth glücklich darstellend, nur daß das Ganze ungleich schwächer ist, als die übrigen Stücke. In der Bearbeitung der Catharina von Georgien war er, wie uns seine eigenen Worte gelehrt haben, von seinem Stoffe erwärmt, aber sein Hang zum schaudervollen Pathos erspart uns nicht die widerliche Schilderung der Martern, die sogar auf die Bühne gebracht werden. Zur Charakteristik seiner Darstellung heben wir aus diesem Drama eine der gelungeneren Partieen aus, den Abschied der Heldin von ihren Frauen und der Welt, worin manches Wort an die letzten Scenen der Maria Stuart erinnert.

Cathar. Lebt wohl! die Zeit verläuft, nehmt diese letzten Küsse,
Ihr, die ich zwar in Arm, doch mehr ins Herz einschließe.
Der uns nun von der Welt und eurer Seite nimmt,
Hat, wie und wann Ihr uns nachfolgen sollt, bestimmt.
Cassandra, nimm den Ring. Ihr, diese Perlenschnüre!
Den Demant Salome, Serena die Sapphire.
Nehmt an zu guter Nacht die Steine von dem Haar,
Die Ketten und was sonst von Schmuck uns übrig war,
Und denkt an unsern Tod. Hiemit bleibt Gott befohlen!
Richter. Princessin, man begehrt euch in dem großen Saale.
Der Priester ist bestellt. Cathar. Laßt aus dem Jammerthale,
Laßt von der Erd' uns gehn! — Was sind die Thränen noth?
Was weint Ihr? Eine der Frauen: Hohe Frau! wir wünschen uns den Tod!

Bisher hab' ich mein Land und Eltern nur beklagt.
Ihr war't statt beider mir, Ihr, die von Trost uns sagt',
Wenn fast das Herz uns brach. Mit Euch fiel uns die Bürde,
O Fürstin, ja nicht schwer. Es schien kein Unfall würde
In Eurer Gegenwart uns unerträglich sein.
Nun greift der neue Schmerz in unsre Seelen ein
Und reißt die Wunden auf, die kaum die Zeit gelindert.
Was sag' ich? Seid Ihr hin: wer hilft uns ferner? Cathar. Gott,
Der Aller Vater ist, der Waisen aus dem Koth
Und Wittwen aus dem Staub und Todte von der Bahre
Kann retten, wenn er will. — Glaubt, daß er euch bewahre,
Und bleibt ihm ewig treu. Salome. Ach, kann's nicht möglich sein,
Daß wir zu unserm Trost beiwohnen ihrer Pein?
Richter. Drei mögen, und nicht mehr, sie in den Saal begleiten.
Frauen. Ach, führt uns mit. Richter. Ich darf Befehl nicht überschreiten,
Es kostet meinen Kopf. Cathar. Gebt Euren Geist zur Ruh'
Und setzt uns ferner nicht mit trübem Weinen zu.
Wir haben satt gelebt und können nichts begehren,
Das uns die große Welt noch fähig zu gewähren.
Wir haben Kirch' und Kron' beschützt mit Rath und Schwert,
Armenien beherrscht, der Perser Land verheert,
Des Schwähers trüben Fall, des Liebsten Blut gerochen,
Der blinden Liebe Joch, des Todes Pfeil zerbrochen,
Und steigen in der Blüth' des Alters auf die Bahr,
Im höchsten Siegsgepräng auf unsern Schlachtaltar,
Wo wir hier diesen Leib zum Opfer übergeben
Dem, der sich selbst für uns ließ an das Kreuz erheben.
Die Erde flieht von uns, wir gehn in Himmel ein. —
Betrübt Euch, Liebste, nicht. Die Pein ist ohne Pein,
Die Thränen schwächen fast die unbewegten Sinnen. —
Will man Euch unsern Tod zu schauen nicht vergönnen,
Geduld! — doch dient ihr uns in diesem Zimmer mehr;
Fallt Gott für uns zu Fuß, wünscht, daß er uns erhör'
Und selber kämpfen helf' und Stärk' in Angst verleihe,
Daß er begangne Schuld, wo wir gefehlt, verzeihe
Und uns im Tod' erquick' und rett' aus allem Leid —
Lebt wohl! mit diesem Kuß bis in die Ewigkeit!

Gryphius' dramatisches Talent tritt in fast noch höherem Grade in seinen Lustspielen hervor, welche, weit entfernt von dem künstlichen Pomp seiner Tragödien, in der volksmäßigen Redeweise verfaßt sind und sowohl in der ganzen Anlage wie in dem geistvollen Humor vieler Scenen Alles übertreffen, was die dramatische

Dichtung bis auf Lessing hervorgebracht hat. Im Horribilicribrifax verspottet er die soldatische Prahlerei und schafft ein Zeitbild in treffenden Zügen. Im Peter Squentz führt er uns, ähnlich wie Shakspeare im Sommernachtstraum, den er nicht vor Augen gehabt zu haben scheint, deutsche Spießbürger vor, welche neben ihrem Handwerk der Meistersängerkunst obliegen und sich mit der Aufführung eines Stücks, der Squentzischen Tragödie Pyramus und Thisbe, abmühen. Wir theilen den Eingang des ersten Aufzugs mit und behalten diesmal, um auch davon eine Probe zu geben, wo sie den Leser weniger stört, die ältere Orthographie bei.

Peter Squentz, Pickelhäring, Meister Kricks über und über, Meister Bulla-Butän, Meister Klipperling, Meister Lollinger, Meister Klotz-George.

P. Squentz. Edler, Woledler, Hochedler, Woledelgeborner Herr Pickelhäring, von Pickelhäringsheim und Saltznasen.

Pickelhäring. Der bin ich.

P. Sq. Arbeitsamer und Armmächtiger Mester Kricks, über und über, Schmied.

M. Kricks über. Der bin ich.

P. Sq. Tugendsamer, auffgeblasener und windbrechender Mester Bullabutän, Blasebalckenmacher.

Bullabutän. Der bin ich.

P. Sq. Ehrwürdiger, durchschneidender und gleichmachender Mester Klipperling, Wollbestellter Schreiner des weitberühmbten Dorfes, Rumpels-Kirchen.

M. Klipperling. Der bin ich.

P. Sq. Wolgelahrter, vielgeschwinder und hellstimmiger Mester Lollinger, Leinweber und Mester Sänger.

Lollinger. Der bin ich.

P. Sq. Treufleissiger, Wolwürckender, Tuchhaffter Mester Klotz-George, Spulenmacher.

M. Klotz-George. Der bin ich.

P. Sq. Verschraubet euch durch Zuthuung euer Füsse und Niederlassung der hindersten Oberschenckel auff herumbgesetzte Stühle, schlüsset die Repositoria eures Gehirnes auff, verschlisset die Mäuler mit dem Schloß des Stillschweigens, setzt eure 7. Sinnen in die Falten, Herr Peter Squentz (cum titulis plenissimis) hat etwas nachdenckliches anzumelden.

P. H. Ja, ja, Herr Peter Squentz ist ein Tiefffinniger Mann, er hat einen Anschlägigen Kopff, wenn er die Treppen hinunterfällt, er

hat so einen ansehnlichen Bart, als wenn er König von Neu-Zembla wäre, es ist nur zu bejammern, daß es nicht wahr ist.

P. Sq. Nach dem ich zweiffels ohn durch Zuthuung der alten Phaebussin und ihrer Tochter der großmäulichen Frau Fama Bericht erlanget, daß Ihr Majestät unser Gestrenger Juncker König ein grosser Liebhaber von allerley lustigen Tragoedien und prächtigen Comoedien sey, als bin ich willens, durch Zuthuung euer Geschickligkeit eine jämmerlich schöne Comoedi zu tragiren, in Hoffnung nicht nur Ehre und Ruhm einzulegen, sondern auch eine gute Verehrung für uns alle und mich in specie zu erhalten.

B. b. Das ist erschrecklich wacker! ich spiele mit, und solte ich 6. Wochen nicht arbeiten.

P. H. Es wird über alle massen schöne stehen! wer wolte nicht sagen, daß unser König treffliche Leute in seinem Dorffe hätte.

M. K. über und über. Was wollen wir aber vor eine tröstliche Comoedi tragiren?

P. Sq. Von Piramus und Thisbe.

M. Kl. G. Das ist übermassen trefflich! man kan allerhand schöne Lehre, Trost und Vermahnung drauß nehmen, aber das ärgste ist, ich weiß die Historie noch nicht, geliebt es nicht E. Herrlichkeit dieselbte zu erzehlen.

P. Sq. Gar gerne. Der Heil. alte Kirchen-Lehrer Ovidius schreibet in seinem schönen Buch Memorium phosis, das Piramus die Thisbe zu einem Brunnen bestellet habe, inmittelst sey ein abscheulicher heßlicher Löwe kommen, vor welchem sie aus Furcht entlauffen, und ihren Mantel hinterlassen, darauff der Löwe Jungen außgehecket; als er aber weggegangen, findet Piramus die bluttige Schaube, und meinet der Löwe habe Thisben gefressen, darumb ersticht er sich aus Verzweiffelung, Thsbei kommet wieder und findet Piramum todt, derowegen ersticht sie sich ihm zu Trotz.

P. H. Vnd stirbet?

P. Sq. Vnd stirbet.

P. H. Das ist tröstlich, es wird übermassen schön zu sehen seyn: aber saget Herr P. Sq. Hat der Löwe auch viel zu reden?

P. Sq. Nein der Löwe muß nur brüllen.

P. H. Ey so wil ich der Löwe seyn, denn ich lerne nicht gerne viel außwendig.

P. Sq. Ey Nein! Monsieur Pickelhering muß ein Hauptperson agiren.

P. H. Habe ich denn Kopff genug zu einer Hauptperson?

P. Sq. Ja freylich. Weil aber vornemlich ein tapfferer ernsthaffter und ansehnlicher Mann erfordert wird zum Prologo und Epilogo, so wil ich dieselbe auff mich nehmen, und der Vorreder und Nachreder des Spiles, das ist Anfang und das Ende seyn.

M. Kr. über und über. In Warheit. Denn weil ihr das

Spiel macht, so ist billich, daß ihr auch den Anfang und das Ende dran setzet.

M. Klip. Wer sol denn den Löwen nu tragiren? Ich halte er stünde mir am besten an, weil er nicht viel zu reden hat.

M. Kricks. Ja mich düncket aber, es solte zu schrecklich lauten, wenn ein grimmiger Löwe hereingesprungen käme, und gar kein Wort sagte, das Frauenzimmer würde sich zu hefftig entsetzen.

M. Klotz=G. Ich halte es auch dafür. Sonderlich wäre rathsam wegen Schwangerer Weiber, daß ihr nur bald anfänglich sagtet, ihr wäret kein rechter Löwe, sondern nur Meister Klipperling der Schreiner.

P. H. Vnd zum Wahr=Zeichen lasset das Schurtzfehl durch die Löwen Haut hervor schlenckern.

M. Loll. Wie bringen wir aber die Löwenhaut zu wege? Ich habe mein lebtage hören sagen, ein Löwe sehe nicht viel anders aus als eine Katze. Wäre es nun rathsam, daß man so vil Katzen schinden liesse, und überzüge euch nackend mit den noch bluttigen Fellen, daß sie desto fester anklebeten?

M. Kr. über und über. Eben recht. Es wäre ein schöner Handel, sind wir nicht mehrentheils Zunfftmässige Leute? würden wir nicht wegen des Katzenschindens unredlich werden?

M. B. B. Es ist nicht anders. Darzu habe ich gesehen, daß die Löwen alle gelbe gemacht werden, aber meine lebetage keine gelbe Katze gefunden.

P. Sq. Ich habe einen andern Einfall. Wir werden doch die Comoedi bey Lichte tragiren. Nun hat mich mein Gevatter Mester Ditloff Ochsen=Fuß, welcher unser Rathhauß gemahlet, vor diesem berichtet, daß Grüne bey Lichte gelbe scheine. Mein Weib aber hat einen alten Rock von Früß, den wil ich euch an stat einer Löwenhaut umbbinden.

M. Kr. Das ist das beste so zu erdencken, nur er muß der Rede nicht vergessen.

M. Kl. G. Kümmert euch nicht darumb, liber Schwager, Herr Peter Squentz ist ein gescheidener Mann, er wird dem Löwen wol zu reden machen.

M. Klip. Kümmert euch nicht, kümmert euch nicht, ich wil so lieblich brüllen, daß der König und die Königin sagen sollen, mein liebes Löwichen brülle noch einmal.

M. P. Sq. Lasset euch unterdessen die Nägel fein lang wachsen, und den Bart nicht abscheren, so sehet ihr einem Löwen desto ehnlicher, nun ist einer difficultet abgeholffen, aber hier wil mir das Wasser des Verstandes schier die Mühlräder des Gehirnes nicht mehr treiben, der Kirchen=Lehrer Ovidius schreibet, daß der Monden geschienen habe, nun wissen wir nicht, ob der Monde auch scheinen werde, wenn wir das Spiel tragiren werden.

P. H. Das ist, beym Element, eine schwere Sache.

M. Kricks. Dem ist leicht zu helffen, wir müssen in Calender sehen, ob der Monde denselben Tag scheinen wird.

M. Kl. G. Ja wenn wir nur einen hätten.

M. Loll. Hier habe ich einen, den habe ich von meines Groß-Vatern Muhme ererbet, er ist wol 100 Jahr alt, und derowegen schier der beste. Ey Junker Pickelhering verstehet ihr euch auffs Calendermachen, so sehet doch ob der Monde scheinen wird.

P. H. Je solte ich daß nicht können, Lustig, lustig ihr Herren, der Mond wird gewiß scheinen, wenn wir spilen werden.

M. Kricks. Ja ich habe aber mein lebetag gehöret, wenn man schön Wetter im Calender findet, so regnets.

M. Kl. G. Drumb haben unsere lieben Alten gesaget: du leugest wie ein Calender-macher.

P. Sq. Ey das ist nichts, der Mond muß darbey seyn, wenn wir die Comoedi spielen, sonst wird das Ding zu Wasser, das ist die Comodi wird zu nichte.

M. Kricks. Hört was mir eingefallen ist, ich wil mir einen Pusch umb den Leib binden, und ein Licht in einer Latern tragen, und den Monden tragiren, was düncket euch zu der Sachen?

P. H. Beym Velten das wird gehen, aber der Monde muß in der Höhe stehen. Wie hier zu rathen?

P. Sq. Es solte nicht übel abgehen, wenn man den Monden in einen grossen Korb setzte, und denselben mit einem Stricke auff und abliesse.

M. Kricks. Ja! wenn der Strick zuriesse, so fille ich herunter und bräche Hals und Bein. Besser ist es, ich stecke die Laterne auff eine halbe Picken, daß das Licht umb etwas in die Höhe kommet.

III. Dichtergenossenschaften in Hamburg und Nürnberg. Zweite schlesische Dichterschule. Uebergänge um den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts.

Hamburg, seit **1640** einer der Hauptsitze der deutschen Poesie, sah zu gleicher Zeit zwei Dichtergenossenschaften entstehen, den von dem holsteinischen Prediger Johannes Rist († **1667**), einem überaus fruchtbaren Kirchenliederdichter, gestifteten Elbschwanenorden und Philipp von Zesen's († **1689**) deutschgesinnte Genossenschaft. Beide Vereine verloren schon mit dem Tode ihrer Stifter ihre Bedeutung. Da zu gleicher Zeit die italienische Oper in Hamburg Aufnahme gefunden hatte und einen wahren Taumel des Enthusiasmus erregte, so schließen sich die Hamburger Dichter mehr der italienischen Lyrik an und gleichen den Dichtern der süd-

deutschen Schwesterstadt Nürnberg, wo 1644 der Blumenorden oder die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz gestiftet ward, deren Hauptaugenmerk die Nachahmung der pedantisch-gezierten italienischen Hirtenpoesie war. Die Stifter dieser abenteuerlichsten aller Dichterzünfte waren Georg Philipp Harsdörffer, welcher durch Gelehrsamkeit nicht minder als durch Geburt und Rang in seiner Vaterstadt Nürnberg in hohem Ansehen stand, und Johann Klaj, der aus Meißen nach Nürnberg ausgewandert war und sich als Dichter bereits hervorgethan hatte. Zwischen beiden ward die Stiftung der Dichtergesellschaft verabredet. Die Einweihung suchte man recht poetisch auszustatten, daher ist sie charakteristisch für die Zeit. Klaj und Harsdörffer waren 1644 jeder mit einem Gedichte auf die Hochzeit eines Freundes beschäftigt. Sie kleideten es als poetischen Wettstreit zweier Hirten ein, den Eklogen der Alten nachahmend, worin häufig Hirten im Wechselgesange vorgeführt werden. Als Preis wurde ein Blumenkranz ausgesetzt. Dem Kreise der Zuhörer, welcher richten sollte, lasen beide ihre Strophen abwechselnd vor; das Urtheil schwankte; Klaj trat bescheiden zurück. Da zerschnitt Harsdörffer den Faden des Kranzes und ließ seinen Mitbewerber eine Blume wählen. Klaj nahm ein wenig Klee, Harsdörffer eine Maiblume. Dann band er den Kranz zusammen und widmete ihn einem neuzugründenden Dichterverein, der hiermit als Blumenorden gestiftet ward. Die Mitglieder, meist Nürnberger, erhielten Schäfernamen z. B. Myrtill, Damon, Meliböus u. dgl.; auch Frauenzimmer waren darunter, wie denn fast jedes Mitglied seine Gattin einführte. Die Aufnahme geschah durch den jedesmaligen Präses; der erste war Harsdörffer. Es war also diese Verbindung eine Art Familienverein, dessen sich der Magistrat sowohl als die angesehensten Personen von Nürnberg annahmen. Dem Stande der Mitglieder gemäß herrschte eine vornehm-bürgerliche Sitte. War dieser Orden einerseits eine Fortsetzung der Nürnberger Meistersängerschule, so war er in anderer Hinsicht noch weit mehr eine Annäherung an die feine Adelssitte und die zierliche vom Auslande erborgte Hofpoesie, wie denn besonders viele Oestreicher von Adel sich an denselben anschlossen. Das Ordenszeichen war anfangs die Pansflöte, weil die Schä-

ferpoesie die Lieblingsgattung war, daher der Name „Hirten an der Pegnitz". Freilich war es keine Theokritische Idylle, sondern die mit Bändern und in seidenen Kleidern phantastisch herausgeputzten, gepuderten und gekräuselten Schäfer, wie wir sie auf alten Gemälden und Porzellangeschirr und Fächern sehen, die dann eben so geziert, bald süßlich, bald schwülstig, immer steif und unnatürlich in Reimspielen, Klingreimen, Bilderreimen und Echo's redeten. Später nahm man statt der heidnischen Pfeife Pan's die Passionsblume zum Sinnbild, welche die Gesellschaft, die noch jetzt besteht, seitdem in ihrem Siegel führt. Ihre geistliche Poesie, von dem alten lutherischen Kirchengesang abweichend, besteht in einem Gemisch von Weltlichkeit und Geistlichkeit und verweilt hauptsächlich bei dem Leiden und dem Tode Christi in mystischen Allegorieen und Bildertändeleien, in welche die geistliche Poesie nach Paul Gerhardt mehr und mehr ausartete.

Ein allgemeiner Grundzug in den Bestrebungen der Nürnberger Dichter ist die Liebe zu Allegorieen und Bildern, sowie zur musikalischen Ausbildung der Sprache. Sie ließen sich dadurch zu den wunderlichsten Wortbildungen, welche die Naturlaute nachbilden sollten, und zu den lächerlichsten Abgeschmacktheiten verleiten; ihr Einfluß auf den Gang der Poesie und die Gestaltung unserer Dichtersprache ist nur gering gewesen. Indeß hat man diese Geschmacksverirrung nicht bloß deßhalb zu erwähnen, um sie lächerlich zu finden; sie deutet auf ein richtiges, aber über die Mittel noch höchst unklares Gefühl, daß die Poesie der Opitzischen Schule ohne Phantasie, daß ihre Sprache trocken und unmusikalisch sei. Nun strebte man darüber hinaus, konnte es aber nur bis zu allegorischen Einkleidungen und gehaltlosem Wortgeklingel bringen. Gryphius versuchte durch rhetorischen Redepomp die Dichtersprache zu beleben und zu kräftigen. Er geht darin über Opitz hinaus und bildet die Brücke zu der zweiten schlesischen Dichterschule, welche den musikalischen Wohllaut der südlichen Lyriker und das rednerische Pathos der Gryphischen Dichtungen in sich vereinigte. Die Gedichte der beiden Meister dieser Dichterschule, Christian Hoffmann's von Hoffmannswaldau und Daniel Caspar's von Lohenstein, deren Blüthe zwischen

1670 und 1690 fällt, sind uns ein trauriges Denkmal, wie sehr den Deutschen ihres Zeitalters nicht nur aller ästhetischer Sinn, sondern auch alles sittliche Zartgefühl verloren gegangen war. Es handelt sich nicht nur um jene einzelnen Männer, sondern um ein ganzes mitlebendes Geschlecht. Denn wer ward mehr gepriesen, bewundert, nachgeahmt! Man stellte Hoffmannswaldau's „Heldenbriefe", d. h. Liebesmonologe vornehmer Personen, über die Ilias; man nennt sie Wunderwerke, denen keine Nation Gleiches an die Seite zu setzen habe. So sehr war die Poesie zu einer Declamationsübung herabgesunken, daß der von allen Enden und Ecken der Welt zusammengetragene Wörterpomp und eine bis zum Unsinn gesteigerte Bilderpracht, daß der sinnliche Kitzel lasciver Schilderungen genügte, um einen so ungemessenen Beifall selbst von einem Erdmann Neumeister und Christian Gryphius zu erringen. Allein was galt noch das reinmenschliche Gefühl in einer Zeit, wo Hoffmannswaldau sich ausführlich darüber in Entschuldigungen einläßt, daß er auch einige gemeine Standespersonen eingeführt habe, was er damit wieder gut mache, daß er sie „durch erlauchte Flammen", d. h. durch die Liebesbewerbungen fürstlicher Personen, gleichsam läutere! So waren denn auch seine Gedichte ein Zeugniß von der tiefen sittlichen Versunkenheit der höheren Stände und des Volkes schmählicher Erniedrigung; die keusche Muse der Poesie wendet sich erröthend weg.

Lohenstein, zwar sein Bewunderer und Nachahmer, ist ernsterer Natur; er hat einen Zug zum Erhabenen, und dies brachte ihn auf die Bahn des Andreas Gryphius; er ward Tragödiendichter. Aber was Energie der Sprache sein sollte, ward zum widerlichsten Schwulst; die Unnatur steigert sich zum Aeußersten, so daß hier vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. Seine Tragödien stellen Hofgeschichten dar und malen mit besonderem Behagen Blut- und Schandgeschichten der Neronischen Zeit und türkische Gräuelscenen aus. Daß das Trauerspiel Ibrahim Sultan (1673) zur Vermählungsfeier Kaiser Leopolds I. verfaßt und aufgeführt worden, bezeugt am besten die Stumpfheit des Zeitalters, dem ein Stück voll Mord und Unzucht zu solchem Zweck geeignet scheinen konnte. In seinem weitausgesponnenen Romane Arminius und Thusnelda

häuft er alle Schätze seiner Belesenheit in planloser Verbindung zusammen und fügt Heldenreden, Heldenbriefe und Gedichte allerlei Art ein. Dies Werk erregte die allgemeinste Bewunderung, da es eine staunenswerthe Gelehrsamkeit mit allen rhetorischen und poetischen Künsten seiner Zeit vereinigte.

Ein einziges seiner Gedichte zeichnet am treffendsten die Manier der in der Geschichte unserer Poesie überaus bedeutsamen zweiten schlesischen Dichterschule. Wir behalten die Schreibung der ältesten Ausgabe (von 1689) genau bei, als Zeugniß der am Schluß des siebzehnten Jahrhunderts üblichen Orthographie.

Das von der Sonne gesungene Lob der Rose.

(Aus dem 9. Buche des Arminius.)

Diß ist die Königin der Blumen und Gewächse,
Des Himmels Braut, ein Schatz der Welt, der Sternen Kind;
Nach der die Liebe seufzt, ich Sonne selber lechse,
Weil ihre Krone Gold, die Blätter Sammet sind,
Ihr Stiel und Fuß Schmaragd, ihr Glantz Rubin beschämet,
Dem Safte Zucker weicht, der Farbe Schnecken=Blut,
Weil ihr Geruch die Luft mit Balsame besämet,
Wenn der beliebte West ihr tausend Hold anthut.
Führn Hyacinthen gleich des Ajax Helden=Nahmen,
So ist die Schönheit selbst auf Rosen abgemahlt.
Ist gleich der Juno Milch der Lilgen edler Saamen,
So denckt: daß hier das Blut der Liebes=Göttin prahlt.
Was die Geschöpfe sonst nur einzelweis empfangen,
Mit allem dem macht die Natur die Rose schön.
Sie selber schämet sich, und röthet ihre Wangen,
Weil sie für ihr beschämt sieht alle Blumen stehn.
Kurtz! sie ist ein Begrieff der schönen Welt, ein Spiegel
Der Anmuth, und der Lieb' ihr wahres Ebenbild.
Der Dorn ist ihr Geschoß, die Blätter sind die Flügel,
Zur Fackel dient ihr Glantz, das Laubwerk ist ihr Schild.
Sie muß zwar selbten Tag, da sie gebohrn, erblassen,
Allein ich Sonne selbst verschwind jedweden Tag.
So will der Himmel auch sie nicht vergrauen lassen,
Weil er kein altes Weib zur Buhlschafft haben mag.
Der Monde tränckt sie mit Thau, sie säugt die Bienen,
Die ihren edlen Safft in süssen Honig kehrn.
Ja ihres Purpers muß sich jeder Mund bedienen,
Wenn ein nicht=todter Kuß ist nöthig zu gewehrn.

Der Morgen selbst muß sich mit eitel Rosen färben,
Wenn er der Herold ist des Auges dieser Welt.
Auch muß der güldne Tag in ihrem Purpur sterben,
Wenn mir die Abend-Röth' ein falsch Begräbnüß hält.
Ich Sonne werde selbst nie angebetet werden,
Wenn sich mein Antlitz nicht in Rosen hüllet ein.
Ja wie die Rose wird die Sonne seyn auf Erden;
So muß der Sonne Rad des Himmels Rose seyn.
Und daß der Erd-Kreiß recht mög unser Bündnüß wissen,
Wie Sonn und Rose sind einander zugethan,
Soll'n Rosen solcher Art in Morgenland aufschüssen,
Die, wie der Tag, schneeweiß den Morgen fangen an.
Die, wie das Mittags-Licht, so denn mit Feuer brennen,
Des Abends, wie die Nacht, kohlschwartz im Trauren gehn.
Wer nun die Sonne wil für's Sternen-Haupt erkennen,
Der muß den Königs-Krantz auch Rosen zugestehn.
Was aber wird das Lob der Rose viel gesungen?
Kein Ruhm gleicht ihrem Werth, sie selbst ist schon ihr Preiß.
Die Red ist ihr Geruch, die Blätter sind die Zungen;
Dardurch sie sich allein recht auszustreichen weiß.

Wenn es gleich bis tief ins folgende Jahrhundert hinein gar Viele gab, welche in dem aufgedunsenen rhetorischen Stil, in dem frostigen Spiel mit Bildern und Antithesen die höchste Poesie sahen, so lenkte man doch auch von anderer Seite zu einfachen Redeweisen wieder zurück. Es fehlte indeß dem ganzen Geschlecht so sehr an Tiefe und Wahrheit der Empfindung, daß man damit nur in eine weitschweifige Flachheit gerieth; es sind gutgemeinte Betrachtungen, die nirgends tiefer in das Leben eindringen, Gelegenheitspoesieen für Hoffeste und hohe Personen, geistliche Lieder in herkömmlichen Andachtsformeln. In diese Classe gehören die Gedichte der besseren Schlesier gegen **1700**, **Hans Aßmann von Abschatz**, **Christian Gryphius**, **Heinrich Mühlpforth**.

Zugleich begann die Einwirkung der im Zeitalter Ludwigs XIV. zu höchster Eleganz ausgebildeten französischen Poesie, welche in Boileau's Lehrgedichte l'art poétique ihr Gesetzbuch aufstellte. Das politische Uebergewicht Frankreichs begünstigte die engere Beziehung zu dem tonangebenden Paris und Versailles, besonders an den deutschen Höfen, und die Aufhebung des Edicts von Nantes, wodurch die Hugenotten in die protestantischen Nachbarländer gedrängt wurden,

förderte die allgemeine Verbreitung französischer Sprache und Bildung im protestantischen Deutschland. Mehr und mehr klärte sich jetzt die Einsicht in die Verkehrtheit der schlesischen Manier auf; man suchte das kunstgewandte Ebenmaß des französischen Verses der deutschen Sprache anzueignen. Allein wie fern stand noch das Deutsche hinter dem Wohllaut zurück, der dort sich über die ganze Dichtung verbreitete! wie wenig entsprach es der lebendigen Beweglichkeit und anmuthigen Feinheit, die selbst der nüchternen Lehrpoesie eines Boileau einen Reiz verleiht! In den deutschen Nachahmungen finden wir nur eine prosaische Breite im ermüdenden Pendelschlag der Alexandriner. Auf dieser Stufe stehen die poetischen Satiren des brandenburgischen Freiherrn von Canitz und seines Freundes Benjamin Neukirch, seit er sich 1700 öffentlich von der Manier der Schlesier losgesagt hatte; sein letztes Werk war die Bearbeitung von Fenelon's Telemach in Alexandrinern. Auch der sächsische Hofpoet und Ceremonienmeister Johann von Besser, dessen Gedichte früher mit Hoffmannswaldau in schamloser Lüsternheit wetteiferten, schlug jetzt den Weg der Nachahmer Frankreichs ein, und mit Pietsch in Königsberg, dem Lehrer Gottsched's, Burkhard Mencke, dem gelehrten Leipziger Professor, verpflanzte sich die französische Manier auf die Universitäten. Ihre letzten Anhänger zählte die schlesische Schule in Hamburg, wo die Opern- und Romandichtung in bester Blüthe stand; aber auch hier begann die Kritik der älteren Schule mit der Polemik Christian Wernicke's, dessen Epigramme den französischen Vorbildern das Wort reden.

Mitten unter diesen Zeugnissen von dem Verfall unserer nationalen Dichtkunst begegnet uns ein echtes Dichtertalent, welches, obwohl niedergehalten von dem verdorbenen Zeitgeschmack und mehr noch vom Druck der Umstände und der selbstverschuldeten Trübsal des Lebens, dennoch mächtig genug war, anstatt hergebrachter Formen in seinen Gedichten die Klänge des eigenen Herzens wiedertönen zu lassen und für die Stürme, von denen es bewegt ward, das innigste Mitgefühl zu erregen. Johann Christian Günther, 1695 zu Striegau in Schlesien geboren, erregte schon als Knabe durch sein poetisches Talent Bewunderung; ein historisches Drama, das er bei seinem

Abgange von der Schule zu Schweidnitz verfertigt hatte, wurde öffentlich aufgeführt. Das medicinische Studium, zu dem ihn sein Vater bestimmt hatte, behagte ihm nicht; er wollte frei seiner Dichtkunst leben. Damit verfiel er aber auf den Universitäten Wittenberg und (seit 1717) Leipzig einem ausschweifenden Lebenswandel, und es begann der Kampf seines besseren Selbst mit den einmal entfesselten Leidenschaften, deren er nicht wieder Herr zu werden vermochte. Zerfallen mit sich, mit seinem Vater und der Welt, und immer wieder reuig nach Versöhnung und innerem Frieden ringend, gedrückt von äußerster Dürftigkeit, welche er durch handwerksmäßige Gelegenheitspoesie erleichtern mußte, suchte er vergeblich eine ruhige Stätte; nur in der Poesie und der Freundschaft fand er auf Augenblicke einen Trost. Als er sich entschlossen hatte, in Jena nochmals die Medicin zu ergreifen, starb er dort 1723, noch nicht 28 Jahre alt.

Seine Zeitgenossen schätzten seine Gedichte sehr hoch, weniger die innigen Seelenlaute seiner subjectiven Lyrik, als die feurigen Schilderungen seiner Ode auf Eugen, eines Siegesgesangs auf den zwischen der Pforte und dem Kaiser 1718 geschlossenen Frieden. Allerdings steht sie hoch über allen Gelegenheitspoesieen des ganzen 17. Jahrhunderts. Wir setzen von den 50 Strophen des Gedichts nur den Anfang als Probe her:

An den Prinzen Eugen.

Eugen ist fort. Ihr Musen, nach!
Er steht, beschleußt und ficht schon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert er so Gränz' als Glieder.
Sein Schwerdt, das Schlag und Sieg vermählt,
Und wenn es irrt, aus Großmuth fehlt,
Gebiert dem Feind ein neues Schrecken,
Und stärkt der Völker Herz und Macht,
Die unter Adlern, Blitz und Nacht
Die Flügel nach dem Monde strecken.

Es schnaubt des Ueberwinders Roß,
Es schäumt und riecht den Streit von fernen,
Das Glücke mengt sich in den Troß,
Um von Eugen Bestand zu lernen.
Die Luft ertönt, das Ufer bebt,
Der Reuter brennt, das Fußvolk strebt,
Den wilden Haufen anzurennen:
Und wer nicht schärfer sinnt als sieht,
Der dürfte, wenn die Mannschaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Herze nennen.

Nur drauf, du Kern der deutschen Treu!
Nur drauf, du Kern aus Herrmanns Hüften!
Beweise, wer dein Ahnherr sei,
Und krön' ihn auch noch in den Grüften!
Dein Haupt, dein Beispiel, dein Eugen
Läßt alle, die ihm widerstehn,
Ein tödtliches Verhängniß wissen:
Er steht, er eilt, er würgt dir vor,
Es ist noch um ein eisern Thor*),
So wird die Pforte springen müssen.

Dort, wo der Zeiten Eigensinn
Die Brücke des Trajans zertrümmert**),
Dort wirf die Augen vor dir hin,
Dort merke, was so schwärmt, so schimmert.
Es rauscht, wie Panzer und Gewehr,
Es ist ein römisch Geisterheer,
Es sind die Seelen alter Helden:
Sie kommen, deinen Muth zu sehn,
Und werden, was durch ihn geschehn,
Der Ewigkeit voraus vermelden.

Braucht, tapfre Sieger, braucht das Heft
In Gegenwart so seltner Zeugen,
Die, wo mich nur kein Blendwerk äfft,
Aus jenem dunkeln Reiche steigen.
Warum? sie wollen nicht allein
So schlecht' und faule Zeugen sein,
Sie helfen Euch im Sieg' und Schlagen;
Denn hat ihr Schatten gleich kein Herz,
So kann er doch wohl hinterwärts
Den Feind mit kaltem Schauer plagen.

Gieb Acht, erschrocknes Morgenland!
Du kennst den Blitz, des Adlers Stärke,
Er waffnet unsres Helden Hand,
Und zielt auf größ're Wunderwerke:
Hier Schwerdt des Herrn und Gideon!
Auf, blasse Türken, auf, davon!
Nein! steht und lernt noch besser fühlen!
Hier schlägt der Degen und der Mann,
Den Gott kaum tapfrer wählen kann,
Euch Hitz' und Wahnsinn abzukühlen.

Für uns besteht sein Werth vor Allem in der innigen Empfindung, die er seinen leicht dahinfließenden Liedern einzuhauchen weiß. Bis auf Goethe hat kein deutscher Dichter so einfach und so wahr seinem Gefühl Worte geliehen. Goethe selbst charakterisirt ihn mit den Worten: „Günther darf ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine

*) D. h. es ist noch um Ein eisernes Thor zu thun, es fehlt nur noch ein eisernes Thor. Eine Anspielung auf den Engpaß dieses Namens, bei welchem die Christen so oft über die Türken siegten.

**) Die Trümmer der von Trajan über die Donau erbauten Brücke finden sich bei dem Flecken Severin in der Nähe von Czernetz.

große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durch das Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Zum Beweise mögen zwei Lieder, ein heiteres und ein ernstes dienen.

Bekenntniß der Liebe.

So wißt einmal, ich bin verliebt,
Und zwar in so ein Kind,
Das mir erst Lust zu leben giebt,
So schwer die Zeiten sind.
Sein Kuß ist meiner Seelen Kraft
Und hat an süßer Gluth
Fast aller Schönen Eigenschaft,
Nur nicht den Wankelmuth.

Es schwächt mir weder Geist noch Leib,
Das denen sonst geschieht,
Die Amors stiller Zeitvertreib
Am Narrenseile zieht:
Es redet mir in Lust und Leid
So klug als freundlich ein,
Und läßt mich in der nächsten Zeit
Des Unsterns Meister sein.

Ach Hoffnung, ach du Engelsbild!
Du meiner Güter Rest!
Ach komm und küss' und bleib mein Schild,
Da alles schlägt und preßt!
Komm, flicht uns unsern Hochzeitsschmuck
Von deinem Wintergrün!
Der Tod, sonst nichts ist stark genug,
Ihn wieder aufzuziehn!

Abendlied.

Abermal ein Theil vom Jahre,
Abermal ein Tag vollbracht!
Abermal ein Brett zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht!

Also nähert sich die Zeit
Nach und nach der Ewigkeit;
Also müssen wir auf Erden
Zu dem Tode reifer werden.

Herr und Schöpfer aller Dinge,
Der du mir den Tag verliehn!
Höre, was ich thränend singe,
Laß mich würdig niederknien;
Nimm das Abendopfer hin,
Das ich heute schuldig bin!
Denn es sind nicht schlechte Sünden,
Welche mich dazu verbinden.

Treuer Vater! deine Güte
Heißet überschwenglich groß;
Drum erquicke mein Gemüthe,
Sprich mich ledig, frei und los!
Gieb der Buße stets Gehör!
Denn dein Knecht verspricht nunmehr,
Dein Gesetze, deinen Willen
Nach Vermögen zu erfüllen.

Das Verdienst der vielen Wunden,
Die mein Heiland scharf gefühlt,
Hat in seinen Todesstunden
Deine Zorngluth abgekühlt.
Schweig, wenn dieses Lösegeld
Meiner Schuld die Wage hält,
Und beschicke mich im Schlafe
Durch kein Aufbot deiner Strafe.

Laß mich an der Brust erwarmen,
Die am Kreuze nackend hing!
Wiege mich in dessen Armen,
Der den Schächer noch umfing!
Stelle mir der Engel Chor
Als die beste Schildwacht vor!
Satan möchte sonst ein Schrecken
In der Finsterniß erwecken.

Schütze den, der meiner Liebe
An das Herz gebunden ist,
Daß kein Fall sein Ohr betrübe,
Das vielleicht den Seiger mißt.
Stärk' ihm den betrübten Geist,
Wenn er bittre Salsen speist,
Und laß noch in diesem Leben
Uns einander wiedergeben!

Trag das Alter meiner Eltern
Auf den Flügeln deiner Hut,
Tritt für sie die Schwachheits-Keltern;
Mehre derer Hab' und Gut,
Die mir jemals Gut's gethan;
Nimm dich meiner Freundschaft an,
Und verzeih den Lästerzungen,
Ueber die ich oft gesprungen.

Segne die gerechten Waffen
Deiner werthen Christenheit,
Uns den Frieden her zu schaffen,
Den der Feind zu stehlen dräut;
Halt den Schatten rechter Hand
Ueber unser Vaterland,
Daß die drei berühmten Plagen
Weder Vieh noch Menschen schlagen.

Gute Nacht, ihr eitlen Sorgen!
Ich begehre meiner Ruh'.
Jesus schließet bis auf Morgen
Auge, Thür und Kammer zu.
Sanftes Lager, sei gegrüßt!
Weil du dessen Vorbild bist,
Das ich dermaleinst im Grabe
Sicher zu gewarten habe.

In jener beklagenswerthen Zeit, wo Deutschland an Geist und Kraft verarmt war und unsere Dichtkunst betteln ging, war die Belebung des religiösen Sinnes, die Erwärmung des protestantischen Kirchenthums, die von Spener, Francke und den Anhängern des sogenannten Pietismus ausgingen, auch für die Poesie von nachhaltigem Einfluß. Das religiöse Lied gewinnt eine größere Innerlichkeit in den Gesängen eines Gottfried Arnold, Rambach, Tersteegen

und Zinzendorf, des Stifters der Herrnhuter Brüdergemeinde, wenn auch die Mystik sich nicht ganz von dem Bilderschwulst der schlesischen Schule rein erhält. Wir theilen unsern Lesern ein „Abendgedanken" überschriebenes Lied des Grafen Zinzendorf mit.

Du Vater aller Geister,
Du Strahl der Ewigkeit,
Du wunderbarer Meister,
Du Inbegriff der Zeit,
Du hast der Menschen Seelen
In deine Hand geprägt:
Wem kann's an Ruhe fehlen,
Der hier sich schlafen legt.

Es zieh'n der Sonnen Blicke
Mit ihrem hellen Strich
Sich nach und nach zurücke,
Die Luft verfinstert sich;
Der dunkle Mond erleuchtet
Uns mit erborgtem Schein;
Der Thau, der alles feuchtet,
Dringt in die Erden ein.

Das Wild in wüsten Wäldern
Geht hungrig auf den Raub;
Das Vieh in stillen Feldern
Sucht Ruh' in Busch und Laub;
Der Mensch, von schweren Lasten
Der Arbeit unterdrückt,
Begehret auszurasten,
Steht schläfrig und gebückt.

Der Winde Ungeheuer
Stürmt auf die Häuser an,
Wo ein verschloßnes Feuer
Sich kaum erhalten kann:
Wenn sich die Nebel senken,
Verliert man alle Spur;
Der Regen Ström' erträнken
Der flachen Felder Flur.

Da fällt man billig nieder
Vor Gottes Majestät,
Und übergiebt ihm wieder,
Was man von ihm empfäht:
Die ganze Kraft der Sinnen
Senkt sich in den hinein,
Durch welchen sie beginnen
Und dem sie eigen sein.

Das heißt den Tag vollenden,
Das heißt sich wohl gelegt:
Man ruht in dessen Händen,
Der alles hebt und trägt.
Die Himmel mögen zittern,
Daß unsre Veste kracht,
Die Elemente wittern:
So sind wir wohl bewacht.

In diesem Liede wie in mehreren Tersteegen's, des frommen Bandmachers zu Mühlheim an der Ruhr, verbindet sich die religiöse Erbauung mit der Naturbetrachtung, wovon wir die Anfänge schon in Spee's Trutznachtigall kennen lernten. Diese Richtung greift bald weiter um sich, je mehr in dem Zeitalter des großen Leibnitz die Gedankenwelt durch die wissenschaftliche Forschung einen neuen Inhalt gewann und seine Theodicee eine philosophische Verherrlichung der Weisheit und Güte Gottes ward. Barthold Henrich Brockes, Rathsherr zu Hamburg, († 1747) brachte die religiös-beschreibende Poesie durch sein Irdisches Vergnügen in Gott als besondere

Gattung zu Ansehen. Das weitgedehnte Werk, das seit 1721 in neun Theilen erschien, enthält eine Sammlung von Schilderungen der Naturgenüsse, stellenweise mit wahrhaft poetischer Erhebung, im Ganzen aber durch die Kleinmalerei ermüdend. Die um dieselbe Zeit erschienenen „Jahreszeiten" von Thomson, von denen Brockes eine Uebersetzung lieferte, befestigten die beschreibende Dichtungsart im Zeitgeschmack noch mehr. Wir geben eine kurze Probe der Brockes'schen Naturbeschreibung, in der wir die ersten Klänge einer weit durch das Jahrhundert nachtönenden P.esie vernehmen.

Frühe Knospen an einem Birnbaum.

Ein Birnbaum von sehr früher Art
Zeigt' allbereits im März die Knospen seiner Blüthe.
Dies trächtige Gewächs, das noch so zart,
Beschaut' ich mit betrachtendem Gemüthe
Und ward mit reiner Lust erfüllt,
Als ich nicht nur die zarte Zierlichkeit
Der Knospen selbst, die Vollenkommenheit
Der Blätter, die sie eingehüllt,
Die kleinen Knoten mit fünf Spitzen,
Worin die zarten Blumen sitzen,
Sammt ihren schlanken Stielen sahe.
Nein gar, wie jeden Theil ein zartes Pelzwerk schmückte
Von weißen Zäserchen, vor Lust erstaunt, erblickte,
So daß mir dies mit Weiß gemischte Grün
Durch einen geistigen Verstand
Und mehr von unsichtbarer Hand
Gebildet, als gewachsen, schien:
Wodurch ich dann, gerührt von Gottes Macht und Liebe
Zu Seiner Ehr' und meinem Troste schriebe:
Du Allmachts-voller Gott, der Du so wunderbar
In jeder Creatur, in allen Deinen Werken
Macht, Lieb' und Weisheit lässest merken,
Der Du sogar
In weißem Sammt, in reicher Seiden
Die frühe Blüth' des Birnbaums pflegst zu kleiden,
Um vor ihm drohenden Gefahren
Des späten Frosts sie zu bewahren:
Ach, warum soll denn ich mit kindlichem Vertrauen
Auf Deine Lieb' und Vatertreu nicht bauen,
In fester Zuversicht, Du werdest hier im Leben
Den Meinigen und mir leicht Kost und Kleider geben.

Dritter Abschnitt.

Von Haller und Hagedorn bis auf Herder und Goethe.

ca. 1730 — ca. 1770.

I. Haller und Hagedorn.

Die Schweiz hatte eine lange Zeit hindurch an der deutschen Literatur keinen Antheil genommen. Verrostete aristokratische Formen und kirchliche Engherzigkeit hielten den Geist in Bann, und was sich aus den schlesischen Dichterschulen entwickelt hatte, war dort spurlos vorübergegangen. Daher waren die Schweizer so sehr der hochdeutschen Büchersprache entfremdet worden, daß auch nicht ein einziger Dichter darin hervorzutreten wagte. Allein es waren dort poetische Keime reichlich vorhanden. Eine herrliche Natur hob die Herzen empor; in historischen Erinnerungen lebte noch der Ruf der Freiheit und der Thatkraft, und keine schmeichelnde Hofpoesie pries das Erbärmliche. Es bedurfte nur einer Anregung von außen, um die schlummernde Poesie ins Leben zu rufen. Dies geschah von Karl Friedrich Drollinger, der seit 1689, wo er in Folge des verheerenden französischen Krieges sein Vaterland Baden-Durlach verlassen mußte, seinen Wohnsitz in Basel genommen hatte. Er stiftete dort die deutsche Gesellschaft und wirkte mit solchem Eifer und so glücklichem Erfolge für die deutsche Literatur, daß ihm der Name des „helvetischen Opitz“ mit Recht beigelegt worden ist. Durch seine Gedichte regte er besonders die religiös-beschreibende Poesie an, dieselbe Gattung, welche durch Brockes im nördlichen Deutschland sich allgemeine Anerkennung erworben hatte, und ward Haller's Vorgänger.

Albrecht von Haller wurde zu Bern am 16. October 1708 geboren. Obgleich ein Knabe von schwächlichem Körper, ergriff er doch mit einer fast beispiellosen Ausdauer die gelehrten Studien, und kaum vertraut mit den Meisterwerken der griechischen und lateinischen Poesie, begann er deren Nachahmung in lateinischer wie in deutscher Sprache, in der ihm Lohenstein als Vorbild diente. Funf-

zehn Jahre alt, hatte er schon Tragödien und Komödien, sowie ein episches Gedicht über den Schweizerbund verfaßt. Diese seine ersten Versuche hat er vernichtet. Das älteste der uns erhaltenen Gedichte, „Morgengedanken,“ entstand während seiner Studienzeit in Tübingen, als ihn in der Morgenfrühe eines schönen Märztages der Anblick der schönen Natur entzückt hatte. Nachdem er seine gelehrte Ausbildung als Arzt und Naturforscher auf der Universität Leyden und auf einer großen wissenschaftlichen Reise nach England und Frankreich vollendet hatte, kehrte er 1727 in seine Vaterstadt zurück. In den nächstfolgenden Jahren, in denen er seine Beschäftigung zwischen der ärztlichen Praxis und den botanischen Excursionen durch das Alpenland theilte, und, durch ein häusliches Band beglückt, die heiterste Epoche seines Lebens genoß, entstanden die schönsten seiner Gedichte, welche er 1732 ohne Nennung seines Namens unter dem Titel „Versuch Schweizerischer Gedichte“ herausgab. Sein Ruf als Gelehrter war bald so bedeutend, daß er 1736 an die neugestiftete Universität Göttingen berufen wurde. Seine Thätigkeit für die Universität und die Wissenschaft nahm jetzt seine Kraft und Muße so sehr in Anspruch, daß er der Poesie fast ganz entsagte. Ein Abschiedsgruß an die Dichtkunst war gewissermaßen seine „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane.“ Wir schalten diese Elegie, welche von hoher Vortrefflichkeit ist, mag auch die Reflexion allzu sehr hervortreten, gleich hier ein, da sie zugleich jenen wichtigen Wendepunct seines Lebens genauer schildert.

Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane! welch ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Lust, die ich an dir empfunden,
Vergrößert jetzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden
Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und du verdienst sie allzu wohl;
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von dir schweigen soll.

Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu,
Als wann von Dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichterklagen fang' ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es sein Leid nicht fassen kann.
Ja, meine Seele will ich schildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie sie, ergötzt in Trauerbildern,
In Kummer-Labyrinthen irrt.

Ich seh' dich noch, wie du erblaßtest,
Wie ich verzweifelnd zu dir trat,
Wie du die letzten Kräfte faßtest
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele voll der reinsten Triebe!
Wie ängstig warst du für mein Leid!
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

Wo flieh' ich hin? in diesen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt!
Das Haus hier, wo ich dich verloren,
Der Tempel dort, der dich bedeckt;
Hier Kinder . . . Ach! mein Blut muß lodern
Beim zarten Abdruck deiner Zier,
Wann sie dich stammelnd von mir fodern;
Wo flieh' ich hin? ach! gern zu dir.

O soll mein Herz nicht um dich weinen!
Hier ist kein Freund dir nah als ich.
Wer riß dich aus dem Schooß der Deinen?
Du ließest sie und wähltest mich.
Dein Vaterland, dein Recht zum Glücke,
Das dein Verdienst und Blut dir gab,
Die sind's, wovon ich dich entrücke;
Wohin zu eilen? in dein Grab.

Dort in den bittern Abschiedsstunden,
Wie deine Schwester an dir hing,
Wie, mit dem Land gemach verschwunden,
Sie unserm letzten Blick entging,
Sprachst du zu mir mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth stritt:
Ich geh' mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

Wie kann ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der dich mir gab?
Noch jetzt mischt Lust sich mit dem Kränken,
Entzückung löst mit Wehmuth ab.
Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich allein nach meinen Trieben,
Und nicht nach meinem Glücke maß.

Wie bald verließest du die Jugend,
Und flohst die Welt, um mein zu sein!
Du miedst den Weg gemeiner Tugend
Und warest schön für mich allein.
Dein Herz hing ganz an meinem Herze
Und sorgte nur für dein Geschick;
Voll Angst bei meinem kleinsten Schmerze,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie im Eiteln fester Wille,
Der sich nach Gottes Fügung bog;
Vergnüglichkeit und sanfte Stille,
Die weder Glück noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz,
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern,
War meine Lust und ist mein Schmerz.

Ach! herzlich hab ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,
Mehr, als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie! wann ich Sie verlassen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß soll noch währen,
Wann schon die Zeit die Thränen hemmt;
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überschwemmt.

Die erste Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmal deiner Huld,
Und die Verehrung deiner Tugend,
Sind meines Herzens stete Schuld.

Im dicksten Wald, bei finstern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildniß suchen,
Wo niemand mein Gedächtniß stört.
Ich will dich sehen, wie du gingest;
Wie traurig, wann ich Abschied nahm;
Wie zärtlich, wann du mich umfingest;
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne
Will ich im Dunkeln nach dir sehn,
Und forschen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füßen drehn.
Dort wird an dir die Unschuld glänzen
Vom Licht verklärter Wissenschaft;
Dort schwingt sich aus den alten Grenzen
Der Seele neu entbundne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seligkeit für dich;
Du mischest mit der Engel Tönen
Dein Lied und ein Gebet für mich.
Du lernst den Nutzen meines Leidens,
Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf;
Dort steht die Absicht unsers Scheidens
Und mein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste! die ich auf Erden
So stark, und doch nicht g'nug geliebt;
Wie liebenswürdig wirst du werden!
Nun dich ein himmlisch Licht umgiebt.
Mich überfällt ein brünstigs Hoffen,
O! sprich zu meinem Wunsch nicht nein!
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu sein.

Haller stand auf der Höhe seines Ruhms, als er, nach seinem Vaterlande und einer weniger anstrengenden Stellung sich sehnend, 1745 die Wahl zum Mitgliede des großen Raths zu Bern annahm, wo er bis an seinen am 12. December 1777 erfolgten Tod blieb. Körperliche Leiden und Schwermuth trübten die letzte Periode seines Lebens.

Schon in Haller's Jugendgedichten ist die ernste, melancholische Weltbetrachtung der Grundzug seiner Poesie. Er ward neben Drollinger und Brockes der Begründer der ernsten Lehrdichtung. Virgil und die englischen Dichter waren seine Vorbilder, denen er in der Gedrungenheit und kräftigen Fülle des Gedankengehalts nachstrebte. Unter den Lehrdichtungen zeichnet sich vornehmlich das Gedicht vom Ursprunge des Uebels aus, auf welches er selbst den meisten Werth legte, selbst dann noch, als er mit Gleichgültigkeit auf seine jugendlichen Versuche herabsah. Ansprechender ist sein Gedicht die Alpen, in welchem Natur- und Sittenschilderungen kunstvoll verarbeitet sind und der Hauch der Alpenluft, in der es entstanden ist,

uns erfrischend anweht. Die Stelle, welche wir hier folgen lassen, wird davon Zeugniß geben.

Wenn Titans erster Strahl der Gipfel Schnee vergüldet,
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt;
Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke
Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke
Zeigt alles auf einmal, was sein Bezirk enthält:
Ein sanfter Schwindel schließt die allzuschwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht;
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht:
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblöck im Thale widerhallt;
Bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die hin und her gekrümmt sich im Entfernen schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt,
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestiegne Hitz' im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern vom Eise streckt voll futterreicher Weide
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzet Fall auf Fall.
Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen
Und schießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall;
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständigs Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

Doch wer den edlern Sinn, den Kunst und Weisheit schärfen,
Durchs weite Reich der Welt empor zur Wahrheit schwingt,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum Stehn und Forschen zwingt,
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt und Gold den Bächen schenkt,
Durchsucht den holden Bau der buntgeschmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt.
Ihr werdet alles schön und doch verschieden finden
Und den zu reichen Schatz stets graben, nie ergründen.

Wann dort der Sonne Licht durch flieh'nde Nebel strahlet
Und von dem nassen Land der Wolken Thränen wischt,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht bemalet,
Das auf den Blättern schwebt und die Natur erfrischt.
Die Luft erfüllet sich mit reinen Ambradämpfen,
Die Florens bunt Geschlecht gelinden Westen zollt;
Der Blumen scheckicht Heer scheint um den Rang zu kämpfen,
Ein lichtes Himmelblau beschämt ein nahes Gold;
Ein ganz Gebirge scheint, gefirnißt von dem Regen,
Ein grünender Tapet, gestickt mit Regenbögen.

Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin;
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Bestrahlt der bunte Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle;
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt im Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergüldten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Widerschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein.
Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
So ungestörter Frost das öde Thal entlaubt,
Wird hohler Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket,
Die keine Zeit versehrt und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'schen Grüften
Wölbt sich der feuchte Ton mit funkelndem Krystall.
Der schimmernde Krystall sproßt aus der Felsen Klüften,
Blitzt durch die düstre Luft und strahlet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welsche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächst zum Berge.

Im Mittel eines Thals von himmelhohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt,
Entsprießt ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras und senget, was er netzt.
Sein lauter Wasser rinnt mit flüssigen Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergüldet seinen Lauf;
Ihn wärmt der Erde Gruft, und seine Fluthen wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf.
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Fluth zusammen,
Sein Wesen selbst ist Feu'r und seine Wellen Flammen.

Dort aber, wo im Schaum der strudelreichen Wellen
Die Wuth des trüben Stroms gestürzte Wälder wälzt,
Rinnt der Gebirge Gruft mit unterird'schen Quellen,
Wovon der scharfe Schweiß das Salz der Felsen schmelzt.
Des Berges hohler Bauch, gewölbt mit Alabaster,
Schließt zwar dies kleine Meer in tiefe Schachten ein;
Allein sein ätzend Naß zermalmt das Marmorpflaster,
Dringt durch der Klippen Fug und eilt gebraucht zu sein:
Die Würze der Natur, der Länder reichster Segen,
Beut selbst dem Volk sich an und strömet uns entgegen.

Aus Schreckhorns kaltem Haupt, wo sich in beide Seeen
Europens Wasserschatz mit starken Strömen theilt,
Stürzt Nüchtlands Aare sich, die durch beschäumte Höhen
Mit schreckendem Geräusch und schnellen Fällen eilt.
Der Berge reicher Schacht vergüldet ihre Hörner
Und färbt die weiße Fluth mit königlichem Erzt;
Der Strom fließt schwer von Gold und wirft gediegne Körner,
Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt.
Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füßen,
O Beispiel für die Welt! er sieht's und läßt ihn fließen.

Verblendte Sterbliche! die bis zum nahen Grabe
Geiz, Ehr' und Wollust stets an eitlen Hamen hält,
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg' und leerer Müh vergällt,
Die ihr das stille Glück des Mittelstands verschmähet
Und mehr vom Schicksal heischt, als die Natur von euch,
Die ihr zur Nothdurft macht, worum nur Thorheit flehet,
O glaubt's, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich.
Seht ein verachtet Volk zur Müh' und Armuth lachen;
Die mäßige Natur allein kann glücklich machen.

Elende, rühmet nur den Rauch in großen Städten,
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht, die euch umringt, schließt euch in güldne Ketten,
Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur Andern schön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrfurcht ihre Knechte
An das verschloßne Thor geehrter Bürger hin,
Und die verlangte Ruh' der durchgeseufzten Nächte
Raubt euch der stete Durst nach nichtigem Gewinn.
Der Freundschaft himmlisch Feu'r kann nie bei euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Brüderherzen trennen.

Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener Rümpfen,
Sein Purpur färbet sich mit blauem Bürgerblut!
Verleumdung, Haß und Spott zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der giftgeschwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut.
Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,
Weil um ihr Rosenbett ein naher Donner blitzt.
Der Geiz bebrütet Gold zu sein und Andrer Plage,
Das niemand weniger, als wer es hat, besitzt.
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben ist nichts als ein banger Schlummer.

Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt,
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht schwer noch der Genuß verhaßt.
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu' mit Blut die Freude zahlt;
Euch überströmt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Dawider die Vernunft mit eitlen Lehren prahlt.
Nichts ist, das euch erdrückt, nichts ist, das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich und sterbet, wie ihr lebet.

O selig, wer wie ihr mit selbstgezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt,
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis' aus süßer Milch vergnügt,
Der sich bei Zephyrs Hauch und kühlen Wasserfällen
In unbesorgtem Schlaf auf weichem Rasen streckt,
Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen,
Noch der Trompeten Schall in bangen Zelten weckt:
Der seinen Zustand liebt und niemals wünscht zu bessern,
Das Glück ist viel zu arm, sein Wohlsein zu vergrößern.

Friedrich von Hagedorn, in demselben Jahre, wie Haller, zu Hamburg geboren, stand durch seine Poesie, wie durch seinen Charakter und seine Lebensweise in directem Gegensatze zu dem ernsten, gedankenschweren Lehrdichter. Obwohl ein Verehrer Brockes', versuchte er sich doch nicht in dessen religiöser Naturbeschreibung, noch ward er, wie dieser, ein Nachahmer des Farbenglanzes italienischer Poesie oder der philosophischen Lehrdichtung Englands, so vertraut er auch durch einen längeren Aufenthalt daselbst mit dessen Sprache und Literatur geworden war. Am meisten zog es ihn zu den heitern Fabeln und Erzählungen eines Lafontaine und der lebensfrohen Liederpoesie der französischen Lyriker. In diesen beiden Gattungen ward er für die deutsche Poesie epochemachend; an ihn reiht sich die Schaar der Fabel- und Liederdichter in langer Kette an. Die heitere Lebensansicht, die seine Gedichte durchdringt, floß ihm aus dem Herzen. Er lebte als Secretär einer englischen Handelsgesellschaft zu Hamburg in unabhängiger Muße. Umgang mit Freunden, muntere Geselligkeit und der Genuß der schönen Natur waren ihm die werthvollsten Gaben des Lebens, das er nur bis zum 45sten Jahre brachte, indem er nach längerem körperlichen Leiden am 28. October 1754 starb. Einige Fabeln und Lieder von Hagedorn werden unsere Charakteristik vervollständigen.

Der Esel, der Affe und der Maulwurf.

Ein betrübter Esel heulte,
Weil des Schicksals karge Hand
Ihm nicht Hörner zugewandt,
Die sie doch dem Stier ertheilte;

Und der Affe fiel ihm bei,
Daß der Himmel grausam sei,
Weil er ihm den Schwanz versagte.
Als nun jeder mürrisch klagte,
Sprach der Maulwurf: Ich bin blind;
Daß man sich mit mir vergleiche,
Wenn des Schicksals Zorn und Streiche
Andern unerträglich sind!

Der Hirsch und der Eber.

Ein Eber fragt den Hirsch: Was macht dich hundescheu?
Für mich gesteh' ich gern, daß ich es nicht begreife.
Du hörst so scharf, als sie; wie schnell sind deine Läufe!
Wie fürchterlich ist dein Geweih!
Und da du größer bist, so solltest du dich schämen,
Vor Kleinern stets die Flucht zu nehmen.
Was ist es immermehr, das so dich schrecken kann?
Das will ich, spricht der Hirsch, dir im Vertrauen sagen:
Der Abscheu hängt mir noch von meinem Vater an;
Ich kann das Heulen nicht vertragen.

Der Mai.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken uns wieder
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Staar.

Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist itzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

Wie buhlerisch, wie so gelinde
Erwärmen die westlichen Winde
Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die jugendlich scherzende Liebe
Empfindet die Reizung der Triebe,
Empfindet die schmeichelnde Luft.

Wie gleichet doch Zephyr den Floren!
Sie haben sich weislich erkoren
Sie wählten den Wechsel zur Pflicht.
Er flattert um Sprossen und Garben;
Sie liebet unzählige Farben,
Und Eifersucht trennet sie nicht.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schallmeien,
Ihr stampfenden Tänzer, hervor.
Ihr springet auf grünender Wiese,
Der Bauerknecht hebet die Liese
In hurtiger Wendung empor.

Nicht fröhlicher, weiblicher, kühner,
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.
O reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Muth!

II. Streit um die Theorie der Dichtkunst zwischen Gottsched und den Schweizern.

Auf der Universität Leipzig hatte neben der Strenge gelehrter Fachstudien seit längerer Zeit die Beschäftigung mit der schönen Literatur eine Stelle behauptet. Als Johann Christoph Gottsched sich im Jahre 1724 als junger Docent, von Mencke, dem Historiker und Dichter, begünstigt, dort niederließ, fand er schon eine deutsche Gesellschaft unter dem Vorsitz seines Gönners vor. Sie bot ihm einen Wirkungskreis, wie er seinem Sinne für Poesie und Redekunst, den er von seiner Heimat Ostpreußen mitbrachte, entsprach. Er zog die Theorie der schönen Literatur in den Kreis seiner Vorlesungen und entfaltete in Bezug darauf eine fruchtbare journalistische Thätigkeit. Lehrbücher in faßlicher Breite schlossen sich an; sein Lehrbuch der Redekunst, sein „Versuch einer kritischen Dichtkunst" (1736) erwarben ihm einen Namen als Theoretiker und Kritiker, dem bald eine starke Partei theils aus Verehrung theils aus Furcht sich anschloß. In dem Zeitraume von 1730 bis 1740 stand seine Dictatur des Geschmacks auf ihrer Höhe. Ein nüchterner, phantasieloser Kopf, haßte er Alles, was Fülle und Schwung der Phantasie verrieth, als phantastisch. Für ihn war die Poesie nur eine besondere Art von eleganter Rede, welche der Reim schmückt und bindet. Opitz war ihm das große Vorbild der Poesie neben den französischen Hofdichtern des Zeitalters Ludwigs XIV. Ihre Regeln, die er für eins hielt mit den Grundsätzen der Poesie der Griechen und Römer, waren sein Gesetzbuch. Von diesen geleitet, griff er auch die Reform des Drama's an. Neuber, der 1728 als Principal einer Schauspielergesellschaft nach Leipzig kam, gewann er für seinen Plan, die jämmerlichen Stücke, mit denen bisher die Bühne

versorgt ward, durch die regelmäßigen Stücke zu verdrängen. Pradon's Regulus wurde zur Aufführung gebracht und entzückte das Publicum vornehmlich durch die prachtvolle Garderobe, welche man sich für diesen Zweck vom Dresdener Hoftheater zu verschaffen gewußt hatte. Andere Uebersetzungen französischer Stücke, von Gottsched, seiner Frau und seinem literarischen Anhange verfaßt, folgten nach. Gottsched selbst verfaßte 1731 nach diesem Zuschnitte den sterbenden Cato und glaubte mit diesem überaus trockenen und langweiligen Trauerspiel, worin überdies das Beste aus der Fremde erborgt war, dem künftigen deutschen Drama ein Muster gegeben zu haben; auch ward es in diesem Sinne von seiner Partei gepriesen, so daß es zehn Auflagen erlebt hat. Den letzten Sieg glaubte er feiern zu können, als er 1737 den buntscheckigen Harlekin von der Leipziger Bühne verbannte und die Oper, die er als Beförderung der Wollust und Verderberin guter Sitten anklagte, allmählich verschwinden sah. Zuletzt folgte als Sammlung mustergültiger Stücke, „so daß wir den Franzosen nicht lange mehr den Vorzug werden zugestehen dürfen," die deutsche Schaubühne, nach den Regeln und Exempeln der Alten (1741—45, in sechs Theilen), größtentheils Uebersetzungen aus dem Französischen oder Originalstücke von ihm selbst und seiner Schule. Allein er täuschte sich gar sehr, wenn er glaubte, das Publicum werde sich in die Bahn der breitzugeschnittenen steifen Schauspiele hineinziehen lassen. Und wer war dies Publicum? Noch zwanzig Jahre später konnte Lessing sagen: „Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten, da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein Paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen haben, zuhören wollen." Gottsched mußte gar bald sich überzeugen, daß seine praktische Wirksamkeit für die Bühnenreform verfehlt war und vollständig verunglückte. In Leipzig selbst zerfiel er mit der Frau Neuber, welche nach dem Tode ihres Mannes die Leitung des dortigen Theaters übernommen hatte. Als sie gegen seinen Willen sich den Forderungen des Publicums bequemte und dadurch seine Angriffe hervorgerufen hatte, machte sie ihn in einem

selbstverfertigten „Vorspiel" (1742) in der Rolle des Tadlers lächerlich. Wenn der Vorfall auch für den Augenblick mehr ihr als dem Angegriffenen schadete, so hatte er die Folge, daß sein Einfluß auf die Bühnenvorstellungen völlig aufhörte.

Eine weitergreifende Opposition gegen seine theoretische Richtung und gegen sein kritisches Verfahren ging von der Schweiz aus. In Zürich traten Johann Jacob Bodmer, Professor der Geschichte, und Johann Jacob Breitinger, Professor der alten Literatur, zu einem erfolgreichen Wirken für die Theorie der Poesie zusammen, welches bald seinen belebenden Einfluß auf ganz Deutschland ausdehnte. Sie hatten von Anfang an das vor Gottsched voraus, daß sie nicht frühzeitig mit sich abschlossen, sondern die Empfänglichkeit für geistigen Fortschritt sich auf lange Zeit bewahrten. Daher folgten sie mit Aufmerksamkeit dem Gange der Literatur, während sie zugleich mit richtigem Gefühl das Beste in der Poesie der älteren Zeit und des Auslandes zu Vergleichungen und zur Erörterung der kritischen Grundsätze heranzogen; sie ermunterten das aufstrebende Talent und widmeten eine enthusiastische Theilnahme Allem, was neues Leben verkündigte. Sie hielten den Blick auf die werdende Literatur gerichtet; Gottsched wollte den Standpunct der Poesie fixiren; darin liegt, abgesehen von ihren theoretischen Erörterungen, ihr wesentlicher Unterschied. Der Streit der Parteien erhob sich erst, als Breitinger im Jahr 1740 seine kritische Dichtkunst, Bodmer seine Abhandlungen von den Gleichnissen und von dem Wunderbaren in der Poesie erscheinen ließen. Während Gottsched die Poesie nur von formeller Seite auffaßte und mit der regelrechten Correctheit Alles erfüllt sah, so daß er mit seinem Lehrbuche meinte „untadelige Gedichte" verfertigen lehren zu können, anerkannten doch die Schweizer über den Regeln, deren Werth auch sie nicht verwerfen wollten, noch ein Höheres, die schaffende Kraft der Phantasie. Sie können sich zwar eben so wenig von moralisch-religiösen Tendenzen frei machen, allein sie gehen doch mehr auf den Gehalt ein und verlangen von der Dichtersprache eine lebendigere Anschaulichkeit, sie wollen Bilder und Gleichnisse, sie verwerfen den Reim als unwesentlich, und daraus folgt schon von selbst, daß er durch den dichterischen

Schwung der Sprache zu ersetzen ist. Als Gottsched und seine Anhänger, die er in solchen Fällen ins Feld zu schicken pflegte, den Streit begannen, den die Schweizer mit nicht geringerer leidenschaftlicher Hitze aufnahmen und fortführten, stellten sich die besseren Köpfe auf die Seite der Schweizer Kritiker. In Halle lehrte der Philosoph Baumgarten in Uebereinstimmung mit Breitinger's Theorie und verfaßte, zuerst das Wort schaffend, eine Aesthetik. Pyra in Halle schrieb die Abhandlung: Beweis, daß die Gottschedianische Secte den Geschmack verderbe. Jüngere Talente, die anfangs mit Gottsched in Verbindung gestanden hatten, sagten sich nach und nach von ihm los, und als **1744** sich unter seinen Augen in Leipzig selbst ein Dichterverein gebildet hatte, der unabhängig von seinem Protectorate die Bremischen Beiträge erscheinen ließ (Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, Bremen und Leipzig, **1744—48**), hatte seine Geschmacksdictatur ihr Ende erreicht. Die Literatur fand seitdem ihre Wege ohne ihn, und jeder neue Versuch, sich ihrem Gange zu widersetzen, wie namentlich beim ersten Auftreten Klopstock's, diente nur dazu, sein Ansehen noch tiefer herabzusetzen, während sich die Schweizer, als die lobpreisenden Protectoren der Dichterjugend, noch lange Zeit Ehre und Einfluß sicherten. Auch dadurch erwarben sie sich noch ein besonderes Verdienst, welches erst das folgende Jahrhundert richtig gewürdigt hat, daß sie durch die Herausgabe der Minnesänger und des Nibelungenliedes die altdeutsche Dichtung langer Vergessenheit entrissen, wogegen Gottsched's Ausgabe des Reineke Vos und seine Materialiensammlung zur Geschichte des deutschen Drama's (Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, **1757—65**, 2 Theile), wenngleich verdienstliche Arbeiten, weit zurückstehen. Bodmer's Gedichte sind gleichwohl ebenso verschollen, wie die von Gottsched. Es gehörte nicht viel dazu, Gottsched an Wärme und Geist zu übertreffen; allein so oft auch Bodmer den Anlauf zu größeren epischen Gedichten nahm, ermüdete er doch durch die Breite und Farblosigkeit; sein Heldengedicht Noah, das aus dem von ihm übersetzten Verlorenen Paradiese Milton's und der Messiade Klopstock's Anlage und Ton entlehnte, ward schon von den Zeitgenossen der großen Wasserfluth, die es besang, ver-

glichen. „Hart, wie Zürchische Verse" konnte der witzige Kästner mit Recht sagen, wenn er der schwerfälligen Hexameter des Noah gedachte.

III. Dichterkreise in Sachsen und Preußen.

Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sind es einzelne insularische Gebiete innerhalb des Bereichs deutscher Sprache, in denen die Poesie sich eine Stätte bereitet. Ganze weite Länder bleiben von der Verjüngung des literarischen Lebens noch auf lange Zeit hin unberührt. Wenn die Geschichte der Literatur zu allen Zeiten an einzelnen Namen ihren Faden fortleitet, vergessen wir dabei nicht jenen großen Unterschied zwischen der damaligen und der jetzigen Zeit. Ueber die ganze deutsche Erde, ja bei vielen Tausenden von Deutschen jenseits des Oceans ist jetzt ein Sinn für deutsche Poesie, eine Gewandtheit selbst im poetischen Ausdrucke verbreitet, wie man sie damals nur in wenigen Städten und auch hier nur in kleinen Kreisen antraf. Daß deutsche Poesie ein Gemeingut der ganzen Nation geworden ist, daß alle Stände ein Band höherer geistiger Bildung vereinigt, das ist die große Errungenschaft eines ganzen Jahrhunderts.

Hamburg, Zürich und Leipzig sind unstreitig diejenigen Städte, in denen die Liebe zur Literatur am weitesten verbreitet war und in dem höheren Bürgerstande Wurzel gefaßt hatte. Mit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740) belebt sich's auch in mehreren preußischen Städten; allein die Neigung des Königs zur französischen Literatur begünstigte das Deutsche nicht in den Kreisen des tonangebenden Adels; die deutschen Dichter sind auf einen kleinen Kreis von Freunden verwiesen, und noch im Jahre 1752 kann Kleist während seines Aufenthalts in der Schweiz die Bemerkung machen: „Statt daß man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, findet man in dem kleinen Zürich mehr als 20—30 derselben." Von den Universitäten geschah nichts für die deutsche Nationalliteratur, und nur in Leipzig und Halle nahmen einige wenige Universitätsgelehrten sich der Muttersprache

an. Es war ein anzuerkennendes Verdienst Gottsched's, der Verachtung, die im Kreise der Gelehrten auf derselben lastete, mit all seinem Einflusse entgegengetreten zu sein. Die deutsche Gesellschaft in Leipzig rief auch auf andern Universitäten ähnliche Vereine hervor.

Die Dichtervereine in Leipzig gingen aus dem Kreise jener jungen Gelehrten hervor, welche durch Gottsched und die deutsche Gesellschaft für die schöne Literatur gewonnen waren. Er beschäftigte mehrere derselben bei seinen literarischen Unternehmungen. Sein Schüler und Schützling Schwabe begann 1741 die Herausgabe einer schönwissenschaftlichen Zeitschrift: Belustigungen des Verstandes und Witzes, worin mehrere junge Schriftsteller, unter ihnen Gellert, Rabener, Elias und Adolf Schlegel, mit ihren ersten Versuchen sich an die Oeffentlichkeit wagten. Elias Schlegel war unter diesen das bedeutendste dichterische Talent. Es zog ihn schon auf der Schule zur dramatischen Dichtkunst; er blieb nicht bei den französischen Tragödien stehen, sondern ging auf die Griechen selbst zurück. Sein Hermann, den er 1741 als Leipziger Student verfaßte, griff schon den Stoff aus deutscher Geschichte, und in einer Abhandlung über Shakspeare und Gryphius wagte er in der Zeichnung der Charaktere dem Briten den Vorrang vor dem Deutschen zuzugestehen. Allein sein Dichtertalent gelangte nicht zur Reife. Er starb 1749 zu Soröe auf Seeland, wo er eine Professur an der erneuten Ritterakademie erhalten hatte, in einem Alter von 31 Jahren.

Ein engerer literarischer Verein bildete sich in Folge der Herausgabe der Bremer Beiträge seit 1744. Mit Gärtner, dem Herausgeber, verbanden sich zunächst Johann Andreas Cramer und Adolf Schlegel; bald darauf erweiterte sich der Bund durch Gellert, Rabener, Zachariä, Ebert, Gisefe u. And., zuletzt auch Klopstock, der in seiner Ode „Wingolf" der Freundschaft, die ihn mit jenen edlen Jünglingen vereinigte, ein Denkmal gesetzt und mit wenigen Worten ein Bild der Mitglieder entworfen hat. Von den kritischen Fehden blieben sie fern; dagegen hielten sie regelmäßige Zusammenkünfte, in welchen die poetischen Arbeiten eines Jeden der Kritik unterworfen wurden, durch die zugleich die Aufnahme in die Sammlung der Beiträge entschieden ward. Die Mehrzahl der Dichter dieses Vereins

waren Theologen, und ihr Dichterruhm beruht vornehmlich auf der geistlichen Ode und dem Kirchenliede, das sich bei einem Cramer und Schlegel ähnlich wie bei Gellert zu einer moralisch-erbaulichen Betrachtung gestaltet. Rabener ward einer der gelesensten Schriftsteller seiner Zeit, indem er in seinen Satiren die Moralbetrachtung in den Scherz eines gutmüthigen, lebensfrohen Humors kleidete. Wir können hier nicht bei jedem Einzelnen verweilen; nur Gellert, als der Repräsentant jener ganzen Literaturrichtung, als der gelesenste und einflußreichste Dichter seiner Zeit, verdient eine eingehende Betrachtung.

Christian Fürchtegott Gellert war am 4. Juli 1715 zu Hainichen in Sachsen, wo sein Vater Prediger war, geboren, der vierte in einer Schaar von dreizehn Kindern; doch wenn auch in ärmlichen Verhältnissen heranwachsend, empfand er mehr das Glück der Beschränktheit, als deren Druck. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er auf der Fürstenschule zu Meißen und der Universität Leipzig. Er studirte Theologie; doch da ihm Anlage und Neigung zum Predigtamte abging, schuf er sich einen Wirkungskreis auf der Universität, an der er anfänglich unter vielen Anstrengungen, die den Keim zu seinem nachmaligen Körperleiden legten, durch Privatunterricht und literarische Arbeiten sich seinen Unterhalt verschaffte. 1745 erwarb er sich das Recht, Vorlesungen zu halten, und erlangte 1751 eine außerordentliche Professur, die er bis an seinen 1769 erfolgten Tod bekleidete. Bescheiden und eingezogen war sein Leben, aber sein Wirken hatte eine weite Ausdehnung. Er war der erste Dichter, der das Volk ins Auge faßte, dem „der niedrigste Mann von gesundem Verstande würdig genug ist, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern und ihm in einem leichtzubehaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu sagen und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen.“ Seine Fabeln und Erzählungen wurden ein deutsches Volksbuch; als solches sind sie vor Allem zu beurtheilen und nicht bloß mit dem Maßstabe, den die höhere Poesie an die Hand giebt, zu messen; den Prüfstein der Zeit haben sie, wie wenig andere Dichtungen, bestanden. Von der Mehrzahl seiner geistlichen Lieder läßt sich ein Gleiches behaupten. Zwar hebt sie weniger die

Kraft und Freudigkeit des Glaubens, sie verlieren sich allzu oft in die Breite der moralischen Betrachtung; allein die Wärme des Gefühls, die gottergebene Andacht, die in schlichtem allgemein verständlichem Ausdrucke zum Herzen redet, hat vielen seiner Lieder in den Herzen der Christen eine unvergängliche Stätte gesichert. Seine Lustspiele, die nur für ihre Zeit Werth haben konnten, sowie seine Prosaschriften übergehen wir. Nur das ist noch hervorzuheben, daß er durch die große Zahl seiner Schüler, die in verschiedenen Gegenden Deutschlands als Hofmeister und Lehrer thätig waren, Sinn und Geschmack für deutsche Sprache und Literatur weithin und namentlich unter dem Adel verbreitete. Sein Andenken wird in Ehren bleiben, des edlen Menschen wie des ersten in der Reihe der Dichter und Gelehrten, welcher der ganzen Nation angehörte. Proben seiner Dichtungen sind hier überflüssig, da seine Fabeln in allen Lesebüchern und seine besten Lieder in allen evangelischen Gesangbüchern zu finden sind.

Halle, die noch junge Universität, hatte seit ihrer Gründung sich die Pflege der Muttersprache sehr angelegen sein lassen. Thomasius und Wolff hatten ihr im wissenschaftlichen Vortrage das akademische Bürgerrecht neben dem Lateinischen ertheilt. Eine deutsche Gesellschaft war gestiftet, und die Theorieen der Schweizer fanden hier früher Eingang als in Leipzig. Lange und Pyra dichteten reimfreie Oden. **1740** stiftete die Liebe zur Poesie die Freundschaft zwischen Uz, Gleim und Götz, die bald hernach als Liederdichter sich neben Hagedorn einen Namen erwarben.

Johann Peter Uz, dessen juristische Laufbahn ganz seiner Vaterstadt Ansbach angehört, wo er **1796** als preußischer Justizrath und Amtsrichter starb, wandte sich später von der heitern Liederpoesie zu der ernsten, lehrhaften Ode, welche seinem streng-sittlichen Charakter mehr entsprach. Seine philosophischen Oden, unter denen die „Theodicee" auszuzeichnen ist, sowie seine patriotischen, von denen wir nur die von edelster Gesinnung eingegebene Ode „das bedrängte Deutschland" nennen wollen, welche wir unten anschließen, endlich seine geistlichen Lieder, zwar mehr die Früchte einer tüchtigen sittlichen

Gesinnung, als der lebendigen Glaubenskraft, sichern ihm eine der ersten Stellen unter den Lyrikern seiner Zeit.

Das bedrängte Deutschland.

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?

Sind, wo die Donau, wo der Main
Voll fauler Leichen langsam fließet,
Wo um den rebenreichen Rhein
Sonst Bacchus fröhlich ging, und sich die Elb' ergießet;

Sind nicht die Spuren unsrer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?
Wo strömte nicht das deutsche Blut?
Und nicht zu Deutschlands Ruhm, nein, meistens ihm zur Schande.

Wem ist nicht Deutschland unterthan?
Es wimmelt stets von zwanzig Heeren;
Verwüstung zeichnet ihre Bahn,
Und was die Armuth spart, hilft Uebermuth verzehren.

Vor ihnen her entflieht die Lust,
Und in den Büschen, in den Auen,
Wo vormals an geliebter Brust
Der satte Landmann sang, herrscht Einsamkeit und Grauen.

Der Adler sieht entschlafen zu,
Und bleibt bei ganzer Länder Schreien
Stets unerzürnt in träger Ruh,
Entwaffnet und gezähmt von falschen Schmeicheleien.

O Schande! sind wir euch verwandt,
Ihr Deutschen jener bessern Zeiten,
Die feiger Knechtschaft eisern Band
Mehr, als den härtsten Tod im Arm der Freiheit, scheuten?

Wir, die uns kranker Wollust weihn,
Geschwächt vom Gifte weicher Sitten,
Wir wollen derer Enkel sein,
Die rauh, doch furchtbarfrei für ihre Wälder stritten —

Die Wälder, wo ihr Ruhm noch jetzt
Um die bemoosten Eichen schwebet,
Wo einst, von Eintracht unterstützt,
Ihr ehrner Arm gesiegt, und Latium gebebet?

Wir schlafen, da die Zwietracht wacht
Und ihre bleiche Fackel schwinget,
Und, seit sie uns den Krieg gebracht,
Ihm stets zur Seite schleicht, von Furien umringet.

Ihr Natternheer zischt uns ums Ohr,
Die deutschen Herzen zu vergiften,
Und wird, kömmt ihr kein Hermann vor,
In Hermanns Vaterland ein schmählich Denkmal stiften.

Doch, Muse, wage nicht zu viel!
Verlaß bei so verderbten Zeiten
Alcäens kriegrisch Saitenspiel,
Das die Tyrannen schalt, und scherz' auf sanftern Saiten!

Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geboren 1719 zu Ermsleben am Harze, an poetischem Talent von Vielen, an Begeisterung für das Aufblühen deutscher Dichtkunst von niemandem übertroffen, machte sein gastliches Haus zu Halberstadt, wo er 1747 die Stelle eines Domsecretärs erhielt, zu einem Tempel der Dichterfreundschaft. Die Besuche seiner Freunde waren ihm die schönsten Feste, der Briefwechsel mit ihnen sein eigentlichstes Element; der Dichtkunst ein junges Talent zu gewinnen und zu erhalten, ward ihm zu einer Lebensaufgabe, der er sich mit hochherziger Uneigennützigkeit unterzog.

Warm wie in der Liebe zur Poesie und zu seinen Freunden, war er auch in seinem Enthusiasmus für die Großthaten Friedrichs II. Sie machten ihn recht eigentlich erst zum Dichter; denn all das matte Geklingel seiner scherzhaften und Anakreontischen Lieder, welches für die Nachwelt werthlos ist, hat er nur einmal übertroffen in den Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Wenn auch hier die Poesie oft zu kurz kommt und vom Patriotismus sich vertreten lassen muß, so waren sie doch kräftige Stimmen aus der Seele des Volks; die Poesie gewann einen Gehalt, das Nationalgefühl einen Ausdruck. Daher wirkten sie

gleich Volksliedern; sie tragen wie Gellerts Fabeln die Poesie zu den untern Schichten des Volkes. Wenn wir einige Fabeln ausnehmen, so sind die übrigen Gedichte Gleim's längst vergessen. Doch blieb ihm die Muse eine Gefährtin bis an sein Ende, selbst da er in den letzten Lebensjahren fast erblindet war. Er starb am 18. Februar 1803.

Gleim konnte sich rühmen, manches poetische Talent geweckt und gefördert zu haben. Vor Allem aber blieb sein Stolz, Kleist in die Dichterlaufbahn gebracht zu haben, welche ihm rasch einen ruhmbekränzten Namen erwarb. An Kleist's Krankenbette zu Potsdam ward 1743 der Freundschaftsbund geschlossen, dessen nächste Frucht die Aufmunterung eines schlummernden Dichtertalents war.

Ewald Christian von Kleist, geboren 1715 zu Zeblin in Pommern, hatte als Jüngling wider seine Neigung den Militärdienst ergriffen. Er erfüllte seine Pflicht als ein Mann von Ehre und hat sie bei Kunersdorf auf dem Schlachtfelde bewährt, wo er die Wunden davontrug, an denen er am 24. August 1759 zu Frankfurt an der Oder verschied. Allein das schwermüthige Gefühl, seinen Beruf verfehlt zu haben, die „Sehnsucht nach Ruhe," welche in seinen Gedichten häufig wiederklingt, vornehmlich nach dem Frieden des Landlebens und dem Genusse der Natur, begleiten ihn durch sein kurzes Leben; er ist der gelähmte Kranich seiner Fabel, welcher nicht das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden theilt und der laute Spott der frohen Schaar wird. Gerade deßhalb übertreffen seine Dichtungen durch Innerlichkeit, durch die Beziehung zu einer tüchtigen Individualität die meisten Lyriker seiner Zeit; in allen tritt uns der edle Charakter entgegen, der sich über den Druck des Lebens, so tief er ihn fühlt, mit starkem Muthe erhebt. Sein vielgepriesenes beschreibendes Gedicht der Frühling (1749), dem Plane nach nur ein Theil einer größeren Dichtung, welche das Landleben darstellen sollte, schildert uns Frühlingsscenen in fragmentarischer Folge, am anziehendsten dann, wenn die Bilder der Natur in elegische Lebensbetrachtung übergehen. Auch seine Lyrik neigt zum Elegischen und Idyllischen und spricht durch ihre Wahrheit zum Herzen. Selbst die Fabel hat der Elegie dienen müssen. Wir setzen die schon erwähnte vortreffliche Fabel hierher.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammen kam, um in ein wirthbar Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt, ich half so viel, als ihr,
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn! mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht? — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land ins Meer. Die Schaar
Beginnt geordnet jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück und ruht
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt vor Gram und Schmerz. —

Nach vielem Ruhn sah er das bess're Land,
Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin,
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseit des Ufers giebt's ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch.

Karl Wilhelm **Ramler** aus Colberg, wo er 1725 geboren wurde, den Dichter Berlin's, nennen wir zuletzt in dem preußischen Dichterkreise, dem er wenigstens durch die Freundschaftsverbindungen seiner Jugend angehörte, indem bei ihm die patriotische Tendenz mit

dem bewußten Streben nach höchster Formvollendung zusammentrifft. Zum Odendichter machte ihn nur ein fleißiges Studium der römischen Dichter und ein feines Gefühl für den Wohllaut der Sprache und des Versbaus; einen würdigen Stoff gaben ihm die Thaten seines großen Königs. Allein er ist phantasiearm, ohne Seele und Wärme, ohne große Gedanken, und der aufgebotene Redepomp ist nur ein äußerlicher Zierat. Um die Ausbildung der Verskunst hat er sich vielfache Verdienste erworben, indem er neben Klopstock die Odenversmaße der Alten einführte und lateinische Lyriker mit viel Geschick in unsere Sprache übertrug.

Nicht zu verkennen ist auch, daß er als Lehrer an der Berliner Militärschule viel dazu beigetragen hat, in den adligen und militärischen Kreisen seines engeren Vaterlandes die Liebe zur deutschen Poesie zu wecken.

Es geht aus der obigen Schilderung hervor, daß von Seiten der preußischen Dichterverbindungen wenig oder gar nichts für die Förderung des Drama's geschah. Was in dieser Hinsicht bis zu den reiferen Werken Lessing's erwähnenswerth ist, geht von der jüngeren Leipziger Schule aus, die sich zunächst an Gottsched, Gellert und Elias Schlegel anschließt. Johann Friedrich von Cronegk, ein Schüler und Freund Gellert's, und Joachim Wilhelm von Brawe, der in Leipzig an Lessing sich anschloß, starben als Jünglinge, nachdem beide, jener durch seinen Codrus, dieser durch seinen Brutus, zu bedeutenderen Leistungen Hoffnung erweckt hatten. Von dem Alexandriner, der noch in Cronegk's Dramen breit einherschreitet, macht sich der concisere Stil Brawe's frei und wählt den fünffüßigen Jambus, der sich späterhin in dem deutschen Drama Bahn brach. Eine langjährige Herrschaft auf der Bühne erlangte das gewandte, populäre Talent des Christian Felix Weiße. Ein Kotzebue seiner Zeit, obwohl von reinerem sittlichen Charakter, ergriff er, was des Beifalls des Publicums gewiß sein konnte, unbekümmert um die höheren kritischen Anforderungen, die sein Jugendfreund Lessing, wie er sie an sich selbst stellte, auch gegen ihn wiederholt geltend machte. Mit Lustspielen gewann er sich zuerst sein Publicum; dann folgten, nach englischen Vorbildern bearbeitet, die heitern Singspiele,

welche zu Gottsched's großem Verdrusse den Geschmack für die Oper wieder erweckten und die günstigste Aufnahme fanden. Nach Cronegk's und Brawe's Tode wagte er sich auch an die Tragödie, in der er den Alexandriner bald verließ und den Gebrauch der fünffüßigen Jamben populärer machte, bis er in Romeo und Julie, womit er sich in einen Wettstreit mit Shakspeare einließ, zur Prosa überging. Obwohl er mit diesem Stücke noch großen Beifall erntete, so schreckte ihn doch Lessing's strenge Kritik seines Richard III. und der Gang, den unsere dramatische Poesie seit 1770 genommen hatte, von weiteren dramatischen Versuchen zurück. Er wandte sich jetzt an die Kinderwelt und ward mit seinem Kinderfreund ein Nationalschriftsteller, dessen Einfluß auf die mittleren Stände des Volks nur an Gellert's Popularität seinesgleichen hat. Das innige Anschließen an das Volk, welches sich durch seine ganze schriftstellerische Laufbahn hindurchzieht, hat auch seinen lyrischen Poesieen einen Zug zum Volksmäßigen gegeben, so daß manche sich dem Ton des echten Volksliedes nähern und zum Theil noch jetzt nicht verklungen sind.

IV. Klopstock.

Es war im Herbst des Jahres 1745, als ein 21jähriger Jüngling von der Schulpforte, dem stillen Orte seiner wissenschaftlichen Vorweihe, mit einer lateinischen Rede über die ältere und neuere epische Dichtung Abschied nahm und mit folgenden Worten schloß: „Ein jedes Volk Europa's wird sich eines epischen Dichters rühmen können; wir aber sind gegen solche Ehre unempfindlich. Unwille und gerechter Zorn ergreift mich, wenn ich diese Gleichgültigkeit unsers Volkes betrachte. Beschäftigt mit Kleinigkeiten suchen wir den Ruhm des Genie's; mit Gedichten, die aus keinem andern Grunde zu entstehen scheinen, als um zu verschwinden, suchen wir, unwürdig des Namens der Deutschen, die Unsterblichkeit zu erlangen. O gelänge mir's, dies in der Versammlung deutscher Dichter zu reden! Vor Freude würde ich glühen, wenn ich im Stande wäre, sie mit Scham zu erfüllen wegen der Vernachlässigung der vaterländischen

Ehre. Und ist der noch nicht unter den Lebenden, welcher bestimmt ist, Deutschland mit diesem Ruhme zu schmücken, so erscheine, großer Tag, der diesen Dichter ins Leben ruft, und möge dieser würdig werden des Menschengeschlechts, der Unsterblichkeit und Gottes selbst, den er vor Allem preisen und verherrlichen wird!" Dieser Jüngling war Friedrich Gottlieb Klopstock. Er hatte mit jenen Worten das Ideal, das seine jugendliche Begeisterung ergriffen hatte, und seine eigene Zukunft gezeichnet. Drei Jahre später — und von den Alpen bis zum Sund feierte man ihn als den Dichter, der diese Hoffnungen zur Wahrheit gemacht habe. Erfüllt von dem Gedanken, ein deutsches Epos zu schaffen, geleitet von den hohen Meisterwerken des Alterthums, einem Homer und Virgil, hatte er anfangs die Absicht, seinen Helden aus der älteren deutschen Geschichte zu wählen. In seiner Vaterstadt Quedlinburg, wo er am 2. Juli 1724 geboren war, ruhten die Gebeine Kaiser Heinrichs I.; auf ihn fiel seine Wahl, den Befreier des deutschen Volks von der Verwüstung der Fremden, den Erretter von innerer Zwietracht. In einer seiner schönsten Oden ruft er dem Vaterlande zu:

Früh hab' ich dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreier, zu singen.

Allein ich sah die höhere Bahn,
Und, entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts!

Der Plan zu dem Messias wurde von Klopstock schon in Schulpforte entworfen. Die Bekanntschaft mit Milton, den Bodmer bei uns einführte, entwickelte und bestimmte Anlage und epische Behandlung näher. Selbst in Träumen umschwebten ihn die Gestalten seiner erregten Phantasie, und es ward diese Dichtung eine Aufgabe seines Lebens. Hiermit stimmte die Wahl seiner akademischen Studien zusammen; er widmete sich der Theologie und begab sich zuerst nach Jena, darauf 1746 nach Leipzig. Hier umwehte ihn der Frühlingshauch der deutschen Poesie, in welchem sein Genius die

Flügel freudig entfalten konnte. Der Kreis der Jünglinge, welcher die Bremer Beiträge herauszugeben begonnen hatte, nahm auch ihn in seine Mitte und mit den überirdischen Idealen, die er in seinem Herzen trug, verbanden sich die Genien des irdischen Daseins, Freundschaft und Liebe; schon keimte in ihm die zärtliche Neigung zu der Schwester seines nahverwandten Freundes Schmidt, die er unter dem Namen Fanny verherrlicht hat. Aus dieser jugendlichen Gefühlsschwärmerei gingen seine ersten Oden hervor, in denen jede Strophe den höheren Genius verkündigte, der unter den Chor der deutschen Dichter getreten war.

Viel Mitternächte werden noch einst entfliehn!
Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heiligt sie
Der Freundschaft, wie sie eure Väter
Heiligten und euch Exempel wurden.

So sprach er am Schlusse einer seiner ersten Oden („An die Freunde,“ später „Wingolf“, d. i. Freundschaftstempel, überschrieben) das Gefühl der Jugendfreundschaft aus, deren Erinnerungen ihm stets heilig blieben und noch spät in seinen lyrischen Poesieen nachklingen. Erst in der neuen Umgebung, in welcher der Drang seines Innern Verständniß und Anerkennung fand, ward er sich über die Form seines Epos klar. Den Alexandriner hatte er verworfen; der Entwurf der ersten Gesänge war in poetischer Prosa, wie Bodmer den Milton übersetzt hatte, niedergeschrieben. Im Jahre 1746 entschied sich Klopstock für den Hexameter, der bis dahin nur in einzelnen Proben versucht war, und arbeitete die ersten drei Gesänge aus, so daß sie mit dem Ende seiner Leipziger Studienzeit in den Bremer Beiträgen ans Licht treten konnten.

Die deutsche Literatur hatte seit Luther's Bibelübersetzung kein Werk erhalten, das eine ähnliche Wirkung auf unsere Poesie hervorbrachte. Bodmer sah hiermit seine Theorieen verwirklicht, und sein enthusiastisches Lob trug den Dichter der Religion auf dem Schild empor vor den Augen der Nation, die ihn bald mit hoher Verehrung umgab. Nochmals sollte bei seinem Namen der alte Streit Gottsched's mit den Schweizern wieder erregt werden. Nachdem die Gottschedianer mit kleinlichen Kritiken das Gefecht eröffnet, gebrauchte ihr

Meister das unedle Mittel, die Messiasdichtung bei den Theologen zu denunciren, indem er ihnen zu bedenken gab, ob nicht bei solchen poetischen Ausschmückungen der biblischen Erzählung der Glaube in Gefahr komme. Durch solche Mittel brachte er sich nur um den letzten Rest seines kritischen Ansehens. Unbeugsam und zu stolz, um dem Schützling des Gegners den Sieg zu überlassen, erkannte er seinem Anhänger, dem Freiherrn von Schönaich, für das Epos Hermann oder das befreite Deutschland den Lorbeerkranz zu, den er ihm in einer feierlichen akademischen Sitzung aufs Haupt setzte. Es war der letzte Fehlgriff seiner Geschmacksdictatur, der ihm und dem Gekrönten nur Spott eintrug. Der Streit über den Werth der Messiade hatte dem Dichter schnell eine ungemeine Popularität verschafft.

Klopstock lebte nach beendigter Universitätszeit als Hauslehrer zu Langensalza in der Nähe seiner geliebten Fanny. Ihr schmeichelte die Liebe des gefeierten jungen Dichters, die sie nicht mit gleichen Gefühlen vergalt. Wenn der ungestüme Bodmer in einem eigens zu diesem Zwecke an sie gerichteten Briefe es ihr zur Pflicht macht, durch ihre Gegenliebe Deutschland seinen größten Dichter zu erhalten, so verkannte er nicht nur, daß die Entscheidung einer solchen Frage nicht vom Dichterruhme abhängt, sondern auch, daß die Poesie nicht stets das Glück als Gefährtin braucht, daß vielmehr das Herz den Kampf mit den Verhältnissen des Lebens redlich durchgekämpft haben muß, um der Boden zu sein für ihre schönsten Blüthen. Die Oden, welche damals aus der bewegten Brust des jungen Dichters hervorströmten, haben einen Schwung, eine Seelenwärme, wie keine seiner späteren lyrischen Dichtungen. Eine der schönsten fügen wir hier ein:

An Fanny.

Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang' über meines Lebens Schicksal
Brechend im Tode nun ausgeweint hast,
Und still anbetend da wo die Zukunft ist
Nicht mehr hinaufblickst, wenn mein ersungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne
Und von der Liebe zu dir, Messias,

Nun auch verweht ist oder von Wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward,
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist und deines Auges
Still heitres Lächeln und sein beseelter Blick
Auch ist verloschen, wenn du vom Volke nicht
Bemerket deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,
Des Nachruhms werther als ein unsterblich Lied,
Ach wenn du dann auch einen beglückteren
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir,
Einen beglückteren, doch nicht edlern!
Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn,
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn,
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest!
Dann wägt, die Wagschal' in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich:
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonieen.
Wenn dann du dastehst, jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir, säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.
Dann soll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen, dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen
Und dich umarmen, dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt unaussprechlich süße Freuden,
So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist.
Rinn' unterdeß, o Leben. Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft;
Ihr andern seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht und umwölkt und dunkel!

Indem des Dichters Sehnsucht in dem Schmerz der Entsagung sich an den Himmel knüpft und die Liebe als Ewigkeit genießt, umkleidet seine Phantasie die Geliebte mit Allem, was er Edles und Göttliches in sich fühlte; sie wird ihm die göttliche Muse, die ihn auf Zion geleitet und ihn umgiebt in den „Stunden der Weihe,“ wo er in das Anschauen überirdischer Herrlichkeit versenkt ist. Daher enthalten der vierte und fünfte Gesang der Messiade, die in dieser

lyrischen Gefühlsspannung gedichtet wurden, viele elegische Anklänge. In der Episode von Semida und Sulamith hat er das Geschick seiner eigenen Jugendliebe gesungen; mit der wehmuthvollen Sprache der derzeitigen Oden mögen wir Semida's Klage vergleichen, womit zugleich Sprache und Ton seiner epischen Dichtung durch ein Beispiel veranschaulicht wird.

Warum weint sie? Ich konnte sie länger weinen nicht sehen;
Denn es brach mir mein Herz! Zu theure zärtliche Thränen,
Schöne Thränen so still, so zitternd im Auge gebildet!
Wäre nur eine von euch um meinetwillen geweinet.
Eine wäre mir Ruhe gewesen! Ich klage noch immer,
Immer um sie! Mein Leben voll Qual, mein trauriges Leben
Ist noch immer von ihr ein einziger langer Gedanke!
O du, welches in mir unsterblich ist, dieser Hütte
Hohe Bewohnerin, Seele, von Gottes Hauche geboren,
Du des Erschaffenden Bild, der nahen Ewigkeit Erbin,
Oder wie sonst dich bei deiner Geburt die Unsterblichen nannten,
Red', ich frage dich, lehre du mich! enthülle das Dunkle
Meines Schicksals! öffne die Nacht, die über mich herhängt!
Red', antworte mir! ich frage dich! Müde zu weinen,
Müde bin ich zu trauern in dieser Wehmuth mein Leben!
Warum, wenn ich sie seh', die vielleicht zur Unsterblichkeit aufstand,
Oder, ferne von ihr und nicht um Cidli, sie denke,
Warum fühl' ich alsdann im überwallenden Herzen
Neue Gedanken, von denen mir vormals keiner gedacht war?
Bebende, ganz in Liebe zerfließende, große Gedanken!
Warum weckt von der Lippe Cidli's die silberne Stimme,
Warum vom Aug' ihr Blick voll Seele mein schlagendes Herz mir
Zu Empfindungen auf, die mit dieser Stärke mich rühren?
Die sich rund um mich her, wie in hellen Versammlungen, drängen,
Jeder rein, wie die Unschuld, und edel, wie Thaten des Weisen?
Warum decket der Schmerz mit mitternächtlichem Flügel
Dann mein Haupt und begräbt mich hinab in den Schlummer des Todes,
Wenn ich, sie liebe mich nicht, den trüben Gedanken entfalte?
Ach, dann wall' ich am Grabe, dem ich so nah' war und weine
Meinen Jammer. Mir horcht die schauernde Todesstille.
Oft will ich dann mit gewaltigem Arm den Kummer bestreiten;
Meine Seele versammelt in sich die Empfindungen alle,
Welch' ihr von ihrer hohen Geburt und Unsterblichkeit zeugen.
Sei, so red' ich sie an, sei wieder dein, die himmlisch,
Die du bist unsterblich erschaffen! So red' ich ihr Hoheit
Und Standhaftigkeit zu; sie aber verstummt, sich zu trösten,
Schaut auf ihre Wunden herab und weinet und zittert.

Warum bin ich's allein, der, ungeliebet, auf ewig
Liebt? Was erhebt sich mein Herz, auch über die edelsten Herzen,
Groß und elend zu sein? Was ist es in mir, das noch immer
Sie bei dem Namen mir nennt, will ich ihr Gedächtniß vertilgen?
Welche Stimme Gottes ist das, die mit heiligem Lispeln
Und mit Harmonieen, zärteren Seelen nur hörbar,
Meinem Herzen leise gebeut, sie ewig zu lieben?
Und so will ich denn ewig dich lieben, wie schweigend du mir auch,
Wie verstummend du bist! Ach, da ich es, Cidli, noch wagte,
Zitternd zu denken, du seist mir geschaffen: wie still war mein Herz da!
Welche Wonnen erschuf sich mein Geist, wenn Cidli mich liebte,
Welche Gefilde der Ruh' um mich her! O, darf ich noch einmal,"
Süßer Gedanke, dich denken? und wird dich mein Schmerz nicht entweihen?
Du warst, Himmlische, mein! durch keine kürzere Dauer,
Als die Ewigkeit, mein! Das nannt' ich für mich geschaffen!
Jeder Tugend erhabneren Wink, der unsichtbar mir sonst war,
Lernt' ich durch deine Liebe verstehn! Mit zitternder Sorgfalt
Folgte mein Herz dem gebietenden Wink. Die Stimme der Pflichten
Hört' ich von fern! Ihr werdendes Lispeln, ihr Wandeln im Stillen,
Ihren göttlichen Laut, wenn Keiner sie hörte, vernahm ich!
Und nicht umsonst! Wie ein Kind voll Unschuld, mit biegsamem Herzen,
Folgt' ich dem leichten Gesetz der sanft gebietenden Stimme,
Daß ich deinen Besitz, die du mir theurer, als Alles,
Was die Schöpfung hat, warst, durch keinen Fehl nicht entweihte.
Welche Gabe warst du mir von Gott! Wie dankt' ich dem Geber,
Daß ich, wie auf Flügeln, von deiner Unschuld getragen,
Näher dem Liebenswürdigen kam, der so schön dich gebildet,
Der so fühlend mein Herz und dein's so himmlisch gemacht hat!

Im Frühling des Jahres 1750 verließ er Langensalza, besuchte seine Eltern in Quedlinburg, machte zu Halberstadt die Bekanntschaft Gleim's, bei dem er heitere Tage genoß, — der Beginn einer bis an den Tod fortgesetzten Freundschaft — und folgte dann einer Einladung Bodmer's nach Zürich. Hier, wo er im Rausche des Dichterruhms und der frohsten Geselligkeit glückliche Tage verlebte, deren schönsten, die Lustfahrt auf dem Züricher See, am 30. Juli, eine seiner schwungvollsten Oden gefeiert hat, verwandelte sich der erhabene Messiasdichter, der schwermüthige Elegiker in den lebensfrohen Jüngling, der in den lyrischen Gedichten, so selten er auch erscheint, dem aufmerksamen Leser nicht verborgen bleibt.

Im folgenden Jahre reiste Klopstock nach Kopenhagen, als ihm vom Könige Friedrich V. von Dänemark auf Verwenden des Mi-

nisters von Bernstorff eine Pension bewilligt ward, damit er Muße habe, sein Epos zu vollenden. Auf dieser Reise lernte er zu Hamburg seine nachmalige Gattin, Meta Moller, kennen, mit deren Liebe ihm „alle schlummernden Freuden wieder aufwachten", wovon seine warmgefühlten Oden an Cidli Zeugniß geben. 1754 ward der eheliche Bund geschlossen, für beide eine Quelle des reichsten häuslichen Glücks und für Klopstock die Zeit freudigen Schaffens, so daß die Messiasdichtung über den zehnten Gesang hinaus vorrückte. Der Tod entriß ihm seine Meta schon im Jahre 1758; allein sie lebte ihm in heiligen Erinnerungen fort. Im funfzehnten Gesange des Messias hat er ihre Sterbestunde geschildert. Da wenige Leser jetzt noch weit in die Messiade vorzudringen pflegen, so schalten wir die rührende, getreu der Wirklichkeit entnommene Episode hier nach der ersten Bearbeitung ein.

Gedor, von sanftem Herzen und gleich empfindlich der Freude
Und der Traurigkeit, aber auch festen Entschlusses, dem Geber,
Ruhe gäb' er ihm oder Schmerz, sich zu unterwerfen,
Gedor lebte verborgen und glücklich mit der Gefährtin
Dieses Lebens nicht nur, auch jenes ewigen Lebens.
Wie sie sich liebten, wußten nur sie und wenige Freunde.
Weggewandt von dem Leben am Staube, besprachen sie oft sich
Von der künftigen Welt und von der näheren Trennung
Oder noch fernen, auf ihrer Reise zur Heimat im Himmel.
Liebend wünschten sie sich, doch wagten sie das nicht zu hoffen,
Was so Wenigen ward, mit einander hinüber zu wallen.
Herr! ihn hatt'st du ersehn, zu des dunkeln Thales Eingang
Sie zu geleiten. Sie lag zu sterben. Das glaubt er zu sehen;
Aber er wußte, daß du aus großen Gefahren erretten,
Tödten könntest in kleinen. Jetzt kam, der eilende Tod kam
Näher und wurde gewiß. Sie richtet von Gedor gen Himmel
Ernst ihr Auge, dann wieder auf ihn vom Himmel herunter,
Wieder gen Himmel von ihm. So erhub sie zweimal ihr Auge.
Niemals sah er Blicke, wie diese; nie wurden ihm Blicke,
Wie die ihrigen waren, beschrieben, voll feirlichen Ernstes
Und der innigsten Wehmuth und mächtiger Ueberzeugung
Jenes ewigen Lebens. Ich sterbe! verlasse dich! gehe
Zu der namenlosen Ruh! war's, was sie redeten! war's nicht?
Stärker war's, unaussprechlich! Hier mußt' er der Menschheit erliegen,
Oder ihn mußte mit mächtigem Arme der Helfer erheben.
Und der Erbarmende that's. Der schwache Sterbliche fühlte

Sich der Erde gewaltig entrissen und nahe dem Eingang
Zu der Herrlichkeit, welcher sich seiner Eidli schon aufthat.
Und er trat zu ihr hin mit mehr als Ruhe, mit Freude,
Legt' auf ihre Stirne die Hand und begann sie zu segnen:
Wandl' hierüber im Namen des Herrn, der Abrahams Gott war,
Isaks und Jakobs, im Namen des angebeteten Helfers!
Ja sein Wille gescheh', es gescheh' sein gnädiger Wille!
Und sie sprach mit der Stimme der Zuversicht und der Freude:
Ja, Er mach' es, wie Er es beschloß! Gut wird Er's machen!
Gedor hielt ihr die Hand: Wie ein Engel hast du geduldet!
Gott ist mit dir gewesen! Mit dir wird Gott sein! Gewesen
Ist mit dir der Allbarmherzige! Dank sei und Preis sei
Seinem herrlichen Namen! Er wird dir helfen! Ach wär' ich
Elend genug, ihm nicht zu dienen, so dient' ich ihm heute.
Sei mein Engel, läßt Gott es dir zu! . . . . . Du warest der meine!
Sagte Eidli . . . . . Sei nun, du Himmelserbin, mein Engel,
Läßt der Herr dir es zu. Und liebend erwiderte Eidli:
Gedor, wer wollt' es nicht sein! Voll Mitleid, mit freudigem Tiefsinn.
Schwebte Rahel um sie, die Geliebte des Pilgers aus Kanan
Und die Mutter des Sohns der Schmerzen. Noch war sie dir, Eidli,
Unsichtbar. Doch als nun dein Haupt zu dem Tode dahinsank,
Sahe dein lächelnd=brechender Blick die Unsterbliche stehen,
Und du machtest dich auf, zu deiner Gespielin zu kommen.
Doch mir sinket die Hand, die Geschichte der Wehmuth zu enden!
Späte Thräne, die heute noch floß, zerrinn mit den andern
Tausenden, welch' ich weinte. Du aber, Gesang von dem Mittler,
Bleib und ströme die Klüfte vorbei, wo sich viele verlieren,
Sieger der Zeiten, Gesang, unsterblich durch deinen Inhalt,
Eile vorbei und zeuch in deinem fliegenden Strome
Diesen Kranz, den ich dort am Grabmal von der Cypresse
Thränend wand, in die hellen Gefilde der künftigen Zeit fort.

War er in den letzten Jahren mehr mit geistlicher Poesie beschäftigt gewesen, so daß die meisten seiner geistlichen Lieder und Hymnen in diese Zeit fallen, so verweilte er seit dem Jahre **1760** häufiger und länger wieder in seinem Heimatlande. Es war die Epoche, wo der siebenjährige Krieg das Nationalgefühl kräftiger erregt hatte. Auch Klopstock trat dem Vaterländischen wieder näher, und wenn er gleich die Begeisterung für Preußen und Friedrich nicht in gleichem Maße, wie Gleim, empfinden konnte, so griff er doch zur patriotischen Poesie, erwärmte das Selbstgefühl des deutschen Volkes und hielt ihm das Bild seiner früheren Größe entgegen.

Hermanns Schlacht (1769) ist zwar als dramatisches Gedicht verfehlt, aber es war eine patriotische That und erweckte zugleich durch die Widmung an Kaiser Joseph II. große Hoffnungen für die Zukunft.

Bald ward der Dichter seinem deutschen Vaterlande völlig zurückgegeben. Die veränderten Verhältnisse am dänischen Hofe veranlaßten ihn 1770 seinen Wohnsitz in Hamburg zu nehmen. Hier beendigte er seinen Messias, dessen letzte Gesänge im Jahre 1773 erschienen, als die Nation schon von einer andern Entwickelung unserer Nationalpoesie fortgezogen ward. Indeß vergaß sie nicht den ehrwürdigen Begründer derselben. Auf seiner Reise nach Karlsruhe, wohin ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden, der ihm ein Jahrgehalt aussetzte, geladen hatte, schloß das jüngere Dichtergeschlecht sich mit dem Jubel der Verehrung an ihn. Seitdem hört jedoch sein thätiges Eingreifen in den Gang der Literatur auf. Die Odenpoesie begleitet zwar noch sein Leben bis zu den „höheren Stufen", der letzten seiner Oden; allein der poetische Gehalt nimmt in demselben Maße ab, als Sprache und rhythmischer Bau härter und ungenießbarer werden. Seine Oden auf Nordamerika's Unabhängigkeitskrieg und Frankreichs Staatsumwälzung, die er anfangs pries und dann in der Zeit des Terrorismus verdammte, sind noch ein Beweis, daß er an den politischen Zeitereignissen lebendigen Antheil nahm. Als Dichter galt er jetzt nur noch als ein ehrwürdiger Geist der Vergangenheit. Nur bescheiden und schüchtern wagte sich die Kritik an ihn heran. Diese Pietät hatte nicht bloß in dem Dichterglanze, der ihn umgab, seinen Grund; was Verehrung gebot, war mehr noch die durch ein langes Leben hindurch bewährte sittliche Würde, die Reinheit seines Charakters. Er starb am 14. März 1803. Das Leichenbegängniß, das ihm veranstaltet wurde, war eine Huldigung der Ueberlebenden, wie sie noch nie eine deutsche Stadt der Geistesgröße eines Mitbürgers dargebracht hat. Ein Gefolge von Tausenden begleitete unter dem Geläute der Glocken den Sarg, auf dem die Messiade des Dichters, von zusammengeflochtenen Lorbeerzweigen bedeckt, aufgeschlagen lag. Unter feierlichen Sängerchören ward er unter der selbstgepflanzten Linde neben Meta's Gruft eingesenkt und mit den Erstlingsblumen des Frühlings überschüttet.

Wenn wir uns näher zu der Frage wenden, welchen Rang Klopstock unter Deutschlands Dichtern einnimmt, so kann das Urtheil streng sein, wenn wir uns bloß auf den ästhetischen Standpunct stellen. Daß ihm etwas Wesentliches zum Dichter gemangelt habe, geht schon daraus hervor, daß seine Messiade, das Werk seines Lebens, weit entfernt, eine Nationaldichtung zu sein, wenn auch nur in dem Grade wie Virgil's Aeneide oder Milton's verlorenes Paradies, jetzt nur noch von Wenigen durchgelesen wird. Allein ein gerechteres Urtheil fällen wir vom historischen Gesichtspunct. Einsam sehen wir ihn dann stehen am Eingang unserer classischen Literaturperiode, mit der Schöpferkraft des Genius Leben rufend in die Oede unserer Dichtung und das Erstorbene beseelend. Nicht durch die Gellerte und Gleime, erst durch Klopstock ward unsere Poesie befähigt, das Höchste zu leisten. Da ist unter den großen Dichtern des vorigen Jahrhunderts keiner, der nicht an Klopstock's Dichtungen seine Jugend genährt, nicht an seiner Hand den ersten Flug der Poesie versucht hätte. Ueber ein Jahrhundert hatte unsere Dichtung an fremdem Feuer sich erwärmt, selbst unsere deutsche „Heldensprache," wie sie gerade eben dieses Jahrhundert in seiner Ohnmacht nannte, war nur ein matter Widerschein von alter Herrlichkeit. Klopstock war der Erste, der wieder ganz und gar ein deutscher Dichter sein wollte, der uns wieder stolz sein lehrte auf unsere Nationalität, unsere Geschichte, unsere Sprache und Literatur.

Schrecket noch andrer Gesang dich, o Sohn Teutons,
Als Griechengesang: so gehören dir Hermann,
Luther nicht an, Leibnitz, jene nicht an,
Welche der Hain Braga's verbarg.

Dichter, so bist du kein Deutscher! ein Nachahmer,
Belastet vom Joche, verkennst du dich selber!
Keines Gesang ward dir Marathons Schlacht!
Nächt' ohne Schlaf hattest du nie!

Diese und andere Oden gruben sich tief in die Herzen ein, und noch von seinem Grabe wehte, wie Rückert sagt, in den Zeiten der Bedrängniß und Unterdrückung ein leiser Freiheitsodem. Aber auch die Gesinnung, die Gemüthswelt, in der er als Dichter verweilt,

können wir im schönsten Sinne des Wortes deutsch nennen. Der sittliche Ernst, der religiöse Tiefsinn, der Hang zu elegischer Contemplation, wie sie Grundzüge der Klopstockischen Poesie sind, so sind sie auch der Kern des deutschen Charakters. Liebe und Freundschaft kleiden sich bei uns vorzugsweise in den sittlich-religiösen Enthusiasmus, von dem sie in Klopstock's Dichtungen getragen werden; wie Klopstock, vertauschen wir gern die Wirklichkeit mit dem Reich der Ideen, und tritt das religiöse Moment bei ihm in den Vordergrund, so fand er auch hierin seinen Widerhall in den Herzen seines Volkes. In diesem lyrischen Schwunge, der stets über das Irdische hinausstrebt und mit dem wehmüthigen Gefühl der menschlichen Schwäche und der Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes, wo er dem Göttlichen nahe treten will, sich träumerisch in der idealen Welt der Subjectivität bewegt, besteht seine dichterische Kraft; wo er andere Forderungen erfüllen will, blieb er hinter dem Ziel, nach dem er strebte, zurück. Die Natur hatte ihn weder zu einem epischen noch zu einem dramatischen Dichter bestimmt; es war daher ein Fehlgriff, ein episches Gedicht zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Wenn er jedoch entschlossen war Epiker zu werden, so wäre ein jeder andere Stoff ihm noch mehr mißglückt, als die Messiade. In der Geschichte der Erlösung konnte neben dem Epiker noch der Lyriker Platz finden. Wie Klopstock's Dichtung überall an dem Wirklichen mit einer gewissen Scheu vorübergeht und mit raschen Wendungen aus der realen Welt ins Reich der Abstraction flüchtet, so weilt er auch in der Messiade am wenigsten bei den Vorgängen des Diesseits. Andere Welten thun sich daneben auf, und die Bewohner des Himmels wie die Dämonen der Hölle begleiten das Erlösungswerk mit ihren Empfindungen und Handlungen. Da der Dichter die epische Erzählung erst nach dem Einzuge Christi in Jerusalem, dem Hosiannaruf des Volks, beginnen läßt, so bleiben nur die Ereignisse weniger Tage übrig, und selbst hier geht des Dichters einseitige abstracte Erhabenheit so weit, daß er solche Scenen, wo das reinmenschliche Gefühl von der einfach rührenden Erzählung der Evangelien ergriffen wird, Christi letztes Zusammensein mit den trauernden Jüngern, nur einer kurzen Schilderung würdigt. Bei

der Dürftigkeit der Handlung, die in der zweiten Hälfte des Gedichts, in den Schilderungen nach dem Kreuzestode, am fühlbarsten wird, kann die Anspannung der Phantasie in der Schilderung des Ueberirdischen keinen Ersatz bieten; der Leser wird durch das unvermeidliche Einerlei, die stets wiederkehrenden Reden und Gebete, welche an die Stelle der Handlung treten, ermüdet. Weder bei den Engeln und Seligen, noch bei den Dämonen der Hölle ist eine Charakteristik möglich; es redet aus ihnen die Abstraction des absolut Guten und des absolut Bösen. Selbst was auf der Erde vorgeht, ist nur ein Widerschein der jenseitigen Regionen; ein Judas und ein Kaiphas sind nicht mehr menschliche Charaktere, sondern gleichen den Geistern der Hölle, und die edlen Menschen in der Umgebung des Messias haben die Erde schon hinter sich und wandeln mit ihrem geistigen Sein bereits in den Vorhöfen des Himmels.

Der Messias selbst, der Mittelpunct des ganzen Epos, ist seiner menschlichen Natur völlig entkleidet. Er ist nicht der sanfte Meister im Kreise der Jünger, der liebevolle Lehrer, zu dessen Füßen Maria die Tröstungen des Himmels vernimmt; er ist vielmehr der mit allen Kräften der Allmacht ausgerüstete Gott, an dem das Menschliche nur als die um der Passion und Erlösung willen gewählte Hülle erscheint. Er kann nicht handeln, sondern nur leiden — sagt doch der Dichter selbst von ihm: „leiden, beten, lehren, leiden und leiden war sein Leben"! Wie daher in dem Ganzen das Leiden den Grundton bildet, so ist auch in den ihm beigesellten Charakteren die Passivität der herrschende Typus; auch die Jünger, die Freunde und Frundinnen Jesu beweisen ihre Gegenwart mehr im Reden als im Handeln; ihre Thaten sind Gebete und Hymnen, es sind „Thaten der Seele", wie es Klopstock selbst ausdrückt.

Wir dürfen uns also nicht darüber täuschen, daß die Messiade die Forderungen, die man an ein Epos zu machen hat, unerfüllt läßt. Indeß je weniger Ansprüche man nach dieser Seite hin macht, desto ungestörter wird man sich dem Genuß der lyrischen Partieen hingeben; aus dem Messias läßt sich eine Perlenschnur von Oden und Elegieen zusammenstellen, wie wir denn oben einige als Proben schon hervorgehoben haben; hier spricht sich die elegische Weh-

muth mit dem Pathos erhabenster Empfindung in mächtig ergreifenden Tönen aus.

Wie Klopstock kein Epiker war, so war er noch weniger ein dramatischer Dichter. Sein erstes Drama, der Tod Adams, ein Nachklang der Messiade, ist eine elegische Idylle. Die der biblischen Geschichte entnommenen Schauspiele David, Salomo erregen durchaus kein dramatisches Interesse. Etwas mehr geschieht dies in den lyrisch-dramatischen Dichtungen, welche er Bardiete nannte, Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürsten, Hermanns Tod, besonders in den beiden ersteren. Die Handlung ist jedoch auch hier dürftig. Die Ereignisse erscheinen nicht in ihrer nothwendigen Verknüpfung, so daß wir über die Gründe, weßhalb die Deutschen über die Römer siegen, völlig im Unklaren bleiben, wogegen die Unterredungen über das Geschehene weit ausgesponnen sind. Die lyrischen Partieen, nämlich die Bardenchöre, treten überall in den Vordergrund, so daß man deutlich sieht, wo Klopstock sich heimisch fühlte. Sie fallen in Eine Classe zusammen mit denjenigen patriotischen Oden, welche die alte Bardenzeit zu erneuern suchten — die untergeschobenen Ossian'schen Gesänge machten damals auch in Deutschland großes Aufsehen —. Nicht minder verfehlt war die Aufnahme der nordisch-germanischen Mythologie, die selbst in die Umarbeitung der älteren Oden sich eindrängte und im Grunde doch nur eine Vertauschung der bekannten griechisch-römischen Namen mit den fremdartigen nordischen war.

Die Lyrik ist die eigentliche Sphäre der Klopstock'schen Poesie. Zu ihrem Inhalt machte er die innigsten Regungen des Gemüths, die Empfindungen der Liebe und Freundschaft, die in der herkömmlichen conventionellen Poesie selten ein offenes Geständniß gewagt hatten, sowie die höchsten menschlichen Interessen, Religion und Vaterland. Er giebt seine ganze Persönlichkeit bis zu den Freuden der Züricher Fahrt oder des Eislaufs, und dies sind die Oden, welche den unvergänglichen Kern seiner Dichtung ausmachen. Seine religiösen Hymnen verlieren sich meistens in die Nebel der Abstraction, und nur wo er die religiöse Empfindung an die äußere Er-

scheinung knüpft, zieht er unsere Andacht auf erhabenen Schwingen mit sich fort; im Säuseln der erquickenden Frühlingslüfte (Ode: „Frühlingsfeier") fühlen wir die Nähe des allgütigen Schöpfers; unter der glanzvoll über uns sich wölbenden Sternennacht stimmen wir mit ihm ein in den Preis dessen, der mit den Lichtern des Himmels die schweigende Nacht schmückt und noch die Gräber mit den Blumen des Lichtes bekränzt. Dieser poetischen Anschaulichkeit ermangeln diejenigen Hymnen, welche das Anschaun Gottes, die Glückseligkeit Aller und andere abstracte Themata behandeln. Hier fühlt der Dichter selbst die Unmöglichkeit des entsprechenden Ausdrucks; gehäufte Ausrufungen müssen oft den Gedanken vertreten, und die Hinweisung auf das Unaussprechliche ist nur das Geständniß der Ohnmacht der Poesie, wodurch in dem Leser keine Begeisterung erweckt werden kann. Klopstock nannte einen solchen geistlichen Hymnus Gesang und stellt ihn folgendermaßen in Gegensatz zu dem Liede: „Der Gesang ist feurig, stark, voll himmlischer Leidenschaften, oft kühn, heftig, bilderreich in Gedanken und im Ausdruck und nicht selten von denjenigen Gedanken beseelt, die allein von dem Erstaunen über Gott entstehen können. Ich sage nicht, daß das Lied nicht auch Vieles von diesem Allen haben könne; aber es mildert es fast durchgehends und bildet es in Vorstellungen um, die leichter zu übersehen sind. Jener ist die Sprache der äußersten Entzückung oder der tiefsten Unterwerfung, dieses der Ausdruck einer sanften Andacht und einer nicht so erschütterten Demuth."

Geistliche Lieder in dem bezeichneten Sinne hat Klopstock ebenfalls gedichtet, gemilderte geistliche Oden, nicht die Töne des einfachen Kirchenliedes, sondern Klänge gläubiger Begeisterung, die in ätherischer Höhe subjectiver Empfindung dahinschweben. Als vortrefflich sind zu erwähnen das Auferstehungslied sowie das Morgen- und Abendlied, die durch einfachen Ausdruck sich auszeichnen. Das letztere mag hier eine Stelle finden:

Sink' ich einst in jenen Schlummer,
Aus dem keiner nicht erwacht,
Geh' ich aus der Welt voll Kummer,
Todesruh', in deine Nacht:

O dann schlaf' ich anders ein!
Weg aus dieses Lebens Pein
Wall' ich hin zu deren Hütten,
Die, nun glücklich, hier auch litten.

Jetzo schlaf' ich, aufzuwachen
Noch für Tage dieser Zeit! —
Laß mich fertig stets mich machen,
Vater, zu der Ewigkeit!
Daß ich Wanderer dann sei
Leicht, bereit, von Bürden frei,
Von den Lasten dieser Erde,
Daß ich nun unsterblich werde!

Gerne laß den Tag mich sehen,
Der als Retter mir erscheint,
Wenn mit unerhörtem Flehen,
Wer mich liebet, um mich weint.
Stärker, als mein Freund, im Schmerz
Sei mein gottverlangend Herz!
Voll von deines Namens Preisen
Laß mich ihn gen Himmel weisen!

Wir können unsere Erörterungen über Klopstock's Poesie nicht passender schließen, als mit der treffenden Charakteristik, worin Schiller das Wesentliche zusammengefaßt hat: „Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, sowie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als Er, aber ohne es, wie Er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objects zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affectation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hatte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in

gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deßwegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich Vieles, sehr Vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist."

V. Lessing.

Es war ein günstiges Geschick für die Entwickelung unserer Literatur im achtzehnten Jahrhundert, daß keine Richtung sich einseitig und ausschließlich geltend machen konnte, sondern die großen Geister gleichzeitig und neben einander auf verschiedenen Bahnen dem Ziele, einer Reform unserer Nationalliteratur, entgegenstrebten. In Klopstock hatte von vornherein die phantasievolle, auf die Schwärmerei des jugendlich gesteigerten Gefühls basirte Weltanschauung die Herrschaft erlangt. In Lessing behält der scharfe Verstand, die kritische Besonnenheit die Oberhand. Jener wendet sich vom Leben hinweg in die Welt des Gemüths; dieser sucht die Berührungen mit dem Leben auf, begleitet alle Richtungen der geistigen Bildung mit seiner Theilnahme und greift in der Poesie wie in der Wissenschaft energisch in die Gegenwart ein. Jener versenkt sich mit seinem Gefühl in die pietistische Ueberschwänglichkeit und lehnt alle Philosophie von sich ab; dieser ist durch und durch ein philosophischer Denker, der seiner Kritik kein Gebiet der Wissenschaft, selbst die Theologie nicht, durch irgend eine Autorität verschließen lassen will. Jener beseelt unsere Poesie durch das Prometheusfeuer seiner Lyrik, welche die Schranken der Darstellung stets überspringen möchte; dieser ist Dramatiker

im strengsten Ebenmaß der Form, die er von seinem kritischen Scharfsinn sich vorzeichnen läßt.

Zu Camenz in der Lausitz am 22. Januar 1729 geboren, der älteste Sohn eines Predigers, ward er frühzeitig in die alten Sprachen eingeführt, die zur Vorbereitung auf das theologische Universitätsstudium dienten. Wie Klopstock in Schulpforte, ging er den Weg durch die strenge klösterliche Zucht der Fürstenschule zu Meißen und brachte gleich jenem die Vorweihe zur Poesie auf die Universität Leipzig mit, wohin er schon im Herbst 1746, im noch nicht vollendeten achtzehnten Jahre, abging. Ihm ward es bald zu eng in den Hörsälen, in denen meistens eine todte Formelgelehrsamkeit überliefert wurde. Gottsched's Vorlesungen erregten seinen Spott. Er suchte keinen Platz in dessen deutscher Gesellschaft, doch eben so wenig in dem Verein der Verfasser der Bremer Beiträge. Vermochte er in den Vorlesungen Gellert's, der ihm zu weinerlich war, nicht auszuhalten, so konnte ihm, dem Feinde alles empfindsamen Wesens, das nicht aus der einfachen Menschennatur hervorging, auch der um und mit diesem sich bildende Verein nicht genügen; vielmehr verkehrte er mit Christlob Mylius, der aus jenem Verein ausgeschieden und der Freigeisterei verdächtig war. Er besuchte fleißig das Schauspiel und suchte den Umgang mit Schauspielern der Neuber'schen Truppe; er vollendete sein Lustspiel der junge Gelehrte und hatte die Freude, es im Januar 1748 mit Beifall zur Aufführung gebracht zu sehen. Ueber seinen Bildungsgang war entschieden. Das anfängliche Zureden des Vaters vermochte nicht, ihn an das theologische Facultätsstudium zu fesseln. Nach einem kurzen Aufenthalt in Wittenberg war schon 1748 sein Universitätsleben geschlossen. Dramatische Poesie und Kritik war ihm zur Lebensaufgabe geworden.

Außer dem jungen Gelehrten erschienen in jenen Jugendjahren die Lustspiele der Misogyn (Weiberfeind), die Juden und der Freigeist, alle vom Publicum mit Beifall aufgenommen, zwar die Werke eines zwanzigjährigen Jünglings, aber eines Lessing, im Dialog noch etwas breit und ungelenk, jedoch anziehend durch scharfe Charakteristik und selbstständige Auffassung des Lebens. Im „jungen Gelehrten" spottet er der anmaßenden Kathederweisheit, die dem

Leben Gesetze vorschreiben möchte, ehe sie es kennt. In den „Juden" klingt schon die Idee des Nathan an, indem er diese gedrückte Menschenclasse in Handlungen des Edelmuths uns vorführt. Im „Freigeist" tritt er keineswegs in Opposition gegen den religiösen Glauben, sondern lehrt wahre Frömmigkeit von heuchlerischem und eitlem Wesen unterscheiden. Nachdem ihm das Hohle und Unwahre der französischen Dramen und ihrer deutschen Nachahmungen klar geworden war, suchte er auf kritischem und historischem Wege dem Wesen der dramatischen Poesie näher zu kommen. Im Gegensatz zu der dort gültigen Geschraubtheit und Unnatur der Heldencharaktere, dem declamatorischen Pathos der Alexandriner verlangte er Wahrheit der Verhältnisse, Natürlichkeit der Affecte, Einfachheit der Sprache. An die Theorie schloß sich die Ausführung an. Miß Sara Sampson eröffnete 1755 die Reihe der deutschen bürgerlichen Trauerspiele. An die Stelle eines eingebildeten Heroenthums treten hier die Schicksale eines bürgerlichen Hauses, den Platz der Könige und Helden nehmen Menschen ein, deren Verhältnisse uns nahe stehen; der pathetische Vers ist der Prosa gewichen. Wer wollte jetzt noch verkennen, daß Lessing in seiner Vorliebe für die bürgerliche Sphäre der dramatischen Handlung zu weit ging? Allein zunächst war die Rückkehr von der unnatürlichen Höhe des französischen Drama's zu einfach-menschlichen Zuständen und wahren Gefühlen das Haupterforderniß, worauf es ankam, um von da aus auf andere Weise wieder zu einer idealen Höhe zu gelangen. Wie richtig Lessing mit diesem Werke das deutsche Gemüth traf, beweist der ungemeine Beifall, den es überall fand. Zum ersten Mal sah man die Leidenschaft in ihrer Naturwahrheit und hörte die Sprache wahrer Empfindung. Die Schwächen dieses Jugendversuchs hat der Dichter selbst sehr gut erkannt. Die Breite und rhetorische Wortfülle der vorangehenden Dramatik hat es noch nicht ganz abgelegt, die Charaktere hatten sich in abstracter Allgemeinheit und haben noch nicht genug individuelles Leben. Mellefont, ein schwacher, zwischen guten Vorsätzen und niedern Leidenschaften hin und her schwankender Mann, das Vorbild der Weislingen und Clavigo's, sucht die tugendhafte Miß Sara Sampson durch ein Eheversprechen zu täuschen, dessen Erfüllung er immer

aufschiebt, obgleich sie nur unter der Bedingung einer ehelichen Verbindung mit ihm vom väterlichen Hause entflohen ist. Eine seiner vormaligen Geliebten, Marwood, verfolgt ihn, sucht ihn von der neuen Verbindung abzuziehen, und als sie sieht, daß dies unmöglich ist, vergiftet sie ihre Nebenbuhlerin; Mellefont giebt sich selbst den Tod. Die Meisterhand des Dichters erkennen wir vornehmlich in der Zeichnung der Marwood; er zeigt uns mit feiner Kunst die Macht der Eifersucht, verfolgt die Windungen der Leidenschaft bis zu den wildesten Ausbrüchen der Rachbegierde und leitet alle Reden und Handlungen durch Hervorhebung der Motive so klar ein, daß der Abscheu vor der wilden Marwood durch das Mitleid für das betrogene, liebende Weib gemildert und sie der Theilnahme nicht ganz entfremdet wird. Die Grundzüge der hier behandelten Charaktere kehren wieder in der Emilia Galotti, wozu der Plan schon wenige Jahre nachher gefaßt, aber erst spät ausgeführt ward. Auch die Sage vom Faust begann den Dichter in den nächsten Jahren angelegentlich zu beschäftigen. Wir kennen davon nur einige wenige Scenen, von denen wir eine von hoher Vortrefflichkeit hier folgen lassen, welche durch die Vergleichung mit Goethe's Dichtung noch besonderes Interesse gewinnt.

Faust und sieben Geister.

Faust. Ihr? Ihr seid die schnellsten Geister der Hölle?

Die Geister alle. Wir.

Faust. Seid ihr alle sieben gleich schnell?

Die Geister alle. Nein.

Faust. Und welcher von euch ist der schnellste?

Die Geister alle. Der bin ich!

Faust. Ein Wunder, daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner sind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

Der erste Geist. Das wirst du! Einst!

Faust. Einst? Wie meinst du das? Predigen die Teufel auch Buße?

Der erste Geist. Ja wohl, den Verstockten. — Aber halte uns nicht auf.

Faust. Wie heißest du, und wie schnell bist du?

Der erste Geist. Du könntest eher eine Probe, als eine Antwort haben.

Faust. Nun wohl. Sieh her: was mache ich?

Der erste Geist. Du fährst mit deinem Finger schnell durch die Flammen des Lichts —

Faust. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du und fahre siebenmal eben so schnell durch die Flammen der Hölle und verbrenne dich nicht. — Du verstummst? Du bleibst? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde ist so klein, daß ihr sie euch nehmen ließet. — Zweiter, wie heißest du?

Der zweite Geist. Chil; das ist in eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Pest.

Faust. Und wie schnell bist du?

Der zweite Geist. Denkst du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Pest.

Faust. Nun so gehe und diene einem Arzte! Für mich bist du viel zu langsam. — Du Dritter, wie heißest du?

Der dritte Geist. Ich heiße Dilla; denn mich tragen die Flügel der Winde.

Faust. Und du Vierter?

Der vierte Geist. Mein Name ist Jutta; denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

Faust. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden —

Der fünfte Geist. Würdige sie deines Unwillens nicht. Sie sind nur Satans Boten in der Körperwelt. Wir sind es in der Welt der Geister; uns wirst du schneller finden.

Faust. Wie schnell bist du?

Der fünfte Geist. So schnell als die Gedanken des Menschen.

Faust. Das ist etwas! — Aber nicht immer sind die Gedanken des Menschen schnell, nicht da, wenn Wahrheit und Tugend sie auffordern. Wie träge sind sie alsdann! — Du kannst schnell sein, wenn du schnell sein willst. Aber wer steht mir dafür, daß du es immer willst? Nein, dir werde ich so wenig trauen, als ich mir selbst hätte trauen sollen. Ach! — (zum sechsten Geiste) Sage du, wie schnell bist du?

Der sechste Geist. So schnell als die Rache des Rächers.

Faust. Des Rächers? Welches Rächers?

Der sechste Geist. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der sich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte.

Faust. Teufel, du lästerst; denn ich sehe, du zitterst. — Schnell, sagst du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn genannt! Nein! er werde nicht unter uns genannt! Schnell wäre seine Rache? schnell? — Und ich lebe noch? ich sündige noch? —

Der sechste Geist. Daß er dich noch sündigen läßt, ist schon Rache!

Faust. Und daß ein Teufel mich dieses lehren muß! — Aber doch erst heute! Nein, seine Rache ist nicht schnell, und wenn du nicht schneller bist, als seine Rache, so geh nur. — (zum siebenten Geiste) Wie schnell bist du?

Der siebente Geist. Unzuvergnügender Sterblicher, wo auch ich dir nicht schnell genug bin — —

Faust. So sage: wie schnell?

Der siebente Geist. Nicht mehr und nicht weniger, als der Uebergang vom Guten zum Bösen.

Faust. Ha! Du bist mein Teufel! So schnell als der Uebergang vom Guten zum Bösen! — Ja, der ist schnell; schneller ist nichts, als der! — Weg von hier, ihr Schnecken des Orcus! Weg! — Als der Uebergang vom Guten zum Bösen! Ich habe es erfahren, wie schnell der ist! Ich habe es erfahren!

Als Lessing sich von Leipzig, wo er die ersten Jahre des siebenjährigen Krieges in gedrückten Verhältnissen gelebt hatte, im Jahr 1758 wieder nach Berlin wandte, folgte eine Zeit der angestrengtesten literarischen Thätigkeit, die zum Theil mit dramatischer Dichtung in Verbindung stand. Er führte den Faust weiter, den er „ehestens“ hoffte spielen zu lassen, verfaßte das kleine patriotische Festspiel Philotas, übersetzte einige bürgerliche Schauspiele Diderot's, studirte Sophokles und Shakspeare; daneben bearbeitete er Fabeln in einfach-körniger Prosa und leitete sie mit einer ausführlichen Untersuchung über das Wesen der Fabeldichtung ein. Entschiedener noch griff seine Kritik in den Gang der Literatur ein, als er im Verein mit Mendelssohn und Nicolai die Briefe die neueste Literatur betreffend 1759 herauszugeben begann. Mit männlicher Freimüthigkeit und unbestochener Wahrheitsliebe wurden veraltete Theorieen und Vorurtheile beseitigt und auf die höhere Bahn hingewiesen. Auch der Dramatiker erhielt einen neuen, weithin leuchtenden Wegweiser in den gewaltigen Worten, mit denen er Shakspeare's „Meisterwerke“ über Corneille und Racine erhob.

Schon ein Jahr darauf zog er sich von Berlin und von dem durch ihn angeregten kritischen Unternehmen zurück; doch der Geist seiner Kritik wirkte noch lange fort. Lessing hatte gefühlt, daß es ihm auf die Dauer nicht wohl thue, immer zwischen Büchern und im Verkehr mit Gelehrten zu leben. In die Welt herauszutreten, sich im Leben umzuschauen, mit verschiedenartigen Charakteren umzugehen, diese Sehnsucht erfüllte ihn mitten im Gange eines einförmigen Gelehrtenlebens sehr lebhaft. Die stille wissenschaftliche Muße konnte

ihn nicht dauernd fesseln. Um neue Anregungen zu gewinnen, mußte er sich dem Leben von einer andern Seite nähern; der Wechsel war ihm Befreiung. So geschah es, daß er im Jahre 1760 sich von seinen erstaunten Berliner Freunden losriß, um dem General Tauenzien als Secretär nach Breslau zu folgen. In der neuen Umgebung, die ihn zwar der gelehrten Thätigkeit auf einige Zeit entzog, dafür aber mit einer umfassenderen Kenntniß der Welt und der Menschen versah, bildete sich der Dichter der Minna von Barnhelm, und sein nie rastender Geist fand trotz der Zerstreuungen, die ihn von zusammenhangender Thätigkeit abzogen, noch Gelegenheit, die mannigfachsten Elemente künftiger schriftstellerischer Wirksamkeit zu sammeln. Nicht nur zu Minna von Barnhelm, auch zu Laokoon legte er in jenen Jahren die Grundlage, beides Werke, die ihn auf der Höhe seines reformatorischen Berufs erscheinen lassen. Beide wurden erst vollendet, als er 1765 nach Berlin zurückgekehrt war und eine zweijährige ungestörte Muße genoß.

Angeregt von Winckelmann, seinem großen Zeitgenossen, versuchte er im Laokoon, ausgehend von der Betrachtung der vielfach beurtheilten Laokoonsgruppe, das Grundgesetz für die gesammte Theorie des Schönen zu entwickeln. „Das Ideal der Darstellung in Poesie und Kunst ist die Schönheit um ihrer selbst willen", das ist der Fundamentalsatz, auf dem die classische Höhe unserer Poesie beruht. In der weiteren Darlegung und Anwendung seiner ästhetischen Principien brach Lessing den Stab über die beschreibende Poesie, die irrthümlich in das Gebiet der Malerei übergreife, sowie über die Lehrpoesie, die einen Zweck außerhalb des Gebiets der Poesie verfolge. Durch die vollendete Form der Darstellung ward dies Werk über die Poesie selbst zu einem Kunstwerk, und man darf mit Herder sagen, daß an diesem die drei Huldgöttinnen, daß die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen zugleich geschäftig gewesen sind.

Mit dem Drama Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück beginnt eigentlich erst unser classisches Drama. Sechs Jahre später folgte Goethe's Götz von Berlichingen. Der Beifallssturm, den beide Stücke durch ganz Deutschland erregten, war ein Zeugniß, wo-

hin die Sehnsucht der Besten im Volke gerichtet war. Man verlangte eine nationaldeutsche Begebenheit, deutsche Charaktere, deutsche Sitten und Verhältnisse. Mit diesem Drama stellte sich der Dichter unmittelbar in das Leben der Gegenwart, er verlegt die Handlung in die Zeit nach dem geschlossenen Frieden. Als Hintergrund benutzt er den mit nationalem Heldenmuth glücklich durchgekämpften Krieg, dessen glorreiche Erinnerungen, verbunden mit Zügen patriotischer Hingebung und den hochherzigen Gesinnungen, die er im Volke erweckte, in die Handlung hineinspielen; diesem gegenüber tritt das Bild des Zustandes nach geschlossenem Frieden. Die Helden, die den Frieden erfochten, erfahren Täuschungen und Kränkungen, welche ihnen die Erinnerung an ihren Edelmuth verbittern. Zu dieser scharfen Auffassung der in den Verhältnissen liegenden Contraste gesellt sich der weitere Vorzug der nationalen Individualisirung. Die beiden getrennten, bisher feindlich einander gegenüberstehenden Stämme des gemeinsamen Vaterlandes stellen hier in den männlichen und weiblichen Hauptcharakteren ihre erlesensten Repräsentanten vor uns hin, um nach dem Hindurchkämpfen durch mancherlei Hindernisse und Mißverständnisse den Frieden des innigsten Liebesbundes schließen zu lassen; wir sehen, um Goethe's Ausdruck zu gebrauchen, wie die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen überwindet. Und wie treffend sind die Nebenpersonen, der derbe grundehrliche Just, der katzenfreundliche betrügerische Wirth und der französische Aventurier Riccaut geschildert! Gegen so große Vorzüge verschwinden einzelne Mängel, die eine strenge Kritik entdecken möchte, namentlich hat das gegenseitige Quälen der beiden Liebenden etwas Drückendes. Dies und Anderes können wir tadeln, aber dessenungeachtet von der ewigen Frische der meisterhaften Dichtung uns immer von neuem entzücken lassen.

War mit Lessing's Minna eine neue Epoche unserer dramatischen Poesie glücklich eröffnet, so traten zu gleicher Zeit mit den Verhältnissen der Hamburger Bühne Umstände ein, welche eine Umgestaltung des deutschen Theaterwesens versprachen. Als nämlich Ackermann die Direction der Bühne niederlegte, übernahmen **1766** einige angesehene Hamburger Bürger, die zu einem Comité zusammentraten,

uneigennützig die Leitung derselben, in der wohlgegründeten Ueberzeugung, daß das Theater, wofern es den Namen eines Tempels der Kunst verdienen solle, von den Geldspeculationen der Directionen unabhängig sein müsse. Die Idee ging von dem größten Schauspieler, den Deutschland damals hatte, von Eckhof aus. Dieser durch Geist und Charakter gleich ausgezeichnete Mann war zu sehr Künstler, um selbst die Leitung zu übernehmen; sein Alles war, sich selbst und seiner Kunst zu genügen; er verachtete das gemeine Geldmachen der Theaterdirectoren; als Regisseur fühlte er sich an seinem rechten Platze. Damit nun die neue Theaterunternehmung ganz ihren Zweck erfülle, bedurfte man noch den Beistand eines einsichtsvollen Dramaturgen und Kritikers; man wandte sich an Lessing, und dieser trat, von den schönsten Hoffnungen erfüllt, in seinen neuen Wirkungskreis. Mit eindringlichen Worten kündigte er die Eröffnung des neuen Theaters und die Zeitschrift an, welche die Leistungen der neuen Bühne auf allen Schritten begleiten sollte — die Hamburgische Dramaturgie.

„Die Directionen haben eine freie Kunst zu einem Handwerk herabgesetzt, welches der Meister mehrentheils desto nachlässiger und eigennütziger treiben läßt, je gewissere Kunden, je mehr Abnehmer ihm Nothdurft oder Luxus versprechen. Wenn hier also bis jetzt auch weiter noch nichts geschehen wäre, als daß eine Gesellschaft von Freunden der Bühne Hand an das Werk gelegt und nach einem gemeinnützigen Plane arbeiten zu lassen sich verbunden hätte, so wäre dennoch bloß dadurch schon viel gewonnen. Denn aus dieser ersten Veränderung können auch bei einer nur mäßigen Begünstigung des Publicums leicht und geschwind alle anderen Verbesserungen erwachsen, deren unser Theater bedarf. An Fleiß und Kosten wird sicherlich nichts gespart werden. Ob es an Geschmack und Einsicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publicum in seiner Gewalt, was es hierin mangelhaft finden dürfte, abstellen und verbessern zu lassen? Es komme nur und sehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig verhört, sein Urtheil nie ohne Unterwerfung vernommen werden. Nur daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publicum halte, und derjenige, dessen

Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner, nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Schauspielers empfindet, kann darum auch den Werth aller andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat; aber oft ist man desto parteiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann. Der Stufen sind viel, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat; aber eine verderbte Bühne ist von dieser Höhe natürlicher Weise noch weiter entfernt, und ich fürchte sehr, daß die deutsche mehr dieses als jenes ist."

Die Besorgnisse, welche Lessing schon in den oben angezogenen Worten der Ankündigung zwischen den Zeilen durchblicken läßt, gingen nur allzu bald in Erfüllung. In kurzer Zeit war das ganze Unternehmen gescheitert; mit Weiße's Eduard III. wurden am 25. November 1767 die Vorstellungen des „Nationaltheaters" geschlossen; Ackermann übernahm wieder das Haus und die Leitung der Bühne, deren Seele von jetzt an der ausgezeichnete, auch als dramatischer Dichter bekannte Schauspieler Schröder ward. Seinen Unmuth sprach Lessing in den Schlußworten der Dramaturgie aus: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir Deutschen noch kaum eine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter; fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; Alles, was uns von jenseits des Rheins kömmt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten."

Gerade gegen die noch vorherrschende blinde Verehrung des französischen Drama's wandte Lessing in seiner Dramaturgie die Waffen seiner strengen Kritik. Sein Scharfsinn zerstört das künst-

liche Regelnwerk der französischen Tragödie, enthüllt die Schwächen ihrer gefeierten Meister, vor allen Corneille's und Voltaire's. Allein Lessing war weit entfernt von dem bloßen Negiren und Umstürzen, ohne daß man wisse, was denn Besseres an die Stelle zu setzen sei; seine kritische Untersuchung gründete zugleich den neuen festen Bau für die Zukunft; sie faßt Poesie und Bühnendarstellung zugleich ins Auge und verlangt, ohne darum alle Regeln und Gesetze über den Haufen werfen zu wollen, Natur und Wahrheit. In diesem Sinne wies er aufs neue nachdrücklich auf Shakspeare hin, nicht damit man von ihm borge, sondern in ihn fleißig „hineinblicke wie in eine Camera obscura, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projectirt."

Während man die kritischen Urtheile in der Dramaturgie im Lobe wie im Tadel überaus besonnen, gründlich und gerecht nennen muß, ist eines jedoch übereilt, mißmuthig und ungerecht, das, welches er im Schlußwort über seine eigenen dramatischen Dichtungen fällt. „Ich bin," schreibt er, „weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen, aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Die ältesten sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Die Kritik soll das Genie ersticken, und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Ort zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas

zu Stande bringe, was besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich." Wenn man diese Selbstkritik zur Grundlage der Beurtheilung von Lessing's Dichterwerth machen will, so bedenkt man nicht, daß sie, so sehr sie seiner hochsinnigen Bescheidenheit Ehre macht, in Augenblicken bittern Unmuths niedergeschrieben ist. Die Entwürfe seiner Dramen sind freilich mehr das Product eines scharf beobachtenden und verbindenden Verstandes, als Schöpfungen einer reichen, lebendigen Phantasie; ernstes Nachdenken ersetzte manchmal die poetische Begeisterung. Allein dichteten nicht auch unsere größten Meister an der Hand ästhetischer Theorieen? Das Leben, die plastische Gestaltung in Lessing's Dramen bis in die einzelnen Charaktere konnte doch nur aus einer ungemeinen productiven Kraft der Phantasie hervorgehen. Da ist nichts mühsam Zusammengelesenes, kein „fremdes Feuer." Und woher entspränge der krystallhelle Bach seines so lebendig in heiterer Abwechselung dahinfließenden Dialogs? Und welch eine Vielseitigkeit! Der heitere Ton des Scherzes steht ihm eben so natürlich zu Gesicht, wie der gemessene Ernst des Tragischen und der erhabene Ausdruck philosophischer Ideen.

Wir verweilen nicht bei den Streitigkeiten mit dem hallischen Professor Klotz, welche unmittelbar nach der Dramaturgie Lessing auf das Gebiet der Alterthumskunde zurückführten und der Literatur die antiquarischen Briefe und die Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet eintrugen. Die nächste Folge für seinen Lebensgang hatten diese wissenschaftlichen Untersuchungen dadurch, daß er **1770** als Bibliothekar nach Wolfenbüttel berufen ward. Während er hier gleich mit gelehrten Forschungen begann und dem Drama entsagen zu wollen schien, überraschte er **1772** die Nation mit dem Trauerspiele Emilia Galotti.

Die aus der römischen Geschichte bekannte Erzählung von der Virginia, die der Vater tödtet, weil ihm jedes andere Mittel genommen ist, um ihre Tugend zu retten, liegt zum Grunde. Lessing wollte sie anfangs in ihrer antiken Umgebung dramatisiren, überzeugte sich aber, daß dies Motiv, wenn es auf moderne Verhältnisse übertragen würde, an Lebensbeziehungen reicher und dramatisch wirksamer sei. Wer die Sittenzustände an den Höfen des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Lessing'schen Trauerspiele zusammenhält, muß gestehen, daß der Dichter das Süjet in die unmittelbarste Nähe rückte und einen Griff in die Gegenwart that, wie fünf Jahre früher mit seinem Lustspiel. Was den Plan dieses Trauerspiels betrifft, so läßt sich von ihm dasselbe sagen, was Goethe von Lessing's Minna äußerte, das Stück sei ein unübertroffenes Muster, wie man ein Drama exponiren müsse. Mit meisterhafter Klarheit hat der Dichter das Gewebe von Intriguen, das Zusammenwirken zufällig scheinender Einzelheiten in einander geschlungen, so daß die Handlung mit einer gewissermaßen mathematischen Consequenz zu der unglücklichen Katastrophe hingedrängt wird. Mannigfache Charaktere, alle mit sicherster Hand gezeichnet, wirken zusammen. Der Prinz ist das lebendige Bild eines schwachen Fürsten, der die Sünde will und Andere zu Helfern und Lastträgern macht; Marinelli, das Werkzeug und der als Freund maskirte Heuchler, der, wo er dem Fürsten dient, am meisten auf den eigenen Vortheil bedacht ist, der Einzige, der mit kalter Berechnung seines Ziels mitten zwischen den Aufgeregten, von Leidenschaft Fortgetriebenen steht; Odoardo Galotti, der biedere Vater, welchem durch den plötzlich wie aus heiterer Luft herabtreffenden Schlag der Boden unter den Füßen wankend gemacht ist, so daß er nicht weiß, was er thun soll, und selbst, was er thut, mehr von dämonischer Gewalt getrieben, als mit klarer Besonnenheit ausführt. Vor Allem aber ist die Kunst des menschenkundigen Meisters in der psychologischen Wahrheit und Feinheit zu bewundern, womit die Charaktere der Emilia und der Gräfin Orsina zur Anschauung gebracht sind. In Emilia kämpft nicht bloß die bedrängte Unschuld gegen die Verfolgungen des mit der Macht bewaffneten Lasters, wie es die gröberen Pinselstriche anderer dra-

matischer Maler uns vorzuführen pflegten, sondern die geheime Neigung zu dem in der Kunst der Verführung geübten liebenswürdigen Prinzen, die sie sich selbst kaum gestehen mag und mit dem Bewußtsein der Tugend noch von sich abwehrt, läßt uns die Größe der Gefahr erkennen, aus der sie der Dolchstoß von Vaters Hand errettet; die Gräfin Orsina malt uns das Geschick, dem Emilia durch einen frühen Tod entgeht. Was man nur noch hinzuwünschen möchte, ist eine größere poetische Fülle, eine reichere Bekleidung und lebendigere Farben in der Behandlung der Gefühle und der Leidenschaft. In keinem andern Stücke Lessing's ist der Dialog so knapp zugeschnitten, wie hier.

Nach der Vollendung der Emilia Galotti schien Lessing wieder ganz den wissenschaftlichen Forschungen zu gehören und das Drama aus den Augen zu verlieren. Doch war dies nur scheinbar. Er war sehr nahe daran, im Jahre 1776 seine Bibliothekarstelle mit der Stellung eines Dramaturgen am Mannheimer Theater zu vertauschen. Sein Verbleiben in Wolfenbüttel drängte ihn in die Theologie, welche dem Drange seines Geistes nach Erforschung der Wahrheit neue Bahnen eröffnete. Denn wie er rasch die äußeren Lebensverhältnisse wechselte, wenn eine andere Umgebung ihn Gelegenheit hoffen ließ, den Weltgang und die Menschen von einer andern Seite zu beobachten, so ging er auch schnell von einem Gegenstande seiner Studien zu einem andern über, sobald er seinem Geiste neue Anregung und Beschäftigung gewährte. Erforschung der Wahrheit erschien ihm als die höchste Bestimmung des Menschen; sie war der Athem seines Geistes. Diese sittliche Begeisterung seiner Forschbegier hob ihn eben so sehr über das bequeme Formelwesen der sogenannten Rechtgläubigkeit wie über das seichte Räsonnement derer empor, welche die Religion mit dem Maßstabe ihres beschränkten Verstandes messen wollten; er strebte nach einem Standpunct in der Religionsphilosophie, auf welchem sich Religion und Philosophie versöhnlich die Hand reichten. In diesem Geiste sind seine theologischen Streitschriften gegen den Hamburger Pastor G o e z e verfaßt. Den Schlüssel enthalten seine inhaltsschweren Worte: „Der wahre Lutheraner will nicht bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiste

geschätzt sein, und Luther's Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert Alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß Andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen ist kein Fortgang im Ganzen möglich. Wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastoren unsere Päpste werden, daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen in der Schrift zu forschen, daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unseres Erforschten Schranken setzen dürfen, so bin ich der Erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht."

Da es unserm Zwecke ferner liegt, die wissenschaftliche Seite von Lessing's Wirksamkeit zu betrachten, so berühren wir seine theologische Polemik nur in soweit, als sie uns die Tendenz seines letzten Dichtwerks erläutert. Von dem Terrain der gelehrten Polemik versetzte Lessing, gleichsam den Streit abschließend und ausgleichend, den Gegenstand desselben in die lichteren Regionen der Poesie. An Nathan dem Weisen arbeiteten der Philosoph und der Dramatiker gleichmäßig, doch so, daß der erstere das Uebergewicht erhielt und die dramatische Form mehr das Gerüst für die Constructionen des philosophischen Denkens ward. Dennoch fühlen wir überall das Feuer des dichterischen Genius, der selbst die abstracten Religionsunterschiede in plastischen Gestalten hinzustellen und handelnd zu beleben weiß. Die Bühne hatte er auch bei diesem Stücke nicht aus den Augen verloren. Die Handlung ist nach einem kunstvollen Plane angelegt und geht in mannigfachem Wechsel der Entwickelung, in welcher zufällig scheinende Einzelheiten unter der Leitung einer liebevollen Vorsehung höheren Zwecken dienen, einer harmonischen Lösung entgegen. Die Religion erscheint hier emporgehoben über den Streit der Parteien als die vertrauensvolle Hingebung an den allgütigen, alle Menschen mit Liebe umfassenden Gott, dem der Mensch sich nur durch eine unbestochene freie Liebe, durch ein edles Wirken im Ganzen und Großen der Menschheit zu nähern vermag. In der Liebe zu den Mitmenschen Gott lieben — das ist ihm der Beweis echter Religiosität, das Kriterium für die wahre Religion. Zu dieser

lebendigen Ueberzeugung gelangen alle die im Stücke handelnden Hauptpersonen, Nathan, Saladin und der Tempelherr, indem sie die Engherzigkeit des Bekenntnisses, worin sie auferzogen sind, ablegen und in einem reineren religiösen Gefühl sich die Bruderhand reichen. Das Gleichniß von den drei Ringen, welches die Lehre enthalten soll, daß alle Religion in den Händen der Menschen zu irdischer Beschränktheit herabgezogen wird und die volle reine Wahrheit nur in Gott selbst ist, läßt sich als der Mittelpunct der ganzen Dichtung ansehen. Sultan Saladin hat dem Nathan die Frage vorgelegt, welche unter allen Religionen ihm die wahre dünke. Nathan bittet sich die Erlaubniß aus, ihm eine Geschichte zu erzählen.

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei, und stets der liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh' mich, Sultan.

Sultan.

Ich versteh' dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieser Ring von Sohn zu Sohn
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen;
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit

Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun?
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bei dem er nach dem Muster seines Ringes
Zwei andere bestellt und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondere,
Giebt jedem insbesond're seinen Segen —
Und seinen Ring; — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?

Saladin

(der sich betroffen von ihm gewandt).

Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan.

Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kömmt ein jeder
Mit seinem Ring', und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst! der rechte Ring war nicht
Erweislich; —

(nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet)

fast so unerweislich, als
Uns jetzt der rechte Glaube.

Saladin.

Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? . . . .

Nathan.

Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären,
Bis auf die Kleidung, bis auf Speis' und Trank!

Nathan.

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun, wessen Treu' und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen!
Doch, deren Blut wir sind? doch derer, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt.
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

Saladin.

(Bei dem Lebendigen! der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen!)

Wir enthalten uns der ausführlichen Erzählung der dramatischen Handlung und der Schilderung der einzelnen Charaktere; lieber theilen wir noch eine der schönsten Scenen mit, um die, welche das Werk noch nicht gelesen haben und vielleicht durch ein noch häufig sich geltend machendes Vorurtheil davon abgehalten werden, mit dem edlen Geiste, dem erhabenen Sinne, der darin waltet, näher bekannt

zu machen. Zur Einleitung sei nur Folgendes bemerkt. Recha, ein Christenmädchen, ist von Nathan an Kindesstatt aufgenommen und erzogen worden. Der Patriarch von Jerusalem hat oberflächlich Kunde erhalten, daß ein Jude daselbst ein Christenkind als seine Tochter auferzöge. Ein Klosterbruder erhält von jenem den Auftrag, der Sache nachzuforschen, und kommt, von besonderen Muthmaßungen geleitet, zu Nathan.

Nathan.

(Ich bliebe Recha's Vater
Doch gar zu gern! — Zwar kann ich's denn nicht bleiben,
Auch wenn ich aufhör', es zu heißen? — Ihr,
Ihr selbst werd' ich's doch immer auch noch heißen,
Wenn sie erkennt, wie gern ich's wäre.) —
Was ist zu Euren Diensten, frommer Bruder?

Klosterbruder.

Nicht eben viel! — Ich freue mich, Herr Nathan,
Euch annoch wohl zu sehn.

Nathan.

So kennt Ihr mich?

Klosterbruder.

Je nun; wer kennt Euch nicht? Ihr habt so Manchem
Ja Euren Namen in die Hand gedrückt.
Er steht in meiner auch seit vielen Jahren.

Nathan (nach seinem Beutel langend).

Kommt, Bruder, kommt, ich frisch' ihn auf.

Klosterbruder.

Habt Dank!
Ich würd' es Aermern stehlen; nehme nichts. —
Wenn Ihr mir nur erlauben wollt, ein wenig
Euch meinen Namen aufzufrischen. Denn
Ich kann mich rühmen, auch in Eure Hand
Etwas gelegt zu haben, was nicht zu
Verachten war.

Nathan.

Verzeiht! — Ich schäme mich. —
Sagt, was? — und nehmt zur Buße siebenfach
Den Werth desselben von mir an.

Klosterbruder.

Hört doch
Vor allen Dingen, wie ich selber nur
Erst heut' an dies mein Euch vertrautes Pfand
Erinnert worden.

Nathan.

Mir vertrautes Pfand?

Klosterbruder.

Vor kurzem saß ich noch als Eremit
Auf Quarantana unweit Jericho.
Da kam arabisch Raubgesindel, brach
Mein Gotteshäuschen ab und meine Zelle
Und schleppte mich mit fort. Zum Glück entkam
Ich noch und floh hieher zum Patriarchen,
Um mir ein andres Plätzchen auszubitten,
Allwo ich meinem Gott in Einsamkeit
Bis an mein selig Ende dienen könne.

Nathan.

Ich steh' auf Kohlen, guter Bruder. Macht
Es kurz. Das Pfand! das mir vertraute Pfand!

Klosterbruder.

Sogleich, Herr Nathan. — Nun, der Patriarch
Versprach mir eine Siedelei auf Tabor,
Sobald als eine leer, und hieß inzwischen
Im Kloster mich als Laienbruder bleiben.
Da bin ich jetzt, Herr Nathan, und verlange
Des Tags wohl hundertmal auf Tabor. Denn
Der Patriarch braucht mich zu Allerlei,
Wovor ich großen Ekel habe. Zum
Exempel:

Nathan.

Macht, ich bitt' Euch!

Klosterbruder.

Nun, es kömmt! —
Da hat ihm jemand heut' ins Ohr gesetzt:
Es lebe hier herum ein Jude, der
Ein Christenkind als seine Tochter sich
Erzöge.

Nathan (betroffen).

Wie?

Klosterbruder.

Hört mich nur aus! — Indem
Er mir nun aufträgt, diesem Juden stracks
Wo möglich auf die Spur zu kommen, und
Gewaltig sich ob eines solchen Frevels
Erzürnt, der ihm die wahre Sünde wider
Den heil'gen Geist bedünkt: — da wacht
Mit einmal mein Gewissen auf, und mir
Fällt bei, ich könnte selber wohl vor Zeiten
Zu dieser unverzeihlich großen Sünde
Gelegenheit gegeben haben. — Sagt:
Hat Euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren
Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?

Nathan.

Wie das! — Nun freilich — allerdings. —

Klosterbruder.

Ei, seht
Mich doch recht an! — Der Reitknecht, der bin ich.

Nathan.

Seid Ihr?

Klosterbruder.

Der Herr, von welchem ich's Euch brachte,
War — ist mir recht — ein Herr von Filnek — Wolf
Von Filnek!

Nathan.

Richtig!

Klosterbruder.

Weil die Mutter kurz
Vorher gestorben war, und sich der Vater
Nach — mein' ich — Gazza plötzlich werfen mußte,
Wohin das Würmchen ihm nicht folgen konnte,
So sandt' er's Euch. Und traf ich Euch damit
Nicht in Darun?

Nathan.

Ganz recht!

Klosterbruder.

Es wär' kein Wunder,
Wenn mein Gedächtniß mich betrög'. Ich habe
Der braven Herrn so viel gehabt; und diesem
Hab' ich nur gar zu kurze Zeit gedient.
Er blieb bald drauf bei Askalon, und war
Wohl sonst ein lieber Herr.

Nathan.

Ja wohl! ja wohl!
Dem ich so viel, so viel zu danken habe!
Der mehr als einmal mich dem Schwert entrissen!

Klosterbruder.

O schön! so werd't Ihr seines Töchterchens
Euch um so lieber angenommen haben.

Nathan.

Das könnt Ihr denken.

Klosterbruder.

Nun, wo ist es denn?
Es ist doch wohl nicht etwa gar gestorben? —
Laßt's lieber nicht gestorben sein! — Wenn sonst
Nur niemand um die Sache weiß, so hat
Es gute Wege.

Nathan.

Hat es?

Klosterbruder.

Traut mir, Nathan!
Denn seht, ich denke so. Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah'
Was gar zu Schlimmes grenzt: so thu' ich lieber
Das Gute nicht, weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverlässig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute. — War ja wohl
Natürlich, wenn das Christentöchterchen
Recht gut von Euch erzogen werden sollte,
Daß Ihr's als Euer eigen Töchterchen
Erzögt. — Das hättet Ihr mit aller Lieb'
Und Treue nun gethan und müßtet so
Belohnet werden? Das will mir nicht ein.
Ei freilich, klüger hättet Ihr gethan,
Wenn Ihr die Christin durch die zweite Hand
Als Christin auferziehen lassen; aber
So hättet Ihr das Kindchen Eures Freunds
Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr, als Christenthum.
Zum Christenthume hat's noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm
Vor Euren Augen aufgewachsen ist,

So blieb's vor Gottes Augen, was es war.
Und ist denn nicht das ganze Christenthum
Aufs Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen gnug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.

Nathan.

Ihr, guter Bruder, müßt mein Fürsprach sein,
Wenn Haß und Gleißnerei sich gegen mich
Erheben sollten — wegen einer That —
Ah, wegen einer That! — Nur Ihr, Ihr sollt
Sie wissen! — Nehmt sie aber mit ins Grab!
Noch hat mich nie die Eitelkeit versucht,
Sie jemand anderm zu erzählen. Euch
Allein erzähl' ich sie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich sie, weil die allein
Versteht, was sich der gottergebne Mensch
Für Thaten abgewinnen kann.

Klosterbruder.

Ihr seid
Gerührt, und Euer Auge steht voll Wasser?

Nathan.

Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß, wenig Tage
Zuvor, in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem ich sie geflüchtet, insgesammt
Verbrennen müssen.

Klosterbruder.

Allgerechter!

Nathan.

Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen und geweint. —
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht,
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen —

Klosterbruder.

Ach! Ich glaub's Euch wohl!

Nathan.

Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längst begriffen hast,
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!“ — Ich stand und rief zu Gott: ich will;
Willst du nur, daß ich will! — Indem stiegt Ihr
Vom Pferd und überreichtet mir das Kind,
In Euren Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals sagtet, was ich Euch, hab' ich
Vergessen. So viel weiß ich nur: ich nahm
Das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie' und schluchzte: Gott, auf sieben
Doch nun schon Eines wieder!

Klosterbruder.

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott! Ihr seid ein Christ!
Ein bess'rer Christ war nie!

Nathan.

Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden! — Aber laßt uns länger nicht
Einander nur erweichen. Hier braucht's That!
Und ob mich siebenfache Liebe schon
Bald an dies einz'ge fremde Mädchen band;
Ob der Gedanke mich schon tödtet, daß
Ich meine sieben Söhn' in ihr aufs neue
Verlieren soll: — wenn sie von meinen Händen
Die Vorsicht wieder fordert, — ich gehorche!

Nach dem Erscheinen des Nathan im Jahre 1779 folgten noch die philosophischen Gespräche Ernst und Falk, welche den Freimaurerbund im Lichte des Humanitätsbestrebens auffassen, und die Abhandlung die Erziehung des Menschengeschlechts. Beide Schriften schlossen sich der Tendenz des Nathan an. Nicht lange nach der Vollendung der Werke, in denen er auf der Höhe seiner geistigen

Kraft uns entgegentritt, war schon sein Leben am Ziel; er starb am 15. Februar 1781 bei einem Besuche in Braunschweig. Es lassen sich mit dem vollsten Rechte auf ihn die Worte anwenden, die Goethe dem Andenken seines ebenfalls früh verstorbenen Geistesgenossen Winckelmann widmet: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als Mann gelebt und ist als vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen."

VI. Wieland. Roman und romantisches Epos.

Klopstock hatte mit ergreifender Gewalt die Poesie des übersinnlichen Idealismus im religiösen Epos und in der Lyrik zur Geltung gebracht, Lessing setzte das höhere Drama in seine Rechte ein. Neben diesen war noch ein weites Gebiet für jene heitere Dichtung, welche die Realität des Lebens in anmuthigen Bildern uns vorführt und die Phantasie mit dem Reiz des frohen Lebensgenusses beschäftigt. Bisher war diese Seite der Poesie nur durch die ausländische Literatur vertreten, die eben deßhalb so zahlreiche Verehrer, namentlich in den höheren Ständen, fand. Wieland war der Erste, welcher unserer Sprache den heitern Erzählungston, den feinen Witz, die elegante Haltung der gebildeten Conversation aneignete, die man vor ihm nur bei den gefeierten, weltbeherrschenden französischen Schriftstellern finden zu können meinte; er ward vorzugsweise der gesellschaftliche Schriftsteller, der gelesenste deutsche Dichter seines Zeitalters, auf das er einen außerordentlichen Einfluß ausgeübt hat, so daß er in der Bedeutung für sein Jahrhundert keinem seiner deutschen Zeitgenossen nachsteht. Mehr als irgend ein Anderer geht er

mit den herrschenden Neigungen und Richtungen seiner Zeit. Sein poetischer Charakter besteht daher wesentlich in der Empfänglichkeit für Alles, was für seine Zeit Interesse hatte, in der Gewandtheit, Fremdes und Eigenes so zuzurichten und darzustellen, wie es der Stufe ihrer geistigen und sittlichen Bildung entsprach, selbst da, wo er nur als Uebersetzer sein Talent geltend machte.

Christoph Martin Wieland wurde am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach geboren, wo sein Vater Prediger war, der nicht lange darauf an eine Pfarrstelle zu Biberach berufen ward. Gleich Klopstock und Lessing wurde er in dem Unterricht seines Vaters und in der klösterlich eingerichteten Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg mit den alten Classikern großgezogen und versuchte sich frühzeitig in deutscher Poesie. In Tübingen studirte er die Rechte, jedoch mit getheilten Kräften, indem er meistens seiner Neigung für die Poesie folgte. Klopstock's Messias ergriff auch ihn mit Allgewalt; er ward sein Nachahmer. Als er 1752 zum Vater Bodmer nach der Schweiz zog und dort im Hause dieses Patriarchen längere Zeit zubrachte, dichtete er ganz in seiner Klopstock-schweizerischen Weise religiöse Hymnen und Epen (z. B. den geprüften Abraham 1753) und bekämpfte sogar die harmlose Heiterkeit der Anakreontiker Gleim und Uz. Welchen Ton er in dieser Periode anschlug, mag eine Stelle aus einer der Hymnen darthun:

Wahrheit, o Gott, ist dein Leib, das Licht des Aethers dein Schatten,
Durch die Schöpfung geworfen. Ich lieh den Flügel des Seraphs,
Flog an die Grenzen des Himmels, den Thron des Königs zu finden;
Aber die Sphären sprachen: Wir haben ihn niemals gesehen,
Und die Tiefe: Er wohnt nicht in mir. Da lispelt' ein Anhauch
Einer ätherischen Stimme in meine horchende Seele,
Sanft wie das erste Verlangen der Liebe, wie zärtliche Seufzer,
Lispelte sie zu meinen Gedanken: Der, welchen du, Seele,
Suchest, ist allenthalben. Sein Arm umfasset den Weltbau,
Alle Gedanken der Geister sein Blick. Was sichtbar ist, strahlet
Etwas Göttliches aus. Was sich beweget, erzählt ihn
Von den Gesängen des Himmels zum Lied des Sängers im Haine
Oder zum Säuseln des Zephyrs, der unter den Lilien weidet.

Mehrere Jahre lebte Wieland darauf als Hauslehrer in der Schweiz, mit Literaturstudien beschäftigt, die ihn allmählich aus den

seraphischen Regionen mehr unter die Dinge der irdischen Welt führten und den Uebergang zu einer selbstständigen Dichtung vermittelten. Im Jahre 1760 kam er als Kanzlei-Director nach Biberach und lernte in dieser Stellung, wo ihm bei seinem Fleiße und Talente noch immer genug Zeit übrig blieb, gerade diejenigen französischen und englischen Schriftsteller kennen, die seiner bisherigen Richtung entgegengesetzt waren. Dazu kam der Umgang mit der Familie des in der Nähe wohnenden ehemaligen kurmainzischen Ministers Grafen Stadion, dessen Adoptivsohn Laroche mit seiner Jugendfreundin Sophie Guttermann verheirathet war. Seine natürliche Heiterkeit und Beweglichkeit gewannen bald die Oberhand, und seine Muse gab sich ganz der lebensheitern, ja leichtfertigen Manier der Franzosen und der sogenannten Philosophie der Grazien hin, die den sinnlichen Genuß des Lebens durch Anmuth und weise Mäßigung zu verschönern lehrt. Zugleich beschäftigten ihn die mit solchen Theorieen übereinstimmenden Griechen, besonders Anakreon und Lucian; nach Xenophon versuchte er ein Heldengedicht Cyrus, worin ihm (es war dies zu Anfang des siebenjährigen Krieges) Friedrich der Große als Held vorschwebte. Allein für das höhere Epos war sein behagliches und mehr scherz- als ernsthaftes Naturell nicht geeignet; er fühlte das und ließ die begonnene Arbeit mit dem fünften Gesange liegen. Eben so wenig gelang ihm das Drama; Johanna Gray und Clementine von Porretta ermangeln des dramatischen Interesses und wurden ihres steiffranzösischen Zuschnitts wegen von Lessing hart mitgenommen. Er suchte nun bei den Briten, wohin schon Bodmer und vor Allen Lessing in den „Literaturbriefen" wies, das wahre Muster dramatischer Poesie und übersetzte einen Theil von Shakspeare's Werken (1762 ff. 8 Bde.), eine Unternehmung, welche zugleich von seinem unermüdeten Fleiße, von gründlicher Kenntniß der englischen Sprache und von einem außerordentlichen Talente, Fremdes auf heimischen Boden zu verpflanzen, Zeugniß giebt. Die Uebersetzung ist zwar nicht so genau, als es Kenner des Originals wünschen, aber sie gab zuerst der deutschen Nation eine richtige Vorstellung von jenem großen Dramatiker und ward ein mächtiger Sporn, das deutsche Drama endlich von dem französischen

Regelzwang zu befreien. Die Wirkung war daher in ganz Deutschland außerordentlich. Lessing begrüßte die Uebersetzung mit lautem Beifall, und man sah bald Shakspearische Dramen in Schröder's Bearbeitungen auf allen deutschen Bühnen. Nur auf die Muse Wielands selbst hatte dieser große Genius wenig Einfluß; er war ihm zu unähnlich und zu wenig verwandt. Sonderbar, daß er nicht darauf verfallen, Moliere's, Crebillon's und anderer Franzosen feine Lustspiele in deutscher Nachbildung zu geben, die damals nur in sehr schlechten deutschen Uebersetzungen vorhanden waren; er, der feine Gesellschafter, hätte gewiß den Ton getroffen und uns mit einer Gattung beschenkt, die in Deutschland eben nicht sehr gepflegt wurde. Allein ihn zog um jene Zeit schon entschieden der Roman an, und so entstand Don Sylvio von Rosalva oder Sieg der Natur über die Schwärmerei, eine Nachahmung des Don Quixote, worin er sich selbst aller bisherigen Phantasterei entledigen wollte, indem er sie lächerlich machte. Darauf folgte der selbstständigere Roman Agathon, ferner die heitern Lehrdichtungen Musarion und die Grazien zugleich mit den komisch-romantischen Heldengedichten Idris und der neue Amadis, denen sich später eine Reihe romantischer Erzählungen anschloß. Jedoch schöpfte er das Romantische nicht aus den deutschen Volkssagen, sondern aus den französischen Rittergeschichten und Fabliaux, so daß bei ihm jene bunte und lachende Ritterwelt, König Arthur und die Ritter von der Tafelrunde, die Helden Karls des Großen u. s. w., wiederbelebt wird; auch die Feengärten des Orients durchwanderte er und wählte mehrere Stoffe aus den Märchen der wunderreichen Tausendundeinenacht. Alle diese verschiedenartigen Elemente, griechische und morgenländische, naive und sentimentale Poesie verstand er aber mit unnachahmlicher Leichtigkeit in einander zu verschmelzen, die neu gewonnenen Gestalten mit französischer Eleganz auszustatten und zugleich mit seinem deutschen Gemüthe zu beleben; denn von den Franzosen nahm er nicht etwa das Steife, Gezwungene, Gezierte, sondern nur das Feine und Leichte; wie er überhaupt aus allen fremden Nationalitäten nur das aufnahm, was seiner schwäbischen, muntern und empfänglichen, aber durchaus tüchtigen, deutschen Weise zusagte. Freilich that er so der

Wahrheit und der richtigen Auffassung fremder Zustände großen Eintrag, und Griechenland wie der Orient werden von dem Gewande moderner Zustände und Denkungsart umhüllt; auch trifft ihn mit Recht der Vorwurf, daß er von der französischen Leichtfertigkeit viel angenommen und nicht selten die Schranken der deutschen Sittsamkeit und Sittenreinheit überschritten habe; allein es war zu seiner Zeit einige Kühnheit der Reaction nothwendig, um die engherzige Prüderie, welche damals die Poesie niederhielt, zu bekämpfen. Am anmuthigsten hat er seine Grazien-Philosophie in Musarion (1768) besungen, einem Gedichte, welches unter allen seinen Werken der älteren Periode den Vorzug errungen hat. Man nennt es gewöhnlich ein Lehrgedicht, und somit würde es nach dem Ausspruche der neuesten Aesthetiker strenggenommen kein Gedicht sein, weil das Didaktische nicht zur Poesie gerechnet werden darf; doch in der Musarion ist es nicht die nackte Lehre, sondern eine kleine Gruppe sinnig und anmuthig zusammengestellter Personen, Phanias ein junger Grieche voll Lebensüberdruß, Musarion ein heiteres Mädchen, und zwei zänkische Philosophen, welche uns durch ihre Charaktere, verschiedene Situationen und Handlungen Interesse erregen, so daß die Lehre anschaulich und anmuthig eingekleidet wird. Ausführlicher ist beinahe dieselbe Ansicht, daß das wirkliche Leben von den Ansichten philosophischer Schwärmerei heilt, in dem Romane Agathon (1766) abgehandelt, in welchem er das erste Muster der Roman-Prosa aufstellte. In diesem seinen Lieblingswerke hat Wieland seine eigene Bildungsgeschichte niedergelegt: die Schwärmerei einer in sich gekehrten, mit dem Weltwesen noch nicht vertrauten Jünglingsseele geräth in Kampf mit den Erfahrungen der Welt und den überzeugenden Lehren des welterfahrenen Weisen. Agathon ist aufgewachsen und erzogen in der Stille des delphischen Götterhains, wohin die Welt mit ihren Leidenschaften, Forderungen und Versuchungen nicht reicht. Er tritt nunmehr unter das rege, vielgeschäftige Leben der Stadt Athen und erkennt bald, daß die Ideale, die er im Busen trägt, zu der Wirklichkeit, der er hier begegnet, nicht passen. Um diesen Zwiespalt zu versöhnen, übernimmt der Philosoph Hippias die Rolle, welche in Wieland's Leben den französischen und englischen Philo-

sophen, einem Voltaire und Shaftesbury, zufiel; er lehrt ihn jene ideale Schwärmerei als Traum und Täuschung erkennen und gewinnt seine Ueberzeugung für die Lebensansicht, die mit der wirklichen Welt einer schwachen Menschheit zufrieden ist, eine Lehre, die sich schon durch die Reize der schönen Danae seinem Herzen eingeschmeichelt hat: um die Worte in Musarion zu gebrauchen —

Er lernte gern und schnell und sonder Müh'
Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt,
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus aus Huld in räthselhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
Und sich dazu, — und drum nicht minder liebet,
Den Irrenden bedau'rt und nur den Gleisner flieht,
Nicht stets von Tugend spricht, noch von ihr sprechend glüht,
Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet
Und glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, keine Hölle hält.

Nachdem Wieland einige Jahre, 1769—1772, als Lehrer der schönen Wissenschaften an der tiefgesunkenen Universität Erfurt ohne großen Erfolg thätig gewesen war, wurde er 1772 als Lehrer des Erbprinzen Karl August nach Weimar gezogen, wo er bis an seinen spät erfolgten Tod (20. Januar 1813), beglückt durch eine zahlreiche Familie und durch eine freie literarische Muße, durch die Gunst des Hofes wie durch die Freundschaft der Besten, für die deutsche Literatur thätig geblieben ist. Hier begann sein weitreichender Einfluß als Journalist, als Herausgeber des deutschen Merkur; hier erfolgte die schönste Periode seiner Poesie, die ihn auf die Höhe führte, auf der Oberon, sein vorzüglichstes Werk, steht; der frivole Ton seines Amadis wiederholt sich nicht; eine reinere romantische Märchenwelt eröffnet sich ihm. Aber auch Weimar verdankte den ersten Anregungen, die von ihm ausgingen, die hohe Stellung, die es nicht lange darauf im literarischen Deutschland einnahm. Gerade ein

Mann, wie Wieland, welcher geistreiche Geselligkeit mit vielseitigen Kenntnissen verband, war ganz geeignet, den Sinn für Poesie und Kunst in den Kreisen des Hofes zu wecken. In der Herzogin Amalia, die bis dahin mehr durch die Geschäfte der Regentschaft in Anspruch genommen war, erwachte das geistige Bedürfniß so lebhaft, daß auch sie die Schülerin des Lehrers ihres Sohnes ward, und wie sie Alles mit Eifer betrieb, das Schönste der Literatur alter und neuer Zeit sich aneignete; Wieland mußte sie in die griechische Sprache einführen, damit ihr Wunsch, die Dichtwerke der Griechen im Original zu lesen, Befriedigung fände. In Wieland's unmittelbarer Nähe regte sich jetzt die literarische Thätigkeit nach seinem Vorbilde. Bertuch übersetzte den Don Quixote und gab im Verein mit Seckendorf das Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur heraus. Musäus, früher Pagenhofmeister zu Weimar, nachmals Professor am Gymnasium, ein Mann von Wieland's Heiterkeit und Nachgiebigkeit, wie dieser ein Feind der sentimentalen Schwärmerei, zählte bald unter Weimars gefeierten Schriftstellern und ist wegen seinen naiv-erzählten Volksmärchen der Deutschen noch jetzt unvergessen.

Wieland vollendete in den ersten Jahren seines Weimarer Aufenthalts einen seiner besten Romane, die Geschichte der Abderiten. Die Scene ist, wie in allen seinen Romanen von Agathon an, nach Griechenland verlegt, aber die Schilderungen sind modernen Zuständen entnommen. Die Abderiten, im Alterthum die Träger der einfältigen Bürgerphilisterei, sind unsere Schöppenstedter und Schildaer. Der Dichter konnte zu seinem satirischen Roman nutzen, was er als Rathsherr zu Biberach erlebt hatte, einer der kleinen Reichsstädte des verworrenen römischen Reichs deutscher Nation, wo er bereits durch Belächeln der ihn umgebenden Thorheiten sich in seinem unerfreulichen Amte bei guter Laune erhalten hatte. Kaum möchte Wieland in Prosa etwas Besseres geschrieben haben, als die ergötzliche Geschichte des Processes um des Esels Schatten.

Bald darauf kam Goethe an den weimarischen Hof, und Wieland huldigte dem jüngeren Dichter mit einer aufrichtigen Begeisterung, mit jugendlichem Feuer. „Für mich,“ äußerte er in einem

Briefe an einen Freund, „ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen Sohn liebe, und wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön übern Kopf wächst und alles das ist, was ich nicht habe werden können" — Worte, die dem Herzen und Charakter Wieland's das schönste Zeugniß reden. Zwar konnte ein Freundschaftsbund, wie das Streben nach den höchsten Idealen der Poesie später zwischen Goethe und Schiller stiftete, zwischen ihnen nicht auf die Dauer in gleicher Wärme bestehen, da Wieland von Goethe's Genius zu sehr überflügelt ward; gleichwohl blieb Liebe und Anerkennung der Grundton ihres Verhältnisses fürs ganze Leben. Etwas von Goethe's Schwungkraft theilte sich in dem Beginn ihres Zusammenlebens auch Wieland's Dichtungen mit. In den nachfolgenden romantischen Erzählungen nahm er einen höhern Flug in die Region der reineren Poesie, und selbst in der Darstellung ist die frühere Breite überwunden. Die Erzählungen Geron der Adlige, das Wintermärchen, das Sommermärchen, Gandalin oder Liebe um Liebe, der Vogelsang oder die drei Lehren fallen in diese Zeit. Die letztere Erzählung mag Wieland's Darstellungsweise näher charakterisiren.

Der Vogelsang oder die drei Lehren.

Vor etwa siebenhundert Jahren
Und drüber lebt' in meinem Schwabenland
Ein reicher Erdensohn, von Namen unbekannt,
(Weil seine Ahnen stets geheim geblieben waren)
Und drum kurzweg der reiche Hans genannt.

Von Gottes Gnaden hatte der
Ein schönes Schloß, — das Bessern einst, als er,
Zum Aufenthalt gedient — man weiß nicht wie, gewonnen;
Wie nun einmal in dieser Unterwelt
Nichts lange seinen Herrn behält,
Und was ein braver Mann begonnen,
Durch einen Schlechten wieder fällt:
Genug, Hans hatt' es nun gewonnen,
Das schönste Schloß, das von der lieben Sonnen
Je angeschienen ward, seitdem
Es Schlösser giebt. Es lag gar wunderangenehm,
Gebaut von schönen Quadersteinen,
Geräumig, stattlich und bequem;
Von ferne konnt's das schönste Kloster scheinen.
Ich sage nichts von all' dem feinen
Geräthe drin, den langen Reih'n
Von Sälen, Zimmern groß und klein,
Und wie da ringsum Alles schimmert

Und widerscheint und blitzt und flimmert —
Von Silber, Gold und edlem Stein;
Nichts von den Kellern voller Wein,
Von weißen, purpurnen und gelben,
Aus Wälschland, Frankreich und vom Rhein,
Noch von den Kammern und Gewölben,
Bis oben an mit Allem voll,
Was nach dem alten Spruch ein Weiser
Gern haben, leicht entbehren soll.
Ein Wort für tausend, selbst der Kaiser
Zu Wien in seinem alten Schloß
(Geleit' ihn Gott auf seinen Reisen!)
Hat kaum mehr Reichthum aufzuweisen,
Als Hans in seiner Burg verschloß.
Wie er's handhabte und genoß,
Das wird sich in der Folge weisen.

Und eine schöne Treppe ging
Vom Schloß herab in einen Garten,
Der hundert Morgen wohl umfing.
Den wie ein Gärtner zu beschreiben,
Damit geschäh' Euch, wie ich weiß,
Kein großer Dienst; drum laß ich's bleiben;
Genug, es war ein Paradeis.
Alles, was Aug' und Gaum und Nase
Gelüsten kann, das fand man hier,
Nicht bloß im Treibhaus hinter Glase,
Frei stand es da im frischen Grase,
Und blüht' und reifte für und für.
Auch war in diesem Blumenreich
Die Luft so heilsam, rein und weich,
Daß Leute, die zum Sterben lagen,
Auf ihrem Bette hierher getragen
Und unter Bäumen auf den Rasen
Gelegt, in einer Nacht genasen.

Es geht doch, sagt mir, was Ihr wollt,
Nichts über Wald- und Gartenleben,
Und schlürfen ein dein trinkbar Gold,
O Morgensonn', und sorglos schweben
Daher in frischem Blumenduft,
Und, mit dem sanften Weben
Der freien Luft,
Als wie aus tausend off'nen Sinnen
Dich in sich ziehn, Natur, und ganz in dir zerrinnen!
— — — — — —
Wo war ich? — Gutes Volk, verzeiht!
Ich ließ Euch doch nicht lange warten?
Der Abweg ist zum Glück nicht weit;
Wir sind ja noch in Hansens Garten.

Der war nun, wie gesagt, ein zweites Paradeis.
Und mitten drinnen stand ein siebenfacher Kreis
Von alten himmelhohen Linden,
Die ihre Aeste wechselweis
So vielfach in einander winden,
So dicht, daß ihre grüne Nacht
Den hellen Tag zur Dämm'rung macht.
Im engsten Kreise zog ein Kranz von Rosenhecken
Sich her um einen vollen Quell,
Der, kalt wie Eis und spiegelhell,
Sein perlend Wasser in ein Becken
Von grünem Marmor goß. Des Sommers strengste Gluth,
Der schärfste Strahl der schwülen Mittagsstunde
Erlosch in diesem kühlen Grunde;
Ein lieblich scharfer Geist erfrischet hier das Blut,
Frischt Laub und Gras, und nährt mit ew'ger Fülle
Den immer grünen Hain; und wie in seine Stille
Ein Denker tritt, so freut er sich allein,
Und ist's ein Liebender, so wünscht er zwei zu sein.

Nun merket auf! — Ein Vögelein
Kam jeden Abend, jeden Morgen,
Und füllte diesen Ort mit lieblichem Gesang.
Es sang im dichten Laub verborgen,
Und aller Vögel Sang und Klang
Verstummte flugs, sobald es sang.

Der Vogel schien, so anzusehn,
An Federn ein gemeiner Spatz,
Und kleiner noch; doch zum Ersatz
Für beides hatten ihn die Feen
Gar sonderbar begabt, zu singen frank und froh
Ballade, Virelay, Rondeau
Und tausend schöne Melodeien,
Die Einem Leib und Seel' erfreuen.
Da war kein Schmerz noch Gram so groß,
Der nicht in seinen Sang zerfloß.
Ihn singen hören oder trinken
Aus Lethe's Fluth war einerlei.
Sang er von Liebe (zumal im Mai),
So war's unmöglich, nicht zu sinken
In wonnigliche Träumerei;
Und sang er Freud' im bunten Kranz,
Gleich hob sich jeder Fuß zum Tanz;
Und wenn er Ritterthaten sang,
Ward Einem stracks nach Kämpfen bang.

Der Vogel hatte noch was Sonderlichs an sich:
Denn wie er von dem Garten wich,
Fiel alles Laub, die schönen Bäume
Verdorrten um die Quelle her,
Die schöne Quelle sprang nicht mehr,
Und jede Blum' erstarb im Keime.
Das ganze Paradies verschwand,
Nichts blieb, als kahler Fels und dürrer Sand.

Hans, dem dies Alles zugehörte,
Kam täglich einmal, zweimal auch,
Gewackelt in den Hain und hörte
Dem Vogel zu, das war sein Brauch,
So bald er morgens aus dem Bette
Gestiegen war und kurz vor Licht;
Doch, daß er was empfunden hätte,
Das war nun seine Sache nicht.
Denn Essen und Trinken zum Zerplatzen
Und schlafen und im — Kopfe kratzen,
Und täglichstags sein Porzellan
Und seine goldnen Becher wischen,
Und mit dem Amtmann und Kaplan
Die Dame ziehn und Karten mischen,
Und dann und wann in Wintertagen
Ein Häschen durch die Saaten jagen
Und flacken auf dem Ruhebett,
Und, wenn ihm Alles sonst will fehlen,
Sich schließen in sein Kabinet
Und seine Rosenobel zählen —
Dies Hansens Thun und Lassen war
Zwölf Monat lang in jedem Jahr.

Einst stand der lappichte Geselle
Und wusch die Augen aus der Quelle;
Da wirbelt aus dem Laub hervor
Dies Liedchen in sein dickes Ohr:

„Ihr Ritter und Ihr Frauen zart,
„So roth von Mund und Wang',
„Und junge Knappen edler Art,
„Horcht alle meinem Sang!
„Seid Eurem Liebchen treu und hold:
„Und dient Ihr um der Minne Sold,
„So sei's auf lebenslang!

„Dem Mann, der ohne Liebe bleibt,
„Und doch vor innerm Drang
„Sich rastlos hin und wieder treibt,
„Ist's in der Haut so bang!
„Ist Alles ihm so kalt, so todt!
„Er ist, wie Wange ohne Roth
„Und Geigen ohne Klang.

„Doch, Liebe sonder Ehre wär'
„Ein Feuer ohne Glanz,
„Ein Sommerwölkchen, bunt und leer,
„Ein welker Blumenkranz.
„Ein Biederherz ist wahr und frei,
„Und wenn es liebt, so liebt es treu,
„Und giebt sich rein und ganz.

„Was hebt uns bis zum Götterrang?
„Das thut die Liebe: traun!
„Drum horchet alle meinem Sang,
„Ihr Ritter und Ihr Frau'n!
„Wollt Ihr den echten Minnesold,
„Seid Euerm Liebchen treu und hold
„Und liebt auf lebenslang!"

Hans, der nicht fern am Brunnen stand,
Horcht nach dem Sänger unverwandt,
Denkt bei sich selbst: „Potz Stern, das wäre
Ein Tausch! Der König, wie ich höre,
Liebt die Musik; er gäbe mir,
Wenn ich den Vogel ihm verehre,
Wohl einen Maierhof dafür!
Zwar singt er hübsch; allein, was schere
Ich mich um seine Dudelei?
Kommt doch zuletzt nichts 'raus dabei!"

Der Vogel hörte Wort für Wort,
Was jener mit sich selbst gesprochen,
Und sang aus voller Kehle:
„O du holder Ort,
„Was so Arges hast du wohl verbrochen,
„Daß du Einem dienst, der deinen Werth nicht fühlt,
„Der, so lang' er lebt, nie in den Ring gestochen.
„Nie des Ruhmes, nie der Liebe Preis erhielt?
„Fallt, ihr schönen Erker, Thürme, Hallen,
„Und ihr grünen dichten Bäume laßt es fallen
„Euer Laub! und du, die zwischen Blumen spielt,
„Kühle Quelle, höre auf zu wallen
„Und vertrockne, daß dies Immergrün
„Sterb' und alle Blumen stracks verblühn.
„Unter euern Schatten, hohe Linden,
„Gingen wackre Ritter einst und edle Herrn,
„Und aus euch, ihr Rosen, Kränze binden
„Sah ich Frauen schöner, als der Morgenstern!
„Und sie hörten meine Lieder gern!
„Denn sie hatten Lieb' im Herzen! desto lieber
„War ich ihnen und mein Liederspiel,
„Und vor wonniglichem, pressendem Gefühl
„Gingen manche klare Aeuglein über;
„Und der liederwerthen Thaten wurden viel,
„Viel gethan, uns mancher Dank erstritten;
„Und sie lohnten deß der Lieb' und mir,
„Denn noch wohnten adelige Sitten,
„Ritterschaft, Gesang und Minne hier.
„Und es sollte mich nun nicht verdrießen,
„Daß mich so ein Schuft besitzen soll?
„Der dies Alles hat und vom Genießen
„Nichts versteht, — ein roher grober Knoll,
„Der sich selbst nur lebt und seinen Lüsten,
„Nichts begehrt, als ewig Bauch und Kisten
„Anzufüllen, fühllos bei Gesange bleibt
„Und die Zeit dabei mit Gähnen sich vertreibt."

So sang das Vögelein und flog davon.
„Gut, schimpfe nur, Du kleiner Hurensohn
(Denkt Hans), Du sollst mir jedes Wort bezahlen,
Und mit Provision!"

Als nun der Abend kam, kam mit den letzten Strahlen
Auch, wie gewohnt, mein Vögelein
Zurück in seinen lieben Hain,
Sein frohes Abendlied zu singen.
Indessen hatte Hans die Linde und den Ast,
Wo es zu sitzen pflag, sehr wohl ins Aug' gefaßt
Und überall so viel geheime Schlingen
Im Laub versteckt, daß sich das arme Ding,
So wie's geflogen kam, in einer Schleife fing.

Der Schalk, von einer grünen Mauer
Verborgen, eilt herzu, so bald er's zappeln hört,
Macht den Gefangenen los, der tausend Kronen werth
Ihm unter Brüdern däucht, und steckt ihn in ein Bauer.

Der Sänger spricht: „Ich seh' es schon,
So wie der Herr, so auch der Lohn.
Das hab' ich nun für all' mein Singen!
Doch dürft' ich's sagen, wohl gethan
War's eben nicht, mich so zu fahn;
Es wird Euch wenig Rosen bringen."

„Du sollst nur desto baß mir singen!
„Sonst sangst Du oder schwiegst auch still:
„Jetzt sollst Du singen, wann ich will."

„Da (sprach der Vogel) irrt Er sich!
Der Käfig ist mir stark zuwider.
Ich liebe freien Himmel, ich,
Und Wald und Wiesen; setze mich,
Wo mir's beliebt, im Grünen nieder,
Und wiege mich nach Herzenslust
Auf meinem Ast; und sing' ich Lieder,
So sing' ich sie aus freier Brust.
Drum lieber Herr, seid nun so bieder
Und schenkt mir meine Freiheit wieder:
Denn glaubt mir, da geht nichts davon,
Im Bauer sing' ich keinen Ton."

„Dem (spricht der Laur) ist bald gerathen:
„So dreh' ich Dir den Hals, mein Sohn,
„Und esse Dich für einen Braten."

„O Herr, das lohnte wahrlich nicht
Die Mühe, nur den Tisch zu decken!
Bin gar ein kleiner magrer Wicht,
Ich blieb' Euch zwischen den Zähnen stecken,
Bis in den Magen käm' ich nicht.
Mein guter Junker, laßt mich leben!
Was hättet Ihr von meinem Tod?
Euch kann er wenig Vortheil geben,
Und mir ist länger Leben noth;
Am End' ist doch nichts über Leben!"

„Hör' auf zu bitten, sag' ich Dir,
Mit Bitten kriegt man nichts von mir."

„Nun (spricht der Vogel) seh' ich wohl,
Das alte Sprichwort ist nicht hohl:
Mit groben Leuten höflich sein,
Heißt Wasser gießen auf einen Stein;

Der Stein wird nicht durch Wasser
weich,
Der Laur nicht mild durch Höflichkeit,
Doch sagt ein andrer Spruch zugleich:
Der Weise schickt sich in die Zeit.
Drum, Lieber, macht den Bauer auf,
Und laßt mir wieder meinen Lauf;
Will Euch zum Dank drei Dinge
lehren,
Die nie kein Mann von Eurem Stamm
Gewußt, von Sinn gar wundersam;
Die sollen Euch groß Gut gewähren!"

„Was giebst Du mir zum Unterpfand?"
„Mein Ehrenwort, versetzt der Sänger;
Es gilt für baar im ganzen Land."

„Wohl (denkt der schlaue Vogelfänger),
Es kann doch was dahinter sein;
Ich nehm' es mit, kann Alles brauchen:
Und Du, hochweises Vögelein,
Sollst Dir die Füßchen bald verstauchen;
Bis morgen bist Du wieder mein!"

Somit schiebt er den Bauer auf
Und läßt dem Vogel seinen Lauf.

Der schnurrt heraus aus seiner
Höhle,
So froh, wie eine arme Seele,
Die aus des Fegfeu'rs Flammennacht
Ein frommer Klausner frei gemacht.
Er hüpft und tanzt im Kreis umher,
Als ob er neu geboren wär',
Setzt dann, indeß der Junker paßt,
Sich wohlgemuth auf einen Ast.

„Nun spitz' die Ohren, edler Knecht,
Merk' jedes Wort und faß' es recht,
So wird Dir's bringen viel Gewinn;
Es liegt darin ein großer Sinn!
Glaub' nicht gleich Alles, was
Du hörst!"

„Daß Du dem Geier im Schnabel wärst!"
Versetzt der Junker grimmiglich;
„Das wußt' ich lange ohne Dich!"

„Gut, bis Du's brauchst, halt's
warm indessen!
So etwas ist gar leicht vergessen."

„Nun seh' ich wohl, mein saub'rer
Gast,
Daß Du mich nur zum Besten hast.
Das Erste, was Du mich gelehrt,
Ist keinen rothen Heller werth!
Du hast den Lohn umsonst genommen,
Doch sei's! laß nur das Andre kommen!"

„Merk' wohl aufs Wort (der Vogel spricht),
Du wirst es brauchen! — Weine
nicht
Um etwas, das Du nicht gehabt!"

Hans schreit: „Da haben wir's
ertappt!
Ein fein Arcanum, Gott verdamm'
es!
Daß ich der Erste meines Stammes
Sein sollte, der von Dir das noch
Erst lernen müßte! Hätt' ich doch
Den Schelmenhals Dir umgedreht!"

„Der Wunsch (spricht jener) kommt
zu spät.
Indessen, daß Du sehen magst,
Wie ungerecht Du mich verklagst,
Sei nochmal Beides Dir empfohlen!
Soll ich Dir's etwa wiederholen?
Von Herzen gern! —"

„Du mußt mich wohl
(Schreit Hans), um so mit mir zu walten,
Für einen großen Esel halten?
Denn hätt' ich auch ein Haupt von Kohl,
Mit Spreu gefüllt, so kahler Lehren,
Zum Henker! könnt' ich doch entbehren.
Doch, weil Du nun im Vortheil bist,
Laß immer noch das Letzte hören!
Wer weiß, ob's nicht das Beste ist?"

„Das, spricht der Vogel, könnte sein.
Nur faß' es wohl! — Es gleicht dem Stein
Der Weisen. Wer den machen kann,
Der wird gewiß kein armer Mann!
Merk' auf mit Fleiß! wiewohl es heut'
Zu spät kommt, kann's zu andrer Zeit
Dir viel vergebliche Reu' ersparen.
Narr, was Du in den Händen hast,
Halt' fest, und laß es nimmer fahren!"

Wie Hans dies hört, ergrimmt er fast.
„So, schreit er, hältst Du Dein Versprechen?
O! könnt' ich Dir die Beine brechen!
Ist dies Dein Wort, ist dies mein Dank?"

„Nun, guter Freund, was soll der Zank?
Gab ich Dir nicht drei goldne Lehren?
Was kannst Du wohl noch mehr begehren?"

„Ein fein Geschenk, bei meiner Treu'!
Man dächte, was dahinter sei!
Ich wußt' in meinen Kindertagen
Dergleichen schockweis' aufzusagen."

„So gut als irgend eine Gans,"
Versetzt der Vogel. „Mein guter Hans,
Die Augen aus dem Kopf gegeben
Mit Freuden hättest lieber Du
Und beide Ohren noch dazu,
(Wärst Du gescheit), als mir das Leben."

„Wie so? wie so? Was hätte mir's
Geholfen, Dich zum Koch zu tragen?"

„Gar viel geholfen hätte Dir's!
Unglücklicher! In meinem Magen
Hätt'st Du gefunden einen Stein,
Drei Unzen schwer, und hell an Schein,
Wie Diamant, der auf der Stätte
Zum reichsten Mann gemacht dich hätte.
Denn wer den Stein besitzt, der weiß,
Was künftig ist und was vergangen;
Die Geister kommen auf sein Geheiß;
Er darf nur wünschen, nur verlangen,
So steht es da, ist Alles sein!
Dein guter Engel gab Dir ein,
Mich heute noch am Spieß zu braten;
Hätt'st Du gefolgt, der Stein war Dein!
Doch einem Narr'n ist nicht rathen."

Hans, wie er diese Nachricht hört,
Sich wüthend in die Haare fährt,
Schlägt mit der Faust sich vor den Magen,
Zerreißt sein Wamms und seinen Kragen
Von Spitzen, hundert Thaler werth,
Und füllt den Wald mit lauten Klagen.

Der Vogel sieht in großer Ruh'
Dem Spuk von seinem Baume zu,
Sagt nicht ein Wort, bis Mantel, Kragen
Und Wamms und Wange, Bart und Haar
Sich Hans zerfetzt hat ganz und gar.
Drauf ruft er: „Narr, hör' auf zu zagen;
Der Schade darf Dich so nicht plagen;
Es ist kein Wort von Allem wahr,
Was ich vom Stein Dir vorgetragen."

„Wie? was? So wär's nur Lug und Trug?"

„Du sagtest ja, Du sei'st so klug,
Man könne Dir nichts Neues sagen!
Du wissest Alles schon vorher!
Als Du mich fingst, Du dummer Bär,
Da war ich keine Unze schwer;
Wo käme denn in meinen Magen
Ein Kiesel von drei Unzen her?"

„Nun, seh' ich's freilich nur zu sehr,"
Erwidert Hans mit nassem Blicke:
„Wer aber hätt' auch solche Tücke
Dir zugetraut?"

„Begreifst Du nun,
Wie Narren sich selber Schaden thun?
Thor, Worte sind nur leere Schalen!
Der Sinn ist Alles, der Sinn, der Sinn!
Allein für Dich ist keiner drin!
Die Lehre magst Du nun bezahlen!
Du wußtest Alles längst zuvor —
Was half Dein Wissen? Pinsel, Thor!
Hätt'st Du verstanden, es auszuüben,
Dein Kragen und Wamms wär' ganz geblieben!
So merk' nun meine Lehren Dir
Und sieh Dich künftig besser für.
Sie kommen Dir hoch genug zu stehen!
Hiermit leb' wohl, auf Wiedersehn!"

Der Vogel flog davon und soll
Noch wieder kommen. Dumm und toll
Steht Hans; ihm ist, als ob ihm träume:
Und wie er steht, o wundervoll!
Fällt alles Laub, die schönen Bäume
Verdorren plötzlich rings umher.
Die schöne Quelle springt nicht mehr,
Die Blumen sterben all' im Keime,
Weg ist das ganze Feenland,
Und ihm bleibt nichts als dürrer Sand.

Im Jahre **1780** vollendete Wieland sein Meisterstück, das romantische Epos: Oberon, wodurch er am meisten sein Andenken bei der Nachwelt erhalten hat. Dieses Gedicht ist nach einem altfranzösischen Roman: Huon de Bordeaux bearbeitet, so aber, daß der deutsche Dichter eine dreifache Fabel in einander webt: erstlich die Abenteuer, welche Ritter Hüon auf Geheiß des Kaisers Karl des Großen in Babylon bestehen soll, dann dessen Liebesverbindung mit der Tochter des Sultans, der schönen Rezia, endlich die Wiederaussöhnung des Elfenkönigs Oberon mit seiner Gemahlin Titania. Der wunderthätige Beistand des Beherrschers der Elfen hilft eben dem Ritter sein Abenteuer glücklich bestehen, so daß er wohlbehalten,

freilich nach langer Irrfahrt und großen Gefahren, nach Hause kommt. Dies Abenteuer, das einem Todesurtheil gleichzukommen schien, hat Kaiser Karl dem Ritter auferlegt, weil er dessen Sohn im Zweikampf erschlagen hat. Also lautet der Befehl des erzürnten Kaisers:

Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wenn der Kalif, im Staat, an seiner Tafelrunde,
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritze.
Ist dies gethan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze,
Und küss' als deine Braut sie dreimal öffentlich.

Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf dich, an der goldnen Lehne
Von seinem Stuhle, hin, nach Morgenländer-Art,
Und, zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Handvoll Haar aus seinem grauen Bart.

Hüon unternimmt die Wagefahrt ganz allein ohne Geleitsmann. Wie er auch diesen findet, möge uns des Dichters eigene Schilderung sagen, welche die Mischung der Romantik mit der Ironie, die durch das ganze Gedicht geht, treffend veranschaulicht.

Drauf geht es mit verhängtem Zügel
Auf Bagdad los. Stets denkt er: kommt es bald?
Allein da lag noch mancher steile Hügel
Und manche Wüstenei und mancher dicke Wald
Dazwischen. Schlimm genug, daß in den Heidenlanden
Die schöne Sprache von Oc was Unerhörtes war:
Ist dies der nächste Weg nach Bagdad? fragt er zwar
An jedem Thore, doch von keiner Seele verstanden.

Einst traf der Weg, der eben vor ihm lag,
Auf einen Wald. Er ritt bei Sturm und Regen,
Bald links bald rechts, den ganzen langen Tag
Und mußt' oft erst mit seinem breiten Degen
Durchs wilde Gebüsch sich einen Ausgang haun.
Er ritt bergan, um freier umzuschaun;
Weh' ihm! der Wald scheint sich von allen Seiten,
Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten.

Was ganz natürlich war, däucht' ihm ein Zauberspiel.
Wie wird ihm erst, da in so wilden Gründen,
Woraus kaum möglich war bei Tage sich zu finden,
Zuletzt die Nacht ihn überfiel!
Sein Ungemach erreichte nun den Gipfel.
Kein Sternchen glimmt durch die verwachs'nen Wipfel;
Er führt sein Pferd, so gut er kann, am Zaum
Und stößt bei jedem Tritt die Stirn an einen Baum.

Die dichte rabenschwarze Hülle,
Die um den Himmel liegt, ein unbekannter Wald,
Und, was zum ersten Mal in seine Ohren schallt,
Der Löwen donnerndes Gebrülle
Tief aus den Bergen her, das, durch die Todesstille
Der Nacht noch schrecklicher, von Felsen widerhallt:
Den Mann, der nie gebebt in seinem ganzen Leben,
Den machte alles dies zum ersten Mal erbeben!

Auch unser Held, wiewohl kein Weibessohn
Ihn jemals zittern sah, fühlt doch bei diesem Ton
An Arm und Knie die Sehnen sich entstricken,
Und wider Willen läuft's ihm eiskalt übern Rücken.
Allein den Muth, der ihn nach Babylon
Zu gehen treibt, kann keine Furcht ersticken;
Und mit gezogenem Schwert, sein Roß stets an der Hand,
Ersteigt er einen Pfad, der sich durch Felsen wand.

Er war nicht lange fortgegangen,
So glaubt er in der Fern' den Schein von Feuer zu sehn.
Der Anblick pumpt sogleich mehr Blut in seine Wangen,
Und, zwischen Zweifel und Verlangen,
Ein menschlich Wesen vielleicht in diesen öden Höh'n
Zu finden, fährt er fort dem Schimmer nachzugehn,
Der bald erstirbt und bald sich wieder zeiget,
So wie der Pfad sich senket oder neiget.

Auf einmal gähnt im tiefsten Felsengrund
Ihn eine Höhle an, vor deren finsterm Schlund
Ein prasselnd Feuer flammt. In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsche versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herab nickt und im Widerschein
Als grünes Feuer brennt. Mit lustvermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter stehn, den Zauber anzuschauen.

Indem schallt aus dem Bauch der Gruft ein donnernd Halt!
Und plötzlich stand vor ihm ein Mann von rauher Gestalt,
Mit einem Mantel bedeckt von wilden Katzenfellen,
Der, grob zusammengeflickt, die rauhen Schenkel schlug;
Ein graulich schwarzer Bart hing ihm in krausen Wellen
Bis auf den Magen herab, und auf der Schulter trug
Er einen Cedernast als Keule, schwer genug,
Den größten Stier auf einen Schlag zu fällen.

Der Ritter, ohne vor dem Mann
Und seiner Ceder und seinem Bart zu erschrecken,
Beginnt in der Sprache von Oc, der einz'gen, die er kann,
Ihm seinen Nothstand zu entdecken.
Was hör' ich? ruft entzückt der alte Waldmann aus;
O süße Musik vom Ufer der Garonne!
Schon sechzehnmal durchläuft den Sternenkreis die Sonne,
Und alle die Zeit entbehr' ich diesen Ohrenschmaus.

Willkommen, edler Herr, auf Libanon, willkommen!
Wiewohl sich leicht errathen läßt,
Daß Ihr den Weg in dieses Drachennest
Um meinetwillen nicht genommen.
Kommt, ruhet aus und nehmt ein leichtes Mahl für gut,
Wobei die Freundlichkeit des Wirths das Beste thut.
Mein Wein — er springt aus diesem Felsenkeller —
Verdünnt das Blut und macht die Augen heller.

Der Held, dem dieser Gruß gar große Freude gab,
Folgt ungesäumt dem Landsmann in die Grotte,
Legt traulich Helm und Panzer ab
Und steht entwaffnet da, gleich einem jungen Gotte.
Dem Waldmann wird, als rühr' ihn Alquif's Stab,
Da jener jetzt den blanken Helm entschnallet,
Und ihm den schlanken Rücken hinab
Sein langes gelbes Haar in großen Ringen wallet.

Wie ähnlich, ruft er, o wie ähnlich, Stück für Stück!
Stirn, Auge, Mund und Haar! — Wem ähnlich? fragt der Ritter.
„Verzeihung, junger Mann! Es war ein Augenblick,
Ein Traum aus bess'rer Zeit! so süß und auch so bitter!
Es kann nicht sein! — Und doch, wie Euch dies schöne Haar
Den Rücken herunter fiel, war mir's, ich seh' Ihn selber
Von Kopf zu Fuß. Bei Gott! sein Abdruck ganz und gar;
Nur Er von breit'rer Brust, und Eure Locken gelber.“

„Ihr seid, der Sprache nach, aus meinem Lande; vielleicht
Ist's nicht umsonst, daß Ihr dem guten Herrn so gleicht,
Um den ich hier in diesem wilden Haine,
So fern von meinem Volk, schon sechzehn Jahre weine;
Ach! ihn zu überleben war
Mein Schicksal! Diese Hand hat ihm die Augen geschlossen,
Dies Auge sein frühes Grab mit treuen Zähren begossen,
Und jetzt, ihn wieder in Euch zu sehn, wie wunderbar!"

Der Zufall spielt zuweilen solche Spiele,
Versetzt der Jüngling. — Sei es dann,
Fährt jener fort: genug, mein wackrer junger Mann,
Die Liebe, womit ich mich zu Euch gezogen fühle,
Ist traun! kein Wahn; und gönnet Ihr den Lohn,
Daß Scherasmin bei Euerm Namen Euch nenne?
„Mein Nam' ist Hüon, Erb' und Sohn
Des braven Siegewin, einst Herzogs von Guyenne."

O! ruft der Alte, der ihm zu Füßen fällt,
So log mein Herz mir nicht! O tausendmal willkommen
In diesem einsamen unwirthbarn Theil der Welt,
Willkommen, Sohn des ritterlichen, frommen,
Preiswerthen Herrn, mit dem in meiner bessern Zeit
Ich manches Abenteur in Schimpf und Ernst bestanden!
Ihr hüpftet noch im ersten Flügelkleid,
Als wir zum heil'gen Grab zu fahren uns verbanden.

Wer hätte dazumal gedacht,
Wir würden uns in diesen Felsenschlünden
Auf Libanon nach achtzehn Jahren finden?
Verzweifle keiner je, dem in der trübsten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!
Doch, Herr, verzeiht, daß mich die Freude plaudern macht.
Laßt mich vielmehr vor allen Dingen fragen,
Was für ein Sturmwind Euch in dieses Land verschlagen?

Herr Hüon läßt am Feuerherd
Auf einer Bank von Moos sich mit dem Alten nieder,
Und als er drauf die reisemüden Glieder
Mit einem Trunk, so frisch die Quelle ihn beschert,
Und etwas Honigseim gestärket,
Beginnt er seine Geschichte dem Wirth erzählen, der sich
Nicht satt an ihm sehen kann und stets noch 'was bemerket,
Worin sein vor'ger Herr dem jungen Ritter glich.

Bald wird ihm eine noch mächtigere Hülfe zu Theil. Er betritt den Elfenhain, worin Oberon weilt. Der Elfenkönig erscheint ihm mit freundlichem Zuspruch und der Versicherung seines Schutzes. Er giebt ihm ein elfenbeinernes Horn und einen Becher mit den Worten:

Ertönt mit lieblichem Ton von einem sanften Hauch
Sein schneckengleich gewundner Bauch,
Und dräuten dir mit Schwert und Lanzen
Zehntausend Mann, sie fangen an zu tanzen,
Und tanzen ohne Rast im Wirbel, wie du hier
Ein Beispiel sahst, bis sie zu Boden fallen.
Doch, lässest du's mit Macht erschallen,
So ist's ein Ruf, und ich erscheine dir.

Dann siehst du mich, und wär' ich tausend Meilen
Von dir entfernt, zu deinem Beistand eilen.
Nur spare solchen Ruf, bis höchste Noth dich bringt.
Auch diesen Becher nimm, der sich mit Weine füllet,
So bald ein Biedermann ihn an die Lippen bringt;
Der Quell versieget nie, woraus sein Nektar quillet;
Doch bringt ein Schalk ihn an des Mundes Rand,
So wird der Becher leer und glüht ihm in der Hand.

Von der Zauberkraft des Hornes und des Bechers hatte er ihm sogleich ein Probe gegeben, indem er eine Procession von Mönchen und von Nonnen wider ihren Willen zum wüthenden Tanze zwang und darauf den Becher, mit köstlichem Wein gefüllt, dem Ritter und seinem Knappen zur Stärkung reichte. Nun geht es auf Bagdad (Babylon) los; allein viele Abenteuer muß der Paladin noch bestehen, und überall würzt der Dichter die Erzählung mit Laune und anmuthigen Schilderungen. Als Hüon endlich nach Babylon kommt und vor dem Chalifen steht, führt er das Wagniß, dem, der zur Linken sitzt, den Kopf abzuschlagen, aus, küßt seine Tochter Rezia und verlangt vom Vater Barthaare und Zähne; die Ungläubigen wollen mit gezückter Wehr über ihn herfallen, aber ihn rettet das Horn, mit welchem er Alle im Palaste zum Zaubertanze nöthigt, bis sie zuletzt wie leblos niedersinken. Da erscheint Oberon und überläßt dem Ritter und seiner Rezia, welche bereit ist, Alles für ihn zu verlassen, seinen Zauberwagen, der sie zum Hafen von Ascalon

trägt. Nie hat Wieland das Glück der Liebenden mit so innigen Worten gesungen, wie in jenen Stanzen:

Ein neuer Wonnetraum, ein seliges Entzücken
Ins Paradies dünkt sie ihr gegenwärt'ger Stand;
Sie können nichts, als stumm mit nimmer satten Blicken
Sich anschaun, eins des Andern warme Hand
Ans volle Herz in süßer Inbrunst drücken,
Und während Himmel und Erd' aus ihren Augen schwand
Und sie allein noch übrig waren, fragen:
Ist's oder träumt uns noch? Sind wir in Einem Wagen?

„So war's kein Traum, als ich im Traum dich sah?
(Rief jedes aus) So war es Rezia?
War's Hüon? und ein Gott hat dich mich finden lassen?
Du mein? — ich dein? — Wer durft' es hoffen, wer?
So wundervoll vereint, uns nimmer, nimmermehr
Zu trennen! Kann das Herz so viele Wonne fassen?"
Und dann von neuem stets einander angeblickt,
Von neuem Hand um Hand an Mund und Herz gedrückt!

Vergebens hüllt die Nacht mit dunstbeladnen Flügeln
Den Luftkreis ein; dies hemmt der Liebe Sehkraft nicht;
Aus ihren Augen strahlt ein überirdisch Licht,
Worin die Seelen selbst sich in einander spiegeln.
Nacht ist nicht Nacht für sie; Elysium
Und Himmelreich ist Alles um und um;
Ihr Sonnenschein ergießet sich von innen,
Und jeder Augenblick entfaltet neue Sinnen.

Auf die zweite Abtheilung des Gedichts, welche uns bis zu der glücklichen Heimkehr, nach mancherlei schweren Prüfungen des liebenden Paars, und Oberon's Versöhnung mit Titania führt, können wir nicht näher eingehen; das Obige reicht hin, um sowohl von dem Plan des Gedichts als von Wieland's Darstellungsweise einen klaren Begriff zu geben.

Wäre es Wieland mit der Poesie heiliger Ernst gewesen, so hätte er auf dem betretenen Wege wohl noch zu einer höheren Stufe gelangen mögen. Allein die Mühe und der Zeitaufwand, die ihm Oberon gekostet, schreckten ihn von einem zweiten Versuche zurück. Seine Briefe beweisen, daß er während der Arbeit mit der Freude des Gelingens kaum den Gedanken niederzukämpfen vermochte, daß

er in gleicher Zeit mehrere Bände von Romanen hätte zu Stande bringen können. Zu diesen halbpoetischen Arbeiten, die wir hier nicht im Einzelnen zu besprechen haben, kehrte er zurück und übersetzte dazwischen seine Lieblingsschriftsteller Lucian, Horaz, einige Lustspiele des Aristophanes und zuletzt die Briefe des Cicero. Eine vielseitige Thätigkeit setzte er bis ins hohe Alter fort, das der Lebendigkeit und Munterkeit seines Geistes keinen Abbruch that; „ihm ward," sagt Goethe in der schönen Gedächtnißrede, „das ungemeine Glück zu Theil, die Blüthen einer jeden der Jahrszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt." Er starb am 20. Januar 1813. Sein Grab hatte er neben dem seiner ihm vorangegangenen Gattin auf seinem vormaligen Landsitze zu Oßmannstedt gewählt. Was sie ihm gewesen, sagt die einfachschöne Inschrift:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Vierter Abschnitt.

Das Zeitalter Herder's, Goethe's, Schiller's.

ca. 1770 — ca. 1805.

I. Die Dichter des Göttinger Hainbundes und verwandte Lyriker.

Die Saat, welche die großen Reformatoren unserer Literatur, vor allen Klopstock und Lessing, ausgestreut hatten, ging freudig auf in dem Streben einer drangvollen, für wahrhaft nationale Entwickelung unserer Literatur begeisterten Jugend; an jenen vornehmlich lehnte sich die Lyrik des Göttinger Dichterbundes, an diesen die Literaturkritik Herder's und die Reform des deutschen Drama's durch Goethe's und Schiller's geniale Schöpfungen. Diese neue Literatur-

bewegung, die Zeit des „Sturmes und Dranges," wie man sie genannt hat, trat um den Beginn der siebziger Jahre ein und füllte mit ihren Werken mehr als ein Jahrzehend; Schiller's Jugendwerke sind als der Abschluß derselben anzusehen. Man befand sich damals mitten in der Friedenszeit, welche dem siebenjährigen Kriege folgte. Auf der Bühne der Weltgeschicke war es still geworden, und nur in den verborgenen Gebieten des geistigen Lebens verkündigten sich die Vorboten einer neuen Zeit der Völkerstürme, welche die alten Formen niederwarfen und zertrümmerten. Lange schon war an den alten Gerüsten gerüttelt, lange vorher hatte die Literatur mit dem Bestehenden gebrochen. Man hatte angefangen, die Einfalt der Natur den verweichlichten und verdorbenen Sitten, die Rechte des Menschen der Machtwillkür und den Standesvorrechten, die Berechtigung der Persönlichkeit den Beschränkungen der Verhältnisse entgegenzuhalten. Der Drang nach Umgestaltung reichte von Lissabon bis nach Petersburg. Mehrere Fürsten kamen demselben durch Reformen, die nicht selten in gewaltsamer Weise durchgeführt wurden, entgegen, und selbst der mächtige Jesuitenorden ward dem Ruf nach Aufklärung und Duldsamkeit zum Opfer gebracht. Der Geist der Besten im Volke erfüllte sich mit einem hohen, edlen Streben, welches, des nächsten Zieles kaum sich bewußt, in schönen, oft phantastischen Freiheitsträumen sich wiegte. Allein eben der Widerspruch der Wirklichkeit mit der Ideenwelt erzeugte ein Gefühl der Unbehaglichkeit; die Ideen suchten eine Form und fanden in dem Vorhandenen kein Object, um sich zu verwirklichen. Daraus erklärt sich die scheinbar contrastirende Doppelseitigkeit des Zeitalters, einerseits die leidenschaftliche Excentricität, womit die sogenannten starken Geister die Kluft zwischen dem Idealen und Realen zu überspringen suchten, andrerseits die sehnsuchtkranke Sentimentalität, welche, wie Shakspeare's Hamlet, das Gefühl in sich trägt, daß die Welt aus den Fugen sei, aber die eigene Unfähigkeit erkennt, sie wieder einzurichten. Sah nicht in dem Hamlet die thatendurstige und doch träumerisch zurücksinkende Jugend ihr Idol? stellt sich nicht in Goethe's Schöpfungen neben den Götz von Berlichingen, der die auseinander fallenden Verhältnisse mit kräftiger Hand wieder einrichten möchte, stellt sich nicht unmittelbar neben ihn der Werther

mit den phantastischen Ansprüchen an die Welt und dem empfindungsvollen Herzen, welcher das Leben nicht länger zu tragen vermag, weil zwischen ihm und der Wirklichkeit keine Harmonie herzustellen ist?

Die geistigen Zustände jener Epoche mußten der Poesie überaus günstig sein. Das eben ist ihr unterscheidendes Merkmal, daß die Poesie in die Subjectivität des Dichters übergeht und auf der vollen Persönlichkeit beruht. Denn bisher war selbst bei einem durchaus subjectiven Dichter, wie Klopstock, Leben und Dichten durch sehr scharfe und nicht selten überraschende Grenzen geschieden. Anders jetzt! Da ist keiner unter den hervorragenden Dichtern, der nicht einen harten Kampf bald mit sich, bald mit den äußern Lebensverhältnissen durchgekämpft hätte. Manche sind früh darin untergegangen; Andere fanden Zeit, sich in einem Amte abzukühlen und sich mit ihrer Lage auszusöhnen. Nur den größten Genien des Zeitalters läuterte sich das Jugendfeuer zu einem reineren Lichte und leuchtete ihnen durchs Leben hindurch bis zum Rande des Grabes.

Mit dem Anspruch auf die Berechtigung der Persönlichkeit ist der Ruf nach Natur und Wahrheit in der Dichtung eng verbunden. Abgewandt von der Ueberfeinerung der modernen Cultur, blickte man nach den Urzuständen der Menschheit, verehrte die Stimmen der reinen Menschennatur in den Volksliedern und den Dichtern eines unverkünstelten Zeitalters. Homer, dessen epische Dichtungen man bisher durch die Brille der Theorieen betrachtet hatte, erschien nun erst als der hochbegabte Genius, der Alles sich und der Natur zu danken habe; es erwachte unter den jungen Dichtern ein Wetteifer, ihn in deutsche Formen zu kleiden. Balladen und lyrische Volkslieder wurden eben so sehr Vorbild der Poesie, als Klopstock's bewunderte Oden, und in den mit allem Schwall moderner Empfindsamkeit überkleideten Ossian'schen Gesängen bot sich der unklaren Gefühlswelt das erwünschteste Beispiel, wie die Naturpoesie mit krankhafter Sentimentalität Hand in Hand gehen könne. Vorzüglich stand neben diesen Shakspeare als hochverehrtes „Originalgenie;" ihm ergab sich die dichtende Jugend mit voller Begeisterung als ihrem Lehrer und Führer, und glaubte sich dabei um so mehr im Rechte, als auch Lessing auf ihn hingewiesen hatte.

Indem wir die Sterne erster Größe, die jetzt an dem Himmel der deutschen Poesie zu leuchten begannen, einer späteren Betrachtung vorbehalten, wenden wir uns zunächst zu dem Göttinger Dichterbunde, mit dessen Bestrebungen sich fast alles Andere, was in der Lyrik Bedeutung erlangt hat, berührt.

Die Universität Göttingen war von ihrem ersten Entstehen an die eigentliche Stätte einer umfangreichen Gelehrsamkeit. Für die Fachwissenschaften, für Geschichte und Sprachenkunde geschahen die größten Anstrengungen. Eine mit englischer Freigebigkeit ausgestattete Bibliothek bot zum Ansammeln des Realien-Wissens jede wünschenswerthe Gelegenheit, wodurch es selbst dem bloß mechanischen Sammelfleiße bequem gemacht ward, sich mit dem Schein ausgebreiteter Gelehrsamkeit zu umgeben. Von der deutschen Poesie wandte sich das Göttinger Gelehrtenthum entschieden ab. Freilich besaß es in seiner Mitte zwei Männer, die zu den deutschen Dichtern gezählt wurden. Haller jedoch entsagte der Poesie, seit er den Göttinger Lehrstuhl betreten hatte, bald ganz, und Kästner's Poesie, die er aus der Leipziger deutschen Gesellschaft, ein Verehrer Gottsched's, mitgebracht hatte, beschränkte sich auf einige witzige Epigramme und Lehrgedichte der trockensten Art. Einen größern, wenn auch indirecten Einfluß auf das Interesse für Poesie und Kunst hatten Heyne's Vorlesungen über alte Literatur. Auch er kam aus der sächsischen Schule und brachte die ästhetische Bildung derselben, die an den Dichtern des Alterthums sich genährt hatte, dorthin. Er war einer der Ersten, die der Jugend den Geist des Alterthums aufschlossen und die innere Schönheit seiner Dichtwerke enthüllten. Er war auch der Erste, welcher die bildende Kunst des Alterthums zum Gegenstand akademischer Vorträge machte. Somit begegnete er sich mit Winckelmann und Lessing in gleichem Streben und hat, da die classische Periode unserer Poesie vornehmlich auf dem richtigen Verständniß des Alterthums beruht, ebenfalls zur Förderung unserer Nationalliteratur mitgewirkt.

In Kästner's und Heyne's Bekanntschaft treffen wir gegen 1770 einen jungen Mann, der einige Engländer als Hofmeister nach Göttingen begleitet hatte und hier weniger den strengen Wissenschaften,

als der schönen Literatur, besonders des Auslandes, seinen Fleiß widmete, Christian Boie aus Flensburg in Schleswig. Er war befreundet mit Gotter, der sich bereits als Dichter dem Vaterlande bekannt gemacht hatte und damals in Göttingen studirte. Beide verbanden sich zu einem Unternehmen, wie es dazumal in Frankreich Sitte geworden war; sie gaben einen Musenalmanach für das Jahr 1770 heraus, eine Sammlung nicht bloß von ungedruckten, sondern auch von den beliebtesten seit kurzem bekannt gewordenen lyrischen Poesieen. Dieser seitdem alljährlich erscheinende Musenalmanach, von welchem Gotter indeß sehr bald zurücktrat, ist der Stamm, an dem die neuentstehende Göttinger Lyrik emporrankte, der Vereinigungspunct für eine Menge neuaufsprossender Dichtertalente. Es mußte Boie daran liegen, die jüngeren Dichter an sich heranzuziehen, so wie es natürlich war, daß Alles, was Göttingen an dichterischen Talenten beherbergte, ihn aufsuchte, an ihn sich anschloß. Die bedeutendsten unter den Jünglingen, welche sich ihm nach und nach beigesellten, waren Bürger, Hölty, Miller, Voß und die Grafen Stolberg. Anfangs war der Bund nur eine Vereinigung befreundeter Dichter zum Behuf der Herausgabe des Musenalmanachs. Durch Voß erhielt er eine entschiedenere sittlich-patriotische Tendenz, indem er sich als Hainbund constituirte. Voß schildert dessen Gründung in einem Briefe an seinen Freund Brückner folgendermaßen: „Ach, den 12. September (1772) da hätten Sie hier sein sollen! Die beiden Miller's, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahe gelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter, und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Baum herum —, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen

gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich war durchs Loos zum Aeltesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen."

Die Verbündeten kamen alle Sonnabend um 4 Uhr bei einem der Mitglieder zusammen, wo Klopstock's Oden, Ramler's lyrische Gedichte und das sogenannte Bundesbuch auf dem Tische lagen. Zuerst wurde eine Ode von Klopstock oder Ramler laut vorgelesen, und man urtheilte über die Schönheiten und Wendungen derselben sowie über den Vortrag des Vorlesenden. Dann wurde Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche hindurch Poetisches verfaßt hatte, vorgelesen und darüber gesprochen. Zuletzt bekamen die Mitglieder einzelne Arbeiten mit nach Hause, um darüber eine Kritik zu schreiben, die dann des andern Sonnabends vorgelesen wurde. Gedichte, welche durchgehends Beifall fanden, wurden in das Bundesbuch eingeschrieben. Die Schilderung eines Abschiedschmauses, welchen einer der Freunde gab, verräth schon eine dictatorische Geschmacksrichtung. „Das war," schreibt Voß in einem Briefe, „nun eine Dichtergesellschaft, und wir zechten auch alle wie Anakreon und Flaccus; Boie, unser Werdomar, im Lehnstuhle, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden auch getrunken, erstlich Klopstock's! Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramler's! Nicht voll so feierlich: Lessing's, Gleim's, Geßner's, Gerstenberg's, Uzens, Weißens u. s. w. — — Jemand nannte Wieland, mich däucht, Bürger war's. Man stand mit vollen Gläsern auf, und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire!" — Diese Ausbrüche jugendlicher Unduldsamkeit, welche großes Aufsehen in der deutschen Dichterwelt machten, zeugen, wie einseitig der Geschmack dieses Dichtervereins noch gewesen sei; allein bei ihnen galt nur Klopstock, dessen eben erschienene Gelehrtenrepublik ihnen ein untrügliches Gesetzbuch für alle Poesie war. Daher geschah es, daß sie zu Göttingen 1773 seinen Geburtstag feierten und dabei Wieland's Schriften als Fidibus gebrauchten.

Klopstock, der den Bund schon durch die Stolberge seiner Theilnahme versichert hatte, kam 1774 selber nach Göttingen, wo er im vertraulichen Kreise der Jünglinge lebte, ohne die Professoren zu besuchen. Durch seine Gegenwart wurde der Bund zum höchsten Selbstgefühl gehoben. „Mit dem Bunde" — schreibt Voß — „hat Klopstock große Dinge im Sinn, sein Plan ist aber noch nicht völlig bestimmt. . . . . Alles, was wir schreiben, muß strenge nach diesem Zweck, nach Geschmack und Moral geprüft werden, eh' es erscheinen darf. Er selbst unterwirft sich dem Urtheil des Bundes . . . . . Nebenabsichten sind — die Vertilgung des verzärtelten Geschmacks, ferner der Dichtkunst mehr Würde gegen andere Wissenschaften zu verschaffen, manches Götzenbild, das der Pöbel anbetet, ... zu zertrümmern — —."

Diese weitausschweifenden Plane gingen indeß nicht in Erfüllung. Einer um den Andern verließ Göttingen, und 1774 war der Bund so gut wie aufgelöst; denn wie Jeden sein Amt und dann Haus und Familie in Anspruch nahm, hörte auch der Briefwechsel allmählich auf. Doch blieben die einzelnen Mitglieder meist der Poesie treu ergeben, und mehrere derselben erwarben sich durch die Leistungen ihrer männlichen Jahre eine dauernde Stelle in der Geschichte unserer Literatur, vornehmlich Bürger, Hölty, Voß und Friedrich Leopold zu Stolberg.

Bürger.

Gottfried August Bürger, geb. den 31. December 1747, war der Sohn eines Predigers zu Molmerswende im Halberstädtischen. Durch die Schuld eines indolenten Vaters ward er in seiner Knabenzeit so vernachlässigt, daß er es in seinem zehnten Jahre kaum zum Lesen und Schreiben gebracht hatte. Dagegen zeigte sich bei ihm früh eine poetische Anlage; er machte schon als Knabe Verse, obwohl er außer seinem Liederbuche noch nichts Poetisches gelesen hatte. Da man ihn zum Prediger bilden wollte, so schickte man ihn auf die Schule zu Aschersleben und von da auf das Pädagogium zu Halle. In seinem sechzehnten Jahre bezog er die Akademie zu Halle, wo damals der Philolog Klotz mit seiner feinen Gelehrsamkeit, seinen weltmännischen Sitten und seiner leichtfertigen

Genußsucht wohl Pedanterie verscheuchte und die Kenntniß der Alten in einer gefälligen Weise mittheilte, aber auch durch sein eigenes Leben höchst nachtheilig auf die Sitten der ihm befreundeten Studirenden einwirkte. Dieses widerfuhr besonders Bürger, der, als ein verwandtes Naturell, sich besonders an diesen Lehrer anschloß, so daß er beinahe schon damals in seinem wüsten Leben untergegangen wäre, hätte nicht sein Großvater, der nach des Vaters Tode sich seiner annahm, auf die Entfernung von Halle gedrungen. Er ging nun 1768 nach Göttingen, wo er die Theologie mit der Rechtswissenschaft vertauschte. Weil er aber hier seinen lockern Wandel fortsetzte und Schulden machte, so zog der Großvater seine Hand gänzlich von ihm ab und gab ihn dem drückendsten Mangel preis. Zu seinem Glücke nahm Boie, dem er durch einige kleine Gedichte schon bekannt geworden war, sich seiner an, und der edle Gleim, der so gern neuauftauchende Talente unterstützte, ermunterte ihn zu poetischen Arbeiten und schickte Geld zu seiner Unterstützung. Bald zeigte sich ein Mittel zu Amt und Brot, so daß Bürger schon im Jahre 1772 durch Boie's Vermittlung Gerichtsamtmann in Altengleichen bei Göttingen wurde. Hier war nun für seinen Lebensunterhalt gesorgt, und seine fortdauernde Verbindung mit dem Hainbunde, der immer zunehmende Ruf seines poetischen Talentes und seine literarische Thätigkeit brachten sein Gemüth wieder ins Gleichgewicht; die Erzeugnisse seiner Muse entzückten das deutsche Volk, dem er um so lieber wurde, da er sich's zur Aufgabe gemacht, Volksdichter zu sein, indem er Popularität eines Gedichts für das Siegel der Vollkommenheit erklärte. Seine Verheirathung im Jahre 1774 schien anfangs dies Glück nur zu erhöhen; doch störte er bald selbst den häuslichen Frieden, indem er sich zu der jüngeren Schwester seiner Frau hingezogen fühlte. Zu schwach, diese Neigung zu unterdrücken, schleppte er sich acht Jahre lang in einem qualvollen Zustande hin. Nach dem Tode seiner ersten Frau (1784) verband er sich öffentlich mit der Schwester, welche seine Gedichte unter dem Namen Molly feiern. Seine Stelle hatte er zwar niederlegen müssen; aber er schuf sich auf der Universität Göttingen ein neues Feld der Thätigkeit als Lehrer der schönen Wissenschaften und hatte

anfangs ein hinlängliches Auskommen. Molly's früher Tod, der ihn ganz niederbeugte, war der Anfang einer neuen unglücklichen Lebensperiode. Dann aber erst machte er das Maß seiner Leiden voll, als er 1790 eine Elise Hahn aus Schwaben heirathete, auf die er zuerst durch ein ihn betreffendes Gedicht aufmerksam gemacht war. Zwei Jahre hindurch that dieses Weib durch ihre schamlosen Sitten und ihre Verschwendung Alles, was seine Ruhe und Ehre kränken konnte; er trennte sich von ihr und lebte noch zwei kummervolle Jahre, zuletzt in drückendem Mangel, bis ihn am 8. Juni 1794 der Tod von der Last des Lebens befreite. Als ein Dichter von mehr feurigem, als tiefem Gemüth, von mehr lebhafter, als schöpferischer Phantasie fühlte sich Bürger, so sehr auch Shakspeare und Goethe ihn begeisterten, zum Drama keinen Beruf. Was in ihm Dramatisches lebendig geworden war, übertrug er auf die Ballade, wozu er die Muster in Percy's Sammlung altenglischer Balladen fand. Er schloß sich seinem Vorbilde so genau an, daß ein großer Theil seiner Balladen nur Bearbeitungen der vorgefundenen Stoffe sind. Es galt ein neues Feld für die Poesie zu gewinnen. Unser altes historisches Volkslied, das der Ballade zu vergleichen ist, war untergegangen. Was man vor Bürger Romanze oder Ballade nannte (beide Benennungen wurden für gleichbedeutend genommen), war in bänkelsängerischer Weise abgefaßt und nur auf den trivialen Spaß angelegt, ungefähr wie Blumauer's travestirte Aeneide, die man auch die „romanzirte" nannte. Noch Hölty schreibt an Voß: „Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlequin oder wie ein Mensch mit dem Raritätenkasten vor". Zwar finden sich auch unter Bürger's erzählenden Gedichten mehrere in der bänkelsängerischen Romanzenmanier, von denen nur die berüchtigte „Frau Schnips" genannt werden mag; aber er reinigte sich, besonders seitdem ihn Herder's Abhandlung von Volksliedern auch theoretisch von seinem Irrthum überzeugt hatte, von jener falschen Vorstellung und beschenkte uns in seiner Lenore (1773) mit der ersten wahren Ballade. „Der Ton," schreibt er an Boie, „den Herder aufgeweckt hat, der schon lange auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt; welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das

von der Lyrik des Volks und mithin der Natur deutlicher und bestimmt lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte! Ich denke, Lenore soll Herder's Lehre einigermaßen entsprechen." Lenore ist die reiffste Frucht seiner durch Herder und Percy gewonnenen poetischen Bildung, ja das Beste, was er überhaupt gedichtet hat. Diese Ballade durchflog rasch ganz Deutschland und ward in der Dorfschenke wie in gebildeten Cirkeln unter gleichem Beifall vorgelesen. Einst — so pflegte er seinen Freunden häufig zu erzählen — hörte er im Mondschein ein Mädchen singen:

Der Mond, der scheint so hell!
Die Todten reiten so schnell!
Fein's Liebchen, graut dir nicht?

Diese Worte gaben das erste Motiv zu der Dichtung, welches durch eine in Percy's Sammlung enthaltene Ballade verwandten Inhalts mehr ausgebildet wurde. Bürger hat sie jedoch in der Form so selbstständig behandelt, daß er sie als eine Originaldichtung an England zurückgeben konnte. Eine andere Ballade, der wilde Jäger, die wir mittheilen, steht ihr an Vortrefflichkeit wenig nach.

Der wilde Jäger.

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Halloh, halloh zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

Rischrasch, quer übern Kreuzweg ging's;
Mit Horridoh und Hussasa,
Sieh da! sieh da! kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht,
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht;
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz vom Aug', wie Ungewitter.

„Willkommen hier, zu rechter Frist,
Willkommen zu der edeln Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt.“
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang“,
Sprach der zur Rechten sanften Muths,
„Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr' um! Erjagst dir heut' nichts Gut's.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!“

„Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!“
Fiel rasch der linke Reiter drein.
„Was Glockenklang? was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, euch lehren
Und euch von jenem nicht bethören!“

„Ha! wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der scher' ans Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!“

Und hurre hurre vorwärts ging's
Feldein und aus, bergab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten nebenan.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf ins Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt' Einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen! laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen.“

Das Wild duckt sich ins Aehrenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß der Armen!“

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Hinweg, du Hund!“ schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an;
„Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! dich.
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitsche um die Ohren!“

Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich übern Hagen rasch voran,
Und hinterher bei Knall und Klang
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feldein und aus, bergab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan,
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Heerden.

Doch hin und her durch Flur und Wald
Und her und hin durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Heerde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

„Erbarmen, Herr, Erbarmen! laßt
Mein armes stilles Vieh in Ruh'!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Wittwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!"

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Verwegner Hund, der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wärst,
Und jede Vettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergötzen,
Euch stracks ins Himmelreich zu hetzen.

Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo! doho! doho! Hussasa!" —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Heerde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte,
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Creatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen!"

Der Rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen.

„Verderben hin, Verderben her!
Das, ruft er, macht mir wenig Graus;
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!"

Er schwingt die Peitsche, stößt ins Horn:
„Halloh, Gesellen, drauf und dran!"
Hui schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher,
Er stößt ins Horn, es tönet nicht,
Er ruft und hört sich selbst nicht mehr,
Der Schwung der Peitsche sauset nicht,
Er spornt sein Roß in beide Seiten
Und kann nicht vor- noch rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her
Und immer düstrer, wie ein Grab;
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer;
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar mit Gewittergrimme
Dies Urtheil eine Donnerstimme:

„Du Wüthrich teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier!
Das Ach und Weh der Creatur
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch! und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu frohnen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!"

Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein,
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub,
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust,
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui will sie ihn beim Wirbel packen;
Hui steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her
Mit grüner, blauer, rother Gluth;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld
Und flieht, laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüber fährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

Das Schauerliche, das in dieser Ballade, wie in der Lenore, den Grundton ausmacht, muß dessenungeachtet mehr als etwas Entlehntes angesehen werden; in Bürger's Gemüth waltete das Biedere,

Treuherzige vor, und das Lied vom braven Mann, Frau Magdalis stehen Bürgern am natürlichsten zu Gesicht. Das ist es auch, was in seinen Liedern am wärmsten hervorklingt, am innigsten uns anzieht. An die ideale Poesie wagte er sich vornehmlich kurz nach dem Tode seiner Auguste (Molly); er setzte ihr und ihrer Liebe ein Denkmal in dem hohen Liede von der Einzigen, von dem er selbst in den Schlußworten sagt, daß er ihm das Meistersiegel aufdrücke, daß es in seiner Herrlichkeit stolz den Strom der Zeit hinabschweben solle. Es gilt jedoch davon, was Schiller in Betreff dieses und verwandter Gedichte Bürger's ausspricht, es sei nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern, man müsse auch erhöht empfinden; man fordere die Begeisterung eines gebildeten Geistes, einer veredelten, zur reinsten Menschheit hinaufgeläuterten Individualität. Wie weit nach dieser Richtung hin Bürger's Dichtungsvermögen reicht, lehrt uns das folgende Gedicht.

Das Blümchen Wunderhold.

Es blüht ein Blümchen irgendwo
In einem stillen Thal;
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,
Wie Abendsonnenstrahl.
Das ist viel köstlicher, als Gold,
Als Perl' und Diamant.
Drum wird es „Blümchen Wunderhold"
Mit gutem Fug genannt.

Wohl sänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft,
Wie es am Leib' und am Gemüth
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet, traun! mein Blümchen dir,
Man säh' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird, wie ein Engel, schön,
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib gesehn.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's, wie ein Talisman,
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt dein Haupt herab.

Es webet über dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wann Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn,
Und Lust, wann sie in deinen Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.

O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt!
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt!
Wie man alsdann nichts thut und spricht,
Drob jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und strotzet nicht
Und drängt sich nicht voran.

O wie man dann so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt!
Denn Wunderhold hält Alles fern,
Was giftig beißt und sticht;
Und stäch' ein Molch auch noch so gern,
So kann und kann er nicht.

Ich sing', o Lieber, glaub' es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder dir
Fast hart zu glauben fällt.

Mein Lied ist nur ein Widerschein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Wesen streut.

Ach hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war, —
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinterm Traualtar —
Dann würdest du es ganz verstehn,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit sehn
Wie in den hellen Tag.

Wohl hundert Mal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wann ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust.
Erst wann ich büße meine Schuld,
Bereu' ich den Verlust.

O was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib' und am Gemüth
Ihr, meiner Holdin, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied! —
Weil's mehr als Seide, Perl' und Gold
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn' ich's „Blümchen Wunderhold"
Sonst heißt's — Bescheidenheit.

Ist es nicht ganz episch, was der Dichter uns hier von einem Blümchen singt, indem man erst in der letzten Zeile, mit dem letzten Worte gewahrt, daß es eine Allegorie, eine im Bilde ausgesprochene Lehre sei? Den Begriff der Bescheidenheit poetisch aufgefaßt so zu geben, daß es mehr ergötze als belehre, war seine Aufgabe, und wie trefflich hat er sie gelöst! Zu dem erzählenden Tone, in welchem das Lied wahrhaft musikalisch fortklingt, kommt noch die milde Ruhe und die besonnene Klarheit, wie sie in den besten Stunden des Dichters, wo er sich seinen Sorgen und seinem Gram entwunden,

über ihn und seine Schöpfungen kam. Einfach lieblich wie Blümchen Wunderhold selbst ist die Darstellung, und Redeblumen sind gerade so viel angewandt, als zur Erhöhung lebendiger Anschauung nöthig ist. Hohes Interesse gewinnt das Lied in den letzten drei Strophen, wo den Dichter das tiefste Gefühl ergreift und er seiner geliebten Gattin gedenkt, so daß er uns mit einer Thräne im Auge am Schlusse des Gedichts entläßt. Diese Wehmuth bringt auch in einigen seiner Sonette tief zu Herzen.

Trauerstille.

O wie öde, sonder Freudenschall,
Schweigen nun Paläste mir, wie Hütten,
Flur und Hain, so munter einst durchschritten,
Und der Wonnesitz am Wasserfall!

Todeshauch verwehte deinen Hall,
Melodie der Liebesred' und Bitten,
Welche mir in Ohr und Seele glitten,
Wie der Flötenton der Nachtigall.

Leere Hoffnung, nach der Abendröthe
Meines Lebens einst im Ulmenhain
Süß in Schlaf durch dich gelullt zu sein!

Aber nun, o milde Liebesflöte,
Wecke mich beim letzten Morgenschein
Lieblich, statt der schmetternden Trompete.

Hölty.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty (geboren 1748) war der Sohn eines Predigers zu Mariensee bei Hannover, wo er, in ländlicher Stille erzogen, eine heitere und frohe Jugend verlebte; die Pocken ließen aber außer den entstellenden Narben Spuren der Kränklichkeit zurück, die ihn nicht wieder verließ und ihm seine Munterkeit raubte. Rastloses Studiren schwächte den Körper noch mehr, und als er im Jahre 1769 nach Göttingen kam, erschien er wohl als ein kenntnißreicher und geistvoller Jüngling, allein mit sichtbaren Zeichen eines zehrenden Siechthums. Das poetische Talent, welches

sich schon im Knaben zeigte, fand nun hier in Göttingen, wo ihm die Freundschaft mit den Jünglingen des Dichterbundes die schönsten Stunden seines kurzen Lebens verschaffte, reichliche Nahrung. Er starb schon im Jahre 1776 an der Schwindsucht.

Auch er folgte Klopstock's Fußstapfen in der Ode und Elegie, doch seine Sprache ist gewandter, klarer und anmuthiger. Seine Sentimentalität ist stets wahr und unmittelbar; selbst der elegische Ton, der überall durchtönt, und die Ahnung eines frühen Todes ist nichts weniger als kleinmüthig und verzagend; muthig sieht er dem Tode ins Auge und bittet nur um ein sanftes und leichtes Hinüberschweben, wie in folgendem Gedichte:

Der Tod.

Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!

Dann beschatte mich, o Ruh', mit linden,
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein schwimmend Auge bricht!

Du, mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegerkrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh'
Mir mit deiner Palme zu!

Leite mich auf tausend Sonnenwegen
Jenem Engelparadies' entgegen,
Wo die Gute, welche mich gebar,
Schon so lange glücklich war;

Wo die jungen Geister meiner Brüder
Unter Blumen spielen, süße Lieder
In die Lauten singen, jung und schön
Zwischen Engeln um mich stehn.

Wohnt' ich doch von diesem Erdgewimmel
Schon entfernt, in eurem Freudenhimmel,
Theure Seelen! Kniet' ich, kniet' ich schon
An des Gottversöhners Thron!

Seine Oden haben nicht das Ueberspannte und Ueberschwängliche, nicht den Wortschwall der Odendichter seiner Zeit, es ist hoher Flug in anmuthigster Sprache, wie z. B. in folgender:

An die Ruhe.

Tochter Edens, o Ruh', die du die Finsterniß
Stiller Haine bewohnst, unter der Dämmerung
Mondversilberter Pappeln
Mit verschlungenen Armen weilst,

Mit dem Schäfer am Bach' flötest, der Schäferin
Unter Blumen der Au' singest und Kränze reich'st,
Und dem Schellengeklinge
Ihrer tanzenden Schäfchen horchst!

Wie der Jüngling die Braut liebet, so lieb' ich dich,
Allgefällige Ruh'! spähte dir immer nach,
Bald auf duftenden Wiesen,
Bald im Busche der Nachtigall!

Endlich bietest du mir, Herzenerfreuerin,
Deinen himmlischen Kranz, ach! und umarmest mich,
Wie den flötenden Schäfer,
Wie die singende Schäferin!

Jeden Lispel des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jedes ländliche Lied, welches dem Dorf' entweht,
Wandelt, Göttin, dein Odem
Mir in Sphärengesangeston.

Hingegossen auf Thau, blick' ich den Abendstern,
Deinen Liebling, o Ruh', blick' ich den Mond hinan,
Der so freundlich, so freundlich
Durch die nickenden Wipfel schaut!

Ruhe, lächle mir stets, wie du mir lächeltest,
Als mein Knabengelock, mit der entknospeten
Rosenblume bekränzet,
Abendlüftchen zum Spiele flog!

Keiner Städterin Reiz, weder ein blaues Aug',
Noch ein kußlicher Mund, soll mich aus deinem Arm
Zu den Hallen des Tanzes
Locken, oder des Opernspiels!

Hier bei Früchten und Milch unter dem Halmendach
Weil', o Freundin, bei mir, bis du mich einst am Arm
Eines lächelnden Mädchens
Edens Hütten entgegen führst.

Seine liebenswürdige Persönlichkeit tritt uns besonders in der folgenden Ode entgegen, in der er seine Poesie treffend charakterisirt.

An Voß. 1773.

Klimme muthig den Pfad, Bester, den Dornenpfad
Durch die Wolken hinauf, bis du den Strahlenkranz,
Der nur weiseren Dichtern
Funkelt, dir um die Schläfe schlingst.

Heißer liebe durch dich Enkel und Enkelin
Gott und seine Natur, herzliche Brudertreu,
Einfalt, Freiheit und Unschuld,
Deutsche Tugend und Redlichkeit.

Stilles Trittes, o Voß, wandelt indeß dein Freund
Durch Gefilde der Ruh, lauschet der Nachtigall
Und der Stimme des leisen
Mondbeschimmerten Wiesenborns;

Singt den duftenden Hain, welchen das Morgenroth
Ueberflimmert mit Gold, oder den Frühlingsstrauß,
Der am Busen des Mädchens,
Mildgeröthet vom Abend, bebt.

Mir auch weinet, auch mir, Wonne! das Mädchen Dank,
Küßt mein zärtliches Lied, drückt es an ihre Brust,
Seufzt: du redlicher Jüngling,
Warum barg dich die Gruft so früh!

Weit über alle seine Zeitgenossen, nur Goethe und etwa Bürger ausgenommen, ragt er im Liede hervor, das bald Minnelied, bald Volkslied, lehrhaft und spielend, immer so originell und unmittelbar, immer so klar und verständlich, so weich und melodisch ist. Darum lebt er auch noch im Munde des Volks bis heute fort. Wer kennt nicht das Lied: „Wer wollte sich mit Grillen plagen!" Was aber seinen Liedern einen besondern Reiz und ein besonderes

Leben verleiht, ist das episch dramatische Gewand derselben, da er sie meist handelnden Personen in den Mund legt.

„Vier trübe Monden sind entflohn
Seit ich getrauert habe;"

singt ein Mädchen an dem Grabe ihrer Freundin, und es sind nicht kalte Betrachtungen über den frühen Tod eines jungen Mädchens, sondern unmittelbare, wirkliche Empfindungen. Im Schnitterliede läßt er einen Schnitter, den eine Schnitterin mit Band und Blumen beschenkt, sprechen, in der Elegie auf ein Landmädchen beschreibt er den Leichenzug und erzählt, wie „ihr Wilhelm" glücklich in ihrer Liebe gewesen, der nun „mit seinem Liederbuche, nassen Auges, an das offene Grab hinwankt." Seine Geliebte besingt er, bald wie sie schiffend auf dem Kahne daherrauscht, bald unter „Lindenschatten" einherwandelt, bald unter blühenden Aepfelbäumen, und er segnet die „Rosen, die ihr Fuß betrat, auf daß jedes der Blätter seines verherrlichten Mädchens Namen trage!" Selbst das didaktische Gedicht der Landmann an seinen Sohn („Ueb' immer Treu' und Redlichkeit") gewinnt dadurch an lebendigem Interesse, daß der alte Vater ganz in dem Tone eines Landmanns zu Treu' und Redlichkeit ermahnt und, im Aberglauben seines Standes befangen, von Geistern, vom alten Kunz, der als Feuermann auf seines Nachbarn Pfluge pflüget, vom Amtmann, der auf glühendem Roß im Walde einhertrabt, vom Pfarrer, der nebenbei Filz und Wucherer war und nun in der Nacht in der Kirche spukt, vom Junker, der umbraust vom Seufzerhall zum Fest des Satanas zieht, erzählt. Was überdies die anmuthigste Scenerie in Hölty's Gedichten bildet, sind die Naturschilderungen, worin er Kleist, der allen Göttinger Freunden ein Lieblingsdichter war, an ungezwungener Darstellung und poetischer Auffassung noch übertrifft. Z. B.

Frühlingslied.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt
Und malt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und schaue froh die schöne Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die solche Pracht
Hervor gebracht,
Den Baum und seine Blüthe.

Der Anger.

Mein Anger, welchen früh und spat
Ein allerliebstes Mädchen trat
Mit ihren weißen Füßen,
  Mit Zitherklang
  Und mit Gesang
Werd' ich dich oft begrüßen.

Mit deinen Blumen weiß und roth,
Werd' ich, beglänzt vom Abendroth,
Die blanke Zither krönen,
  Und weinen naß
  Das grüne Gras
Beim Namen meiner Schönen.

Oft werd' ich in dein frisches Gras,
Wo sie mit mir am Schlehdorn saß,
Im Abendrothe kommen,
  Und singen dann,
  So gut ich kann,
Der Reinen und der Frommen.

Gieb doch, o lieber grüner Plan,
Am Ende meiner Lebensbahn
Bei dieser Murmelquelle,
  Wo Vögelein
  Des Mai's sich freun,
Mir meine Ruhestelle!

Voll dieser sanften Naturschilderungen und der sanftesten Empfindungen ländlicher Unschuld ohne die süßliche Manier der Geßnerischen Schäfergedichte sind seine Idyllen: der arme Wilhelm, Christel und Hannchen und vor allen das episch fortschreitende: Feuer im Walde. Die Romanze hat er mehr ironisch als poetisch aufgefaßt, allein es sind dies nur leichte Jugendversuche.

Was bei Voß, der bei all' seiner ungestümen Derbheit mit rührender Liebe an ihm hing, und später bei Matthisson, Salis, Tiedge elegisch und idyllisch erklungen und mit Theilnahme von den Deutschen aufgefaßt wurde, ist ein Nachklang von Hölty. Wir scheiden von ihm mit einer nicht lange vor seinem Tode verfaßten Ode:

Der Auftrag.

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
  Wo an der Wand die Todtenkränze
    Manches verstorbenen Mädchens schimmern.
Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
  Das, an der Harfe festgeschlungen,
    Unter den goldnen Saiten flattert.
Oft, sagt er staunend, tönen im Abendroth
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
  Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
    Hörten's, und sahn, wie die Kränze bebten.

Voß.

Johann Heinrich Voß war am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg geboren. Sein Vater übernahm bald darauf eine kleine Pachtung in dem Städtchen Penzlin. In den Kriegsjahren jedoch gerieth die Familie in Dürftigkeit; später gab ihm eine Schullehrerstelle einen kümmerlichen Erwerb. So hart und beschränkt auch die Jugend unsers Dichters war, hegte er doch schon frühzeitig eine unbezwingliche Neigung zu den Wissenschaften. Herbe Noth, angestrengte Thätigkeit und strenge Zucht, welche weder Eigenliebe noch Unbeständigkeit aufkommen ließ, bildete schon im Keime die Festigkeit seines Charakters und den sittlichen Ernst, der alle seine Poesieen auszeichnet. Schon als Knabe las er am liebsten die Bibel sowie griechische und römische Classiker, und auf der lateinischen Schule zu Neubrandenburg stiftete er eine Gesellschaft von Jünglingen, die sich's zum Gesetze machten, das Griechische, welches im öffentlichen Unterrichte lau betrieben wurde, zu studiren und nebenbei deutsche Dichter zu lesen. Schon hier machte er poetische Versuche, übersetzte aus den Dichtern des Alterthums und suchte Luther's kräftige Sprache nachzuahmen.

Da es ihm nach beendigten Schulstudien an Mitteln fehlte, die Universität zu beziehen, übernahm er eine Erzieherstelle bei einer adligen Familie und empfahl sich hier dem auch als Dichter nicht unbekannten Landprediger Brückner durch seine Kenntnisse und Poesieen. Dieser ermunterte ihn, einige seiner Gedichte für den Göttinger Musenalmanach einzusenden, wodurch er sich Boie's Theilnahme so sehr erwarb, daß dieser ihm 1772 den Besuch der Universität Göttingen möglich machte. Hier wurde er die Seele des Hainbundes und später Herausgeber des Boie'schen Musenalmanachs. Er studirte fleißig die alten Sprachen und trat in das philologische Seminar unter Heyne's Leitung. Leider entspann sich bald zwischen Lehrer und Schüler Mißverständniß und literarischer Zwist, der jedoch Heyne nicht hinderte, ihn in Hamburg als Lehrer zu empfehlen. Voß erhielt zwar diese Stelle nicht, wohnte aber seitdem in Wandsbeck nahe bei Hamburg, am innigsten befreundet

mit dem wackern Claudius. Noch ohne Amt, heirathete er 1777 Boie's jüngere Schwester Ernestine, seine oft besungene Selma, und wurde 1778 Rector in Otterndorf im Lande Hadeln. Hier vollendete er die Uebersetzung der Odyssee Homer's und zeigte dadurch, welche Fähigkeit in unserer Sprache liege, den Geist des Alterthums in sich aufzunehmen, und wie bildsam sie sei, was Rom und Griechenland gedacht und empfunden, treu und bezeichnend, ja in demselben Versmaße wiederzugeben. So ist durch Voß' Uebersetzung das trefflichste Gedicht des Alterthums deutsch und ein Lieblingsbuch aller gebildeten Deutschen geworden, wovon die Einwirkung auf unsere Literatur bald bedeutend hervortrat.

Im Jahre 1782 ging Voß, weil Otterndorf seiner Gesundheit nicht zusagte, als Rector nach Eutin und wohnte da ein Jahr in der Nähe seines damals noch innig geliebten Fritz Stolberg; des „See's trauliches Ufer", Agneswerder genannt, die Pappeln von Vossens Hand gepflanzt, das nahe Pfarrdorf Malente, das Prinzenholz mit der Binsenbank sind durch das Zusammenleben der Stolberg-Vossischen Familie berühmt geworden. Als Stolberg 1793 als Regierungspräsident nach Eutin zurückkehrte, hatte er sich in seinen religiösen Ansichten sehr weit von Voß entfernt. Leider lebte damals die milde, freundliche Vermittlerin Agnes nicht mehr, es kam zu einem völligen Bruch zwischen den Jugendfreunden. 1800 trat Stolberg öffentlich zur katholischen Kirche über und zog nach Münster. Da Voß durch zunehmende Kränklichkeit verhindert ward, sein Lehramt zu verwalten, ging er 1802 mit einer jährlichen Pension zuerst nach Jena und 1805 nach Heidelberg, wo er in wissenschaftlicher Muße bis an seinen im Jahre 1825 erfolgten Tod thätig war.

Voß war von einer tüchtigen sittlichen Gesinnung erfüllt. Er sagt selbst von sich, er habe sein Leben hindurch Geist und Wissenschaft, so viel ihm geworden, für Wahrheit, Recht, Veredlung angewandt und von Kindheit an getrachtet, gut zu sein und Guten zu gefallen. Und dies bestätigt sein Verhalten während eines langen Lebens. Der Kampf gegen den Druck der äußern Verhältnisse hatte seine Energie gestärkt und seiner Persönlichkeit ein scharfes, entschiedenes Gepräge gegeben, das sich durch die Abgeschlossenheit von der Welt zu noch

größerer, oft herber Einseitigkeit ausbildete. Offenheit und Biederkeit sind Grundzüge seines Charakters, und diese Tugenden sowie seine Liebe zu einfacher, redlicher Sitte treten auch in seinen Dichtungen vornehmlich hervor, auf die wir hier am meisten unser Augenmerk zu richten haben.

Von Natur hatte Voß nichts Ideales; der Flug der Phantasie war ihm versagt. Seine mit der Wärme der Gefühlsbegeisterung gehegten sittlichen Ideale sind Anfang und Ende seiner Poesie, welche sich daher von didaktischer Absichtlichkeit niemals fern hält. In den Oden schließt er sich an Klopstock an; allein die Poesie hat daran weniger Antheil, als die Kunst des den Griechen und Römern nachgebildeten Versbaues. Im Liede war sein Bestreben ein Landdichter zu sein. Er nährte dabei den Irrthum, der Landmann könne seine Freude daran haben, sein tägliches Geschäft zu besingen; zu dem Ende verfaßte er Lieder für alle ländlichen Beschäftigungen bis zum Kartoffelausgraben herab; diese Heulieder, Erntelieder u. s. w. sind nie vom Volke gesungen worden. Volkslieder sind nicht die Lieder, welche man absichtlich für den minder beglückten und minder gebildeten Theil des Volkes macht, wohl gar, um ihn dadurch zu bessern, wie Voß wollte; sie sind Stimmen eines Gemüths, das mitten in dem Kreise der Gefühle des Volkes steht, mit ihm jubelt oder leidet. Daher ist auch nur Ein Gedicht von Voß Volkslied geworden, wo er unter gleichgestimmten Freunden beim Schlag der letzten Stunde des Jahres die Gefühle der Wehmuth und der tröstenden Hoffnung, wie sie sich im ernsten Momente des Scheidens von einem durchlebten Jahre in jeder Brust erneuern, in einfachen erhebenden Worten ausspricht, ein Lied, worin Voß sich selbst übertroffen hat, indem ihm in keinem seiner Gedichte dieser leichte Fluß der Worte und des Verses in solchem Maße gelungen ist. Da dies Gedicht als allgemein bekannt angesehen werden kann, so setzen wir zwei andere her, die seine ideale sittliche Gesinnung am treffendsten charakterisiren.

Entschlossenheit.

Vorwärts, mein Geist, den schroffen Pfad!
Nicht träg' umhergeschauet!
Dort oben winkt die Ruhestatt!
Wohlauf, dir selbst vertrauet!
Dich, Gottes Odem, du Verstand,
In Staub gehüllt, hat Gottes Hand
So wunderbar gebauet!

Nicht ziemt dir's, edler Himmelssohn,
An eitlem Schein zu haften!
Dein würdig, tritt in Staub mit Hohn
Die niedern Leidenschaften.
Und ob sie rechts und links nach Stolz,
Nach Sinnlichkeit, nach Durst des Golds,
Die Freunde dir entrafften!

Dir, Wahrheit und Gerechtigkeit,
Dir schwör' ich Treu' auf immer!
Vergebens lockt die Welt und dräut
Mit ihrem Trug und Schimmer!
Sei noch so schlimm Gefahr und Noth,
Verachtung selbst, ja schnöder Tod:
Unredlich sein ist schlimmer!

Wir müssen, müssen vorwärts gehn,
Wie Wahn und Trug auch toben!
Uns hat, zum Himmel aufzusehn,
Gott selbst das Haupt erhoben!
Drum wank' und fall' es links und rechts:
Wir sind unsterbliches Geschlechts;
Das Vaterland ist oben!

Ach, unsrer Heimat eingedenk,
Laßt uns doch gehn, wie Brüder,
In Lieb', ohn' Eifer und Gezänk,
Im Klange froher Lieder!
Du kränktest mich aus Mißverstand;
Komm, Lieber, reiche mir die Hand,
Und thu' es niemals wieder!

Vaterlandsliebe.

Ein edler Geist klebt nicht am Staube,
Er raget über Zeit und Stand;
Ihn engt nicht Volksgebrauch, noch Glaube,
Ihn nicht Geschlecht, noch Vaterland.
Die Sonne steig' und tauche nieder;
Sie sah und sieht ringsum nur Brüder:
Der Celt' und Griech' und Hottentott
Verehren kindlich Einen Gott.

Doch ob der Geist den Blick erhebet
Bis zu der Sterne Brüderschaar:
Ihn säumt der träge Leib und klebet
Am Erdenkloß, der ihn gebar.
Umsonst, von seines Staubes Hügel,
Blickt auf der Geist und wägt die Flügel;
Des Fluges Sehnsucht wird ihm Stand,
Sein All ein süßes Vaterland.

Er liebt die traute Vaterhütte,
Den Ahorntisch, des Hofes Baum,
Die Nachbarn und des Völkleins Sitte,
Des heimischen Gefildes Raum.
Er liebt die treuen Schulgenossen,
Der Jugendspiel' harmlose Possen,
Das angestaunte Bilderbuch,
Der Mutter Lied und Sittenspruch.

O du, in Fremdlings Flur Verbannter,
Wie warst du Freud' und Wehmuth ganz,
Begrüßte dich ein Unbekannter
Im holden Laut des Vaterlands!
Du kehrst in schroffes Eisgefilde
Mit Lust aus reicher Sonnenmilde
Und weinst, auf deiner Väter Höhn
Von fern den blauen Rauch zu sehn.

Schafft Freiheit jegliches Gewer-
bes
Gemeingeist und gemeines Wohl,
Baut jeder, sorglos seines Erbes,
Hier Wissenschaft, dort Korn und Kohl;
Entzieht kein Vorrecht sich der Bürde;
Ertheilt Verdienst, nicht Anspruch,
Würde:
Dann lieber arm im Vaterland,
Als fern in Sklavenprunk verbannt!

Glückselig, wem Geschick und Tu-
gend
Der Erstlingspflege Dank vergönnt,
Wen Greis und Mann daheim, der
Jugend
Zum Beispiel, guten Bürger nennt.
Nicht eigensüchtig wirbt er Seines.
Sein Herz, entbrannt für Allgemeines,
Verschwendet Kraft und Fleiß und Gut,
Und, gilt es Wohlfahrt, gern das Blut.

Das Bedeutendste, was Voß für die deutsche Poesie geleistet hat, steht mit seinen Studien des classischen Alterthums im engsten Zusammenhang. Er betrachtete sie nicht als eine bloße Vorstufe zum Heiligthum der Wissenschaft, sondern ihm war die griechisch-römische Bildung selbst ein Tempel der edelsten, vollendetsten Menschheit. War es ihm auch nicht gegeben, sich auf die Höhe des griechischen Geisteslebens zu stellen, blieb ihm auch die griechische Philosophie und Kunst, das Drama wie des Staatsleben der Griechen fremd, so fand dagegen sein Gemüth die Einfalt der Natur, die Biederkeit unverfälschter Sitte, sein eigenes Innere im Homerischen Epos treu widergespiegelt. Homer war sein Liebling, sein Begleiter durchs Leben; auf ihn bezog sich sein Dichten wie seine wissenschaftliche Forschung. Seine Uebersetzung der Odyssee führte zuerst das ewig jugendliche griechische Epos in dem unverfälschten Reize natürlicher Anmuth bei uns ein; sie ward aufgenommen und wirkte gleich einer Originaldichtung. In der Uebersetzung der Ilias hatte er an Bürger, der indeß nur Bruchstücke lieferte, und an F. L. Stolberg unverächtliche Vorgänger; allein wie weit übertraf er sie an sprachgewandter Virtuosität! Für die Ausbildung unserer Metrik und Dichtersprache war diese Uebersetzung von weitgreifender Wichtigkeit. Sie setzt fort, was Klopstock's Messiade begonnen hat; sie eignet das griechische Versmaß unserer Sprache völlig an, sie bereichert unsere Sprache aus dem Füllhorn griechischer Sprachwendungen. Erst Voß' späteren Uebersetzungen (Virgil ꝛc.), und daher auch den späteren Umarbeitungen seines Homer, ist der Vorwurf zu machen, daß er der deutschen Sprache Gewalt anthut und ihr metrische Künste-

leien, die zu Härten werden, aufzwingt, um den Versbau der Griechen nach seiner Theorie bis ins Kleinste im Deutschen nachzubilden. Mehr und mehr richtete er sich in seiner Uebersetzerwerkstatt handwerksmäßig ein und ließ den poetischen Reiz durch zwar kunstgerechte, aber steife Form verloren gehn. Auch seinen eigenen Gedichten in Hexameterform hat Voß durch dies Verfahren geschadet; mit der Verbesserung der Versmessung zerstörte er die Frische der ursprünglichen Darstellung und schob manche Sprachhärten in den anfangs leichten Bau der Verse ein. Seine Idyllen nehmen unter seinen Dichtungen den ersten Rang ein. Es sind die Bilder ländlichen Stilllebens, mit welchem Voß von seiner Kindheit an vertraut war. Seiner Anhänglichkeit an die einfache ländliche Sitte bot die Homerische Dichtung die entsprechendste poetische Form. Sein siebzigster Geburtstag, wozu die Grundzüge von der Scene seines Wiederbesuchs bei den greisen Eltern, denen er seine Ernestine vorstellte, entlehnt sind, ist ein Meisterstück in niederländischer Kleinmalerei des ländlichen Lebens. Griechische Anmuth, wie in den Idyllen Theokrit's, weht in der kleinen Idylle: die Kirschenpflückerin. In einigen machte er von der plattdeutschen Volksmundart Gebrauch, ein Vorbild, das für die spätere Poesie nicht verloren ging.

Das Beste, was Voß in der idyllischen Dichtung zu leisten vermochte, faßte er in dem Idyllenkranze Luise zusammen. „Das Edelste“ — so berichtet uns seine Gattin in den Berichten über sein Leben und Dichten — „das Edelste, was er in sich fühlte, wollte er in den Familienkreis seines Pfarrers von Grünau legen, in ihm selbst das Ideal eines Landpfarrers geben. Luise sollte in allen Lebensverhältnissen dargestellt werden, auch als Kind und im ersten Aufkeimen ihrer Liebe.“ Dem ursprünglichen Plane nach sollte auch der siebzigste Geburtstag damit verbunden werden. Es blieb bei den Idyllen, welche die Feier von Luisens Geburtstag, den überraschenden Besuch des Bräutigams und die Vermählung schildern. Als Inhalt für die Idylle, die sich zunächst daranschließen sollte, war bestimmt: die Schilderung der Nachhochzeit auf dem Schlosse, die Einsegnung des jungen Paars in der Kirche, das Ueberbringen der Hochzeitsgeschenke von den Dorfbewohnern und die Trennung

Luisens von Eltern und Freundinnen. Allein ein richtiger Takt hielt Voß von dem weiteren Ausspinnen der idyllischen Dichtung ab. Für den engen Kreis, worin sie sich bewegt, für ihren beschränkten, behaglichen Charakter paßt nur ein enger Rahmen. Und auch so ist schon in den Schilderungen allzu viel Einförmigkeit und Wiederholung, noch mehr schadet das Hervortreten der lehrhaften Tendenz. Dessenungeachtet bewährt jene gemüthliche Idylle immer aufs neue ihre Anziehungskraft und läßt uns den Seelenfrieden und die innige Liebe, welche die bescheidene Pfarrwohnung erfüllen, aufs wärmste mitempfinden. Weniger um die Dichtung selbst, welche niemand ungelesen lassen sollte, als um den meisterhaften Bau der Hexameter, in Vergleich mit denen der Messiade, anschaulich zu machen, setzen wir ein kleines Bruchstück, die Schilderung der Abendmusik nach der Trauungsfeierlichkeit, hierher.

Als sich der Organist mit den Seinigen jetzo gelabet,
Theilt' er die Stimmen umher; und auf einmal flossen harmonisch
Liebliche Saitentöne zu wollustathmender Flöten
Süßem Gesang' und dem Laute des sanft einhallenden Waldhorns.
Wie im blumigen Mai, wann die Abende heiter und lau sind,
Spät in die Nacht auf den Bänken am Eingang Männer und Weiber
Lauschen den Zwillingstönen des Waldhorns, welche vom See her
Aus umschweifendem Kahn durch Silberwellen im Mondschein,
Mit dem Geröchel des Sumpfs und bräutlichen Nachtigallliedern,
Nah' und entfernt anwehn, daß leis' antwortet der Buchhain:
Also lauschte mit Lust die Versammelung; denn voll Anmuth
Halleten unter dem Stimmengeräusch Wohllaute des Waldhorns,
Lieblich gedämpft von zween tonkundigen Söhnen des Jägers.
Jetzo gellt' auch Hoboengetön, als töneten Sänger
Herzlichen Laut, abschwächend und bald anschwellend den Athem
Bis zum Triumphausruf; den gemessenen Gang der Empfindung
Führte das ernste Fagott, von rauschenden Saiten umjubelt.
Einzeln erhub sich darauf des Organisten berühmter
Vielgewanderter Sohn; denn Mannheim, Wien und Venedig
Hatt' er besucht, und Manches gehört, und behalten, was gut war,
Und nun dient' er mit Lob in der Schulzischen Kammerkapelle:
Dieser entlockte gemach der Kremonageige melodisch-
Rieselndes Silbergetön, das oft in gezogener Seufzer
Weicheren Laut hinschmolz; ihm schlug des Klaviers Generalbaß
Karls treuherziger Lehrer geschickt; rings horchten sie schweigend,
Selbst die Genossen der Kunst, wie klar ihm die Tön' und geründet

Rolleten unter dem Bogen, wie voll einschmeichelnder Wehmuth.
Wieder von Sait' und Hauche vereiniget, scholl der Gesammtchor,
Stürmisches Halls, Ein Jubel der Feierlichkeit und Entzückung:
Als ob, wonnebeseelt, durch keimende Schöpfungen zahllos
Morgenstern' anhüben das Dreimalheilig im Chorpsalm
Und in des strömenden Lichts Umkreis bis zum nachtenden Chaos
Rauscht' ätherischer Lüfte gesammt mitklingende Wallung:
Dreimal heilig! empor, dreimal hochheilig! dem Urlicht!
Dir, Allmächtiger, dir, unerforschlicher Vater des Weltalls!
Schmachtender dann im Lispel der Zärtlichkeit floß Melodie her:
Gleich sanftwehendem Engelgesang', als Liebe zuerst ward,
Als nur ahndete Liebe der Mann, und die bräutliche Männin
Sich und die Rosen im Quell anlächelte. Häufig und vielfach
Wechselnde Weisen des Klangs wetteiferten, andre mit andern;
Vielgewandt, tiefströmend ergoß sich der lebende Wohllaut:
Donnerte bald graunhaft, wie gestadanklimmende Brandung
Braust im Orkan, wann krachen die Kiel', und strandender Männer
Nothschuß hallt, und Geschrei in den Wogentumult fern hinstirbt;
Bald, wie gezwängt Bergfluth im Geklüft weint, weinte der Tonfall
Unruhvoll, langsam Mißkläng' auflösend in Einklang;
Wallete dann, wie ein Bach, der über geglättete Kiesel
Rinnt durch blumiges Gras und Umschattungen, wo sich die Hirtin
Gerne zum Ausruhn legt und im Halbtraum horcht dem Gemurmel.
Jetzo sprach der Papa zu des Chors tonkundigem Meister:

Bravo! hier ist Kraft in dem Satz, und, lieber Gevatter,
Auch in dem Vortrag Kraft! Wir hangen noch steif an der alten
Kernmusik und glauben, Musik sei Sprache des Herzens:
So wie ein Geist voll zarter Gefühl', unkundig des Wortes,
Durch des Gesangs Ausdruck und vielfach schwebenden Tongang
Gott anstaunt und die schöne Natur, in Lieb' und Entzückung
Ausströmt, klagt und erschrickt und zu daurendem Muth sich emporhebt.
Auch ist jedem, der fühlt, die Herzenssprache verständlich:
Stimme von Gott, wie Donner und Sturm, wie wann auf den Wassern
Geht die Stimme des Herrn, und lind' im Gesäusel des Frühlings;
Und wie die Rede des Thiers tonreich, des gebietenden Löwen
Machtausruf in der Wüst' und des hoch obwaltenden Adlers,
Oder der Milchkuh Muttergetön und der freundlichen Hündin,
Liebender Tauben Geseufz und der Gluck' anlockendes Schmeicheln.
Auch, als Stimme von Gott, unwandelbar tönt sie, des Herzens
Wahre Musik, einhellig an Wohlklang stets und Bewegung,
Ewiger Laut der Natur durch Land' und Zeiten und Völker.

Die Brüder Stolberg.

Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, jener **1748**, dieser **1750** geboren, verlebten ihre Jugend meistens in Kopenhagen oder in dessen Nähe. Mit Klopstock und Cramer früh befreundet, ergriffen sie die deutsche Poesie mit lebhaftem Eifer und traten während ihres Aufenthalts auf der Universität Göttingen dem Dichterbunde bei, in welchem der jüngere Bruder durch seinen feurigen Patriotismus, sein warmes Gemüth die verbündeten Jünglinge zum höchsten Enthusiasmus hinriß. Voß und Hahn schlossen sich in vaterländischer Gesinnung am innigsten an „Fritz Stolberg" an. Von den schwärmerischen Stunden, die sie zusammen verlebten, giebt uns eine Erzählung von Voß ein charakteristisches Beispiel: „Wir drei gingen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum und sprachen von Deutschland, Klopstock, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machten unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und so feierlich ernst, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären." Nur ein Jahr verweilten die Stolberge in Göttingen, die Blüthezeit des Bundes; ihr Abschied, im September **1773**, war der schmerzlichste Tag der Bundesbrüder und blieb lange in wehmüthiger Erinnerung. Die Schilderung, welche Voß davon in einem Briefe an seine Ernestine giebt, malt uns besser als alles Andere die überschwängliche Freundschaftsschwärmerei des Jünglingsbundes und die dem gesammten Zeitalter eigenthümliche Sentimentalität, weßhalb wir sie an dieser Stelle nicht übergehen dürfen: „Der zwölfte September" — schreibt Voß — „wird mir auch noch oft Thränen kosten. Er war der Trennungstag von den Grafen Stolberg und ihrem vortrefflichen Hofmeister Clauswitz. Den Sonnabend waren wir bei Boie versammelt. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. . . . . Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein, und jede Miene, jeder Ausdruck war

Melancholie. Unser Trost blieb noch immer der folgende Abend; aber bloß die Nacht blieb ihnen und uns übrig. Wir waren schon um zehn Uhr auf meiner Stube versammelt und warteten. Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht zusammen waren, wer kann die beschreiben? Jeder wollte den Andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam. Der älteste Miller und Hahn (von mir weiß ich's nicht) fanden in jedem Worte etwas Komisches, man lachte, und die Thräne stand im Auge. Wir hatten Punsch machen lassen, denn die Nacht war kalt. Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen. Wir wählten Miller's Abschiedslied auf Esmarch's Abreise [„Traurig sehen wir uns an rc."], das wir auf die Grafen verändert hatten. . . . . Boie konnt's nicht aushalten und ging unter dem Vorwande von Kopfweh zu Bette, hat auch nachher nicht Abschied genommen. Hier war nun alle Verstellung, alles Zurückhalten vergebens; die Thränen strömten, und die Stimmen blieben nach und nach aus. Miller's deutsches Trinklied machte uns darauf ein wenig ruhiger, und dann ward noch ein Trinklied von mir gesungen. Das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von neuem das Abschiedslied und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. — Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: Nun, meine Kinder, es ist Zeit! — Ich flog auf ihn zu und weiß nicht mehr, was ich that. Miller riß den Grafen ans Fenster und zeigte ihm einen Stern. Wie ich Clauswitz losließ, waren die Grafen weg. Es war die schrecklichste Nacht, die ich verlebt habe."

Nicht lange darauf trafen die Stolberge auf ihrer Schweizerreise (1775) mit Goethe in Frankfurt zusammen, der ihnen aufs innigste befreundet und ihr Gefährte auf der Reise nach Zürich ward. Auf ihrer Rückreise trafen sie ihren Freund bereits in Weimar als Gast des Herzogs.

Die erste Sammlung der Gedichte der beiden Brüder wurde von Boie 1779 besorgt. Sie enthält das Beste, was sie der deutschen Poesie haben geben können. Christian's Gedichte sind von geringerer Bedeutung. Friedrich Leopold zeigt sich am eigenthümlichsten im jugendfrischen oder zart-elegischen Liede, sowie er die Romanze mit echtem Gefühl für den ritterlichen Geist des Mittelalters zum erstenmale in die Literatur einführte. Bei der Betrachtung des Rheinfalls erklang in seiner Seele das tiefgefühlte Lied „Süße, heilige Natur,“ die Perle seiner Lieder. Mehr erkünstelt ist der aus Klopstock's Poesie stammende Odenschwung, mit dem er das deutsche Vaterland besang und gegen Tyrannen eiferte. Eine seiner schönsten Oden mag hier eine Stelle finden:

Der Felsenstrom.

Unsterblicher Jüngling!
Du strömest hervor
Aus der Felsenkluft.
Kein Sterblicher sah
Die Wiege des Starken;
Es hörte kein Ohr
Das Lallen des Edlen im sprudelnden Quell!
Wie bist du so schön
In silbernen Locken!
Wie bist du so furchtbar
Im Donner der hallenden Felsen umher!
Dir zittert die Tanne:
Du stürzest die Tanne
Mit Wurzel und Haupt!
Dich fliehen die Felsen:
Du haschest die Felsen
Und wälzest sie spottend, wie Kiesel, dahin!
Dich kleidet die Sonne
In Strahlen des Ruhmes!
Sie malet mit Farben des himmlischen Bogens
Die schwebenden Wolken der stäubenden Fluth.
Was eilst du hinab
Zum grünlichen See?
Ist dir nicht wohl beim näheren Himmel?
Nicht wohl im hallenden Felsen?
Nicht wohl im hangenden Eichengebüsch?
O eile nicht so
Zum grünlichen See!
Jüngling, du bist noch stark, wie ein Gott!
Frei, wie ein Gott!
Zwar lächelt dir unten die ruhende Stille,
Die wallende Bebung des schweigenden Sees,
Bald silbern vom schimmernden Monde,
Bald golden und roth im westlichen Strahl.
O Jüngling! was ist die seidene Ruhe,
Was ist das Lächeln des freundlichen Mondes,
Der Abendsonne Purpur und Gold
Dem, der in Banden der Knechtschaft sich fühlt?
Noch strömest du wild,
Wie dein Herz gebeut,

Dort unten herrschen oft ändernde
Winde,
Oft Stille des Todes im dienstbaren
See.
O eile nicht so
Zum grünlichen See!
Jüngling, noch bist du stark, wie ein
Gott!
Frei wie ein Gott!

Inzwischen waren beide Brüder in Staatsdienste getreten. Christian ward Amtmann in dem holsteinischen Tremsbüttel, Friedrich ging als Gesandter des Fürstbischofs von Lübeck, Herzogs von Oldenburg an den dänischen Hof und übernahm bald darauf eine Stelle am Hofe zu Eutin, wo er sich mit seiner engelgleichen, vielgefeierten Agnes verband, die ihm bald darauf in das stille Neuenburg im Herzogthum Oldenburg folgte, wo er mit ihr ein idyllisches Leben im Genuß des Familienglücks, der Natur und der Poesie führte, wie es sein idyllischer Roman die Insel schildert. Mit ihrem frühen Hinscheiden (1788) schloß die glückliche Zeit seines Lebens; Frische und Freiheit des Geistes waren ihm für immer dahingeschwunden. Aus seiner Ode „Warnung" spricht die tiefe schmerzliche Erregtheit seines Herzens:

Klage nicht einer, dem des Weibes Liebe
In dem häuslichen Schatten freundlich lächelt,
Ob auch Wog' auf Woge des Jammers Fluthen
Ueber ihn strömten!

Ach, er versinkt nicht! Wie der Frühe Thränen
Vor der steigenden Sonne schnell versiegen,
So versiegen Fluthen des Jammers vor dem
Lächeln der Liebe.

Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab!
O begrüßet den Tag mit Freudenthränen,
Wenn sein junges purpurnes Licht des Weibes
Schlummer verkläret.

Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab!
Freudeweinend begrüßt den stillen Abend,
Eh' ihr sanft im wankenden Schein der Lampe
Neben ihr schlummert.

Schauet mich an, denn glücklicher war keiner!
Was ein Bettler sich träumt, ein Kaiser mißbraucht,
War wie schlechte, fliegende Spreu bei meiner
Fülle zu achten!

Denn du warst mein, du Süße! mein, du Traute!
Du Holdselige, mein, mit Taubenaugen!
Mein das liebevollste der liebevollen
Weiblichen-Herzen! — — — — —

Seitdem begann in Stolberg's geistigem Dasein ein Zwiespalt, der mit der Zeit immer unheilbarer ward und durch seine aristokratisch gesinnte, bigotte zweite Frau noch mehr Nahrung erhielt. Die französische Revolution brachte ihn vollends aus der Fassung, und er fuhr mit demselben Grimme über die Franzosen her, wie ehedem gegen die Tyrannen. Es ging ihm wie jenem Mädchen, das künstliche und scheinbar leblose Puppen bekam, mit denen sie sich aufs anmuthigste unterhielt, so lange sie sich nicht rührten; als sie aber plötzlich lebendig wurden, sich aufrichteten und gingen, alle Glieder bewegten und redeten, erschrocken zum Vater lief und ihn bat, die kleinen Kobolde zu erschlagen. In demselben Athemzuge, womit er „Pindaros Flammenhauch" und „die Schwäne der Gesänge von Hellas Land" preist, greift er Schiller's „Götter Griechenlands" vom Standpuncte kirchlicher Orthodoxie an. „Ich möchte lieber" — schreibt er in der berufenen Kritik — „der Gegenstand des allgemeinen Hohnes sein, als ein solches Lied gemacht haben, wenn mir auch ein solches Lied den Ruhm des großen und lieben Homers zu geben vermöchte. Die Vorstellungen der christlichen Religion mußten dem Dichter, auch wenn er das Unglück hätte, nicht daran zu glauben, doch wohl edler und wohlthätiger erscheinen, als die Spiele der griechischen Phantasie, deren Götterlehre die größte Abgötterei mit dem traurigsten Atheismus verband." Und derselbe Mann hatte Homers Iliade übertragen und übersetzte noch mehrere Jahre später den Aeschylus! Den Vorwurf gab ihm nachmals Schiller mit dem bittern Ausspruch der Xenien zurück:

Als Du die griechischen Götter geschmäht, da warf Dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst Du ins Himmelreich ein.

Selbst das lächelnde Italien vermochte nicht den Unmuth zu verscheuchen, der sein Gemüth umhüllt hatte. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er 1793 das Amt eines Regierungspräsidenten in Eutin an, jetzt seinem Jugendfreunde Voß wieder nahe, aber wie weit von dessen freisinniger Denkungsart entfernt! Es kam zum völligen Bruch, als Stolberg seine Kinder aus Voß' Unterrichte nahm, damit sie nicht von seinen rationalistischen Religionsansichten angesteckt werden möchten. Lange vorbereitet, erfolgte 1800 der Uebertritt in die katholische Kirche sammt seiner Familie, mit Ausnahme der ältesten Tochter Agnes. Er legte sein Amt nieder und zog nach Münster, später wählte er das Landgut Tatenhausen bei Bielefeld, zuletzt Sondermühlen bei Osnabrück zu seinem Wohnsitz, wo er 1819 starb. Der Dichter Stolberg tritt mit dem neuen Jahrhundert völlig zurück; er wird Kirchenhistoriker für seine Partei. Nur noch einmal erwachte der Freiheitssänger zur Zeit des deutschen Nationalkrieges gegen Napoleon. Allein seine Zeit war längst vorüber, und nur der Jüngling Stolberg ist mit seinen innigen Liedern bei der Nation noch nicht in Vergessenheit gerathen.

Andere gleichzeitige Lyriker.

Bei mehreren der genannten Dichter tritt die Doppelseitigkeit der damaligen Lyrik schon klar vor Augen. Neben der mächtig eingreifenden und viel nachgeahmten Kunstform der Klopstock'schen Ode erlangte die ungekünstelte Naturpoesie des Volksliedes einen immer weiteren Boden und trug manche Blüthen, an denen noch die Nachwelt sich erfreut, während auf die Oden und Hymnen jener Zeit nur selten noch der Blick fällt. Selbst Klopstock's Protection des Bardengesanges leistete dem Liede Vorschub, und so konnte sich bei seinen nächsten Anhängern, fast unter seinen Augen, das Lied entwickeln; dahin ging die Tendenz der Göttinger Dichter, dahin die Poesie von Claudius in Wandsbeck und Overbeck in Lübeck, die mit dem Göttinger Kreise wie mit Klopstock in Verbindung standen.

Matthias Claudius, 1740 zu Reinfeld in Holstein geboren, lebte nach beendigten Studien meistens in Wandsbeck bei Hamburg,

wo er die weitverbreitete Zeitschrift der Wandsbecker Bote herausgab. Auch als er 1788 eine Anstellung an der holsteinischen Bank in Altona erhielt, blieb er in seinem gemüthlichen Wandsbeck, wo er 1815 starb. In Prosa wie in Versen befleißigte er sich des populärsten Ausdrucks. Mehrere seiner Lieder sind den vortrefflichsten unsers Liederschatzes beizuzählen; redliche Gesinnung und Innigkeit des Gefühls kleidet sich in den kindlichsten Ausdruck, wie das folgende schöne Lied beweist.

Frau Rebecca mit ihren Kindern an einem Maimorgen.

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus,
Es giebt hier was zu sehen,
Und ruft den Vater auch heraus:
Die Sonne will aufgehen.

Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf,
Und alle Abend unter!

Geht immer und scheint weit und breit
In Schweden und in Schwaben,
Dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit,
Wie wir es nöthig haben.

Von ohngefähr kann das nicht sein,
Das könnt ihr wohl gedenken;
Der Wagen da geht nicht allein,
Ihr müßt ihn ziehn und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiß nicht, was sich gebühret;
Drum muß wer sein, der an der Hand,
Als wie ein Lamm, sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen:
Er schüttet seine Wohlthat hin
Und lässet sich nicht sehen;

Und hilft und segnet für und für,
Giebt jedem seine Freude,
Giebt uns den Garten vor der Thür
Und unsrer Kuh die Weide;

Und hält euch Morgenbrod bereit
Und läßt euch Blumen pflücken
Und stehet, wenn und wo ihr seid,
Euch heimlich hinterm Rücken;

Sieht alles, was ihr thut und denkt,
Hält euch in seiner Pflege,
Weiß, was euch freut und was euch kränkt,
Und liebt euch alle Wege.

Das Sternenheer hoch in der Höh',
Die Sonne, die dort glänzet,
Das Morgenroth, der Silbersee,
Mit Busch und Wald umkränzet,

Dies Veilchen, dieser Blüthenbaum,
Der seine Arm' ausstrecket,
Sind, Kinder, seines Kleides Saum,
Das ihn vor uns bedecket,

Ein Herold, der uns weit und breit
Von ihm erzähl' und lehre,
Der Spiegel seiner Herrlichkeit,
Der Tempel seiner Ehre,

Ein mannigfaltig groß Gebäu,
Durch Meisterhand vereinet,
Wo seine Lieb' und seine Treu'
Uns durch die Fenster scheinet.

Er selbst wohnt unerkannt darin
Und ist schwer zu ergründen.
Seid fromm und sucht von Herzen ihn,
Ob ihr ihn möchtet finden.

Christian Adolf Overbeck aus Lübeck (geb. 1755) bekleidete nach vollendeten Studien die höchsten bürgerlichen Aemter in seiner Vaterstadt, wo er 1821 starb. Seine Lieder zeichnen sich ebenfalls durch einfachen Ausdruck eines innigen warmen Gemüths aus. Wir setzen eins seiner besten hierher.

Trost für mancherlei Thränen.

Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel?
Und so manches Sehnen,
Das nicht laut sein will?

Nicht doch, lieben Brüder!
Ist das unser Muth?
Schlagt den Kummer nieder!
Es wird Alles gut!

Aufgeschaut mit Freuden,
Himmelauf zum Herrn!
Seiner Kinder Leiden
Sieht er gar nicht gern.

Er will gern erfreuen
Und erfreut so sehr;
Seine Hände streuen
Segens gnug umher.

Nur dies schwach Gemüthe
Trägt nicht jedes Glück,
Stößt die reine Güte
Selbst von sich zurück.

Wie's nun ist auf Erden,
Also sollt's nicht sein.
Laßt uns besser werden:
Gleich wird's besser sein.

Der ist bis zum Grabe
Wohlberathen hie,
Welchem Gott die Gabe
Des Vertrauns verlieh.

Den macht das Getümmel
Dieser Welt nicht heiß,
Wer getrost zum Himmel
Aufzuschauen weiß.

Sind wir nicht vom Schlummer
Immer noch erwacht?
Leben und sein Kummer
Daurt nur Eine Nacht!

Diese Nacht entfliehet,
Und der Tag bricht an,
Eh' man sich's versiehet —
Dann ist's wohlgethan.

Wer nur diesem Tage
Ruhig harren will,
Kömmt mit seiner Plage
Ganz gewiß ans Ziel.

Endlich ist's errungen,
Endlich sind wir da!
Droben wird gesungen
Ein Victoria!

Die Schweiz blieb im Süden die vorzüglichste Stätte deutscher Poesie. Seit Bodmer's Dictatur dem Klopstock-Cultus und dem Epos ergeben, das in mattdahinschleichenden Hexametern fast die Sprache einer rhythmischen Prosa redete, hielt sie am längsten an den charakterlosen Schilderungen einer idyllischen Unschuldswelt und biblischer Darstellungen fest, die mit pietistischer Sentimentalität modernisirt wurden. Salomon Geßner's Idyllen und idyllische Epopöen (der erste Schiffer, Daphnis, der Tod Abels), alle in einer reinen melodischen Prosa, erwarben fast den Ruhm und Beifall der Messiade; Ramler gab sich die Mühe, mehrere derselben in das Hexameter-Gewand nachträglich einzukleiden. Johann Caspar Lavater, gleichfalls zu Zürich, verfaßte noch nach Klopstock einen Jesus Messias (1783—86); zugleich schließt er sich ihm in der Lyrik in seinen Christlichen Liedern an, von denen mehrere in die Gesangbücher übergegangen sind, sowie in der patriotischen Poesie in seinen Schweizerliedern (1767), welche in dem großsprecherischen Tone, der damals in solchen Poesieen Mode geworden war, an Gleim's Kriegslieder erinnern. Da sie jetzt wenig mehr bekannt sind, so dürfte eine Probe willkommen sein:

Die Schlacht bei Granson.

Ergrimmt, die Waffen in der Hand,
Voll Fluch den frechen Mund,
Betrat das Heldenvaterland
Der Herzog von Burgund.

Wir standen achtzehntausend Mann
Vor sechzigtausenden;
Da sahn wir nur den Himmel an
Und sahn sie ruhig stehn.

Entgegen eilten wir dem Feind
Mit Schweizerheldenmuth
Und lachten, brüderlich vereint,
Der allzustolzen Wuth,

Laut betete das ganze Heer
Der Schweizer auf dem Knie,
Und Er, Er schwur bei seiner Ehr':
„Zu Staub vertilg' ich sie!"

Und seiner Zelten tief im Thal
Und seiner Helme Pracht,
Und lachten seiner Wagen Zahl
Und seiner Rosse Macht.

Dreimal griff der Burgunder an
Und dreimal ohne Frucht;
Ein Hauptmann fiel, die Helden sahn
Ihn todt und nahmen Flucht.

Sie flohn — wie war die Angst so groß!
Wie Hirschen aus dem Feld,
Und ließen Wagen uns und Roß,
Kanonen, Schild und Zelt.

Was, Herzog, half dir nun dein Schwur?
So wenig, als dein Heer;
Du schlugest unser funfzig nur,
Und zwanzigmal wir mehr.

Heran nun! theilt die Beuten aus,
Und sagt dem Himmel Dank.
Es hall' in Granson und Karthaus
Der frohe Siegsgesang.

Mehr landschaftlich sind die Lieder und Idyllen **Johann Martin Usteri's** aus Zürich, des Sängers von „Freut euch des Lebens," das eins der verbreitetsten Volkslieder geworden ist. Seine Gedichte in schweizerischer Mundart wiederholen den Versuch, den Voß in einigen Idyllen mit dem Plattdeutschen gemacht hatte, und Usteri übertrifft ihn an Einfachheit und Herzlichkeit.

Weiter führt uns unsere Wanderung durch den deutschen Dichtergarten, der sich allmählich zu erweitern beginnt, nach Schwaben und den Rheingegenden. Bis auf Schiller war **Christian Friedrich Daniel Schubart** das bedeutendste Dichtertalent, das Schwaben hervorgebracht hatte; allein seine Poesie konnte bei einem wüsten, unstäten Leben zu keiner Ruhe und Klarheit gelangen; sie schwankt zwischen einer erhabenen Rhetorik, die an Klopstock sich emporrichtet, und platter Sinnlichkeit; nur mitunter bemächtigte er sich des klaren, innigen Volkstones, wie in dem **Kapliede**, dem Abschiedsliede der nach dem Kaplande verkauften deutschen Soldaten. Weil er einige einflußreiche Personen gereizt hatte, besonders durch die freimüthige Sprache seiner deutschen Chronik, so ließ ihn der Herzog Karl von Würtemberg aus der freien Reichsstadt Ulm, wo Schubart sich damals aufhielt, im Jahre 1777 auf würtembergisches Gebiet locken und als Gefangenen auf den Hohenasperg bringen, wo Schubart, ohne jemals verhört worden zu sein, zehn Jahre, anfangs in schwerer Kerkerhaft, schmachtete. Nach seiner Freilassung gab ihm der Herzog eine Anstellung als Theaterdirector und Hofdichter; Schubart endete schon nach wenigen Jahren, 1791. Das Lied des Gefangenen malt uns sein Loos in einfachen, ergreifenden Worten.

Der Gefangene.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Durchs schwarze Eisengitter
Starr' ich den fernen Himmel an
Und wein' und schluchze bitter.

Die Sonne, sonst so hell und rund,
Schaut trüb' auf mich herunter,
Und kömmt die braune Abendstund',
So geht sie blutig unter.

Wie gelb däucht mir der Mond, wie bleich!
Er wallt im Wittwenschleier;
Die Sterne sind den Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.

Mag sehen nicht die Blümchen blühn,
Nicht fühlen Lenzeswehen;
Ach, lieber säh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber stehen.

Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldnen Aehren;
Möcht' nur in meinem Felsenbauch
Die Stürme brausen hören.

Was hilft mir Thau und Sonnenschein
Im Busen einer Rose?
Denn nichts ist mein, ach, nichts ist mein
Im Muttererden-Schooße.

Kann nimmer an der Gattin Brust,
Nicht an der Kinder Wangen
Mit Gattenwonne, Vaterlust
In Himmelsthränen hangen.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einsamkeit,
Ich wälze mich auf Nesseln,
Und, ach, mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Fesseln.

Mit meinem Lied steigt Kerkerstaub
Hinauf zu Gottes Höhen;
Die Lippe bebt wie Lindenlaub,
Das Herz fühlt Todeswehen.

Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Kette schuf,
Um sie damit zu strafen.

Was hab' ich, Brüder! euch gethan?
Kommt doch und seht mich Armen!
Gefangner Mann! ein armer Mann!
Ach! habt mit mir Erbarmen!

Den Rhein hinab regt sich unter der Dichterjugend der muntere Flügelschlag der frischeren Lyrik, ähnlich wie im Göttinger Bunde. Dort erklingen Goethe's Lieder, dort dichtet **Johann Georg Jacobi**, welcher, nachdem er die Anakreontische Schule Gleims überwunden hatte, zu einem der vortrefflichsten deutschen Lyriker herangereift war. Es ist in seinen bald ernsten, bald scherzenden Liedern eine Innigkeit und Wahrheit, eine Melodie der Sprache, daß er mehr, als irgend einer seiner Zeitgenossen eine Verwandtschaft mit

Goethe's Lyrik hat. Wer ihn noch den tändelnden Anakreontikern beizählt, kennt seine schönsten Gedichte nicht. Diese seine beste Zeit begann, als er 1774 von Halberstadt nach Düsseldorf, seiner Geburtsstadt, zog und die Zeitschrift Iris herausgab, in der auch mehrere Jugenddichtungen Goethe's zum erstenmale bekannt gemacht sind. 1784 folgte er einem Ruf an die damals östreichische Universität Freiburg im Breisgau, wo er während einer fast dreißigjährigen Wirksamkeit als Professor der Aesthetik und Literatur viel zur Verbreitung des Interesses an der vaterländischen Poesie in den oberrheinischen Gegenden beigetragen hat. Er starb, allgemein verehrt, in seinem 74sten Jahre, am 4. Januar 1814. Wir lassen zwei seiner schönsten Gedichte hier folgen.

Lob der Rose.

Rose komm! der Frühling schwindet;
Veilchen haben dich verkündet,
Maienblumen starben hin.
Oeffne dich beim Lustgetöne
Dieser Fluren! Komm, o schöne,
Holde Blumenkönigin!

Als du kamst im ersten Lenze,
Hingen tausendfache Kränze
Schon um Anger, Berg und Thal:
Ufer lockten, Wälder blühten,
Pomeranzenhaine glühten
Weit umher im Sonnenstrahl.

Libanon's umwölkte Gipfel
Hoben ihre Cedernwipfel
Duftend in den Morgenschein;
Doch auf demuthvollem Throne
Solltest du der Schöpfung Krone,
Der Geschaffnen Wonne sein.

Und du gingst mit leisem Beben
Aus der zarten Knosp' ins Leben:
Erd und Himmel neigten sich:
Und es huldigten die Wiesen,
Nachtigallen=Chöre priesen,
Alle Nymphen liebten dich.

Goldne Schmetterlinge schlugen
Froh die Flügel, Winde trugen,
Wo die Luft im Jubel war,
Deinen Balsam; Herzen pochten
Dir entgegen; Mädchen flochten
Unter Perlen dich ins Haar.

Die von Weiberanmuth sangen,
Malten sie mit Rosenwangen;
Jede Seele gut und mild,
Arglos, unschuldsvoll, bescheiden,
War in ihren höchsten Freuden
Dein getreues Ebenbild.

Und der Schönheit und der Jugend
Wächterinnen, Scham und Tugend,
Zu den Knospen hingebückt,
Hüllten unter deinem Namen
Ihr Geheimniß: Bräute kamen
Nicht umsonst mit dir geschmückt.

Da begann der rauhe Zecher
Den von dir umkränzten Becher
Keuschen Grazien zu weihn.
Allen Helden, allen Göttern
Ging das Volk mit deinen Blättern
Weg und Tempel zu bestreun.

Mit verjüngtem Herzen schlichen
Greise zu den Wohlgerüchen
Deines vollen Kelchs herbei;
Lehrten segnend ihre Söhne:
Daß hienieden alles Schöne,
Selbst die Rose, sterblich sei.

An des Freundes heil'gem Grabe
Wurdest du zur letzten Gabe
Seinem Schatten dargebracht;
Solltest ihm den Pfad umschlingen,
Thränen ihm und Küsse bringen
In die leere Todesnacht.

Fromme fingen an zu loben,
Sahn gen Himmel, ließen droben,
Zwischen Palmen ewig grün,
In des Paradieses Hallen,
Wo die reinen Geister wallen,
Dich zum Siegeskranze blühn.

Rose, komm! In stiller Feier
Unter jungfräulichem Schleier
Warten Lilien auf dich;
Und, für deine Schönheit offen,
Wallt mein Herz in süßem Hoffen;
Lebenshauch umsäuselt mich.

O wie friedlich, o wie lauter
Diese Liebe! wirst mich, trauter
Als der Morgensterne Pracht,
Von der Weisheit unterrichten,
Die so stolz der Berge Fichten,
Dich so klein und schön gemacht:

Daß in deinem holden Wesen
Wir der Seelen Unschuld lesen,
Uns die Brust von Ahnung schlägt;
Daß der Geist der niedern Blume
Unsern Geist zum Heiligthume
Schöner Gottesengel trägt.

Am Aschermittwoch.

Weg von Lustgesang und Reigen!
Bei der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Vom Altar in die Paläste
Dräng' es sich zum Jubelfeste;
Mitten unterm Göttermahl
Ruf' es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben.
Tön' es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph:
Was den Lorbeer trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefundne dann verfluchen,
Der umhergetriebne Geist
Felsen thürmt und niederreißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt!
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele tausend; ihre Namen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber von der Welt geschieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab:
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?

In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen,
Jammert die verwaiste Braut,
Einem Schatten angetraut:
Liebe kann nicht untergehen;
Was verwest, muß auferstehen.

Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen,
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt:
Ewig kann's nicht untergehen;
Was verwest, muß auferstehen.

Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahnung trauen,
Diesem Schattenland entfliehn,
Vor dem Unsichtbaren knien:
O, die werden auferstehen;
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen,
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freun:
Sollten sie wie Staub verwehen?
Hoffnung muß dem Grab' entgehen.

Sieh' an schweigenden Altären
Todtenkränze sich verklären!
Menschenhoheit, Erdenreiz
Zeichnet dieses Aschenkreuz!
Aber Erde wird zu Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde.

II. Herder.

Wie die Kraft des Geistes und des Willens die Macht widerstrebender Verhältnisse überwindet und durch Hemmnisse sich Bahn bricht, unter dem Druck sich emporhebt und im Kampfe sich stärkt, davon giebt uns Herder's Jugendleben ein leuchtendes Beispiel.

Johann Gottfried Herder wurde am 25. August 1744 zu Mohrungen, einem ostpreußischen Städtchen, geboren. In beschränkten Verhältnissen aufwachsend, der Sohn eines Schullehrers, der das Weberhandwerk mit der Kindererziehung vertauscht hatte, entbehrte er des Genusses einer fröhlichen Kindheit so sehr, daß er keine heitere Erinnerung jener Jahre ins spätere Leben mit hinübernahm. Die Strenge eines schweigsamen, obwohl redlichen, Vaters, die lieblose Härte der Zucht in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt, dann die drückende Stellung in dem Hause des Diaconus Trescho, dem er zugleich als Amanuensis und als Laufbursche diente — alles das traf zusammen, um in seinem Herzen recht peinliche Eindrücke zurück-

zulassen. Und doch erstickte es nicht den Lerntrieb, das Streben nach einem höheren Ziel, als in Mohrungen erreichbar war. Jede Gelegenheit benutzte er, um aus Büchern zu lernen; bei spärlichem nächtlichen Lichte hing er seinem innern Triebe nach; oft vermochte nicht der Mittags- und Abendtisch ihn von seiner Lectüre abzuziehen; Bücher begleiteten ihn auf einsamen Spaziergängen. Endlich schlug die Stunde der Befreiung. Ein russischer Regimentswundarzt, der im Beginn des Jahres 1762 eine Zeitlang zu Mohrungen im Winterquartier stand, versprach sich des Jünglings anzunehmen und ihn die Chirurgie zu lehren. Er nahm ihn mit sich nach Königsberg. Herder hatte jedoch zur Chirurgie keine Anlage noch Neigung. Bei der ersten Operation, der er beiwohnte, fiel er in Ohnmacht. In Königsberg trennte er sich dankbar von seinem Wohlthäter. Ihm war es zunächst nur darum zu thun gewesen, in Freiheit zu kommen. Sein Entschluß stand fest, von jetzt an nur durch den Zug seines Innern seinen Lebensweg sich vorzeichnen zu lassen; er blieb auf der Universität, um Theologie zu studiren. Er hoffte, daß dem ernsten, energischen Streben Mittel und Unterstützung nicht fehlen würden. Mit heißestem Eifer befriedigte er nun seinen langgenährten Durst nach Wissen, und dieses Glück ließ ihn Entbehrungen leicht ertragen.

Obgleich er die Theologie zu seinem Hauptfach erwählt hatte, so ergriff er doch zu gleicher Zeit die Zweige der Wissenschaft, welche mit der Ausbildung unserer höchsten Seelenkräfte in Verbindung stehen. Alles, was das Reich des Wissens ihm darbot, bezog er auf Humanitätsbildung als höchstes Ziel des Geistes. Geschichte und Philosophie, Literatur und Kunst zogen ihn in gleichem Maße, wie das theologische Fachstudium, zu sich hin und schon den Universitätsfreunden erschien er wie eine lebendige Bibliothek. Noch nicht zwanzig Jahre alt, fand er bereits Gelegenheit, seinen Trieb zum Dociren zu befriedigen. Er ward als Lehrer in mehreren Fächern bis zu den oberen Classen hinauf an der lateinischen Schule zu Königsberg beschäftigt und erregte Bewunderung durch seine würdevolle Haltung und vortreffliche Lehrgabe. Hier erwarb er sich schon den Ruhm einer schwungvollen Beredsamkeit und eines feurigen Dichtertalents. Seine Gedichte aus jener Zeit, in Klopstocki-

schem Odenpathos gehalten, zeugen von einer über seine Jahre gereiften ernsten Lebensansicht, die an der höchsten idealen Bestimmung der Menschheit festhält.

Am Schlusse des Jahres **1764** erhielt Herder einen Ruf zu einer Lehrstelle an der Domschule zu Riga, womit das Amt eines Gehülfspredigers verbunden war. Im nächstfolgenden Jahre ward er, als er eine Berufung nach Petersburg erhielt, zum Pastor zweier vorstädtischen Gemeinden ordinirt mit Beibehaltung einiger Lehrstunden an der Domschule. Es waren Jahre der unermüdetsten Thätigkeit, des rastlosen Strebens; Liebe und Verehrung kam ihm von allen Seiten entgegen. Wohl mochte Herder Recht haben, sie die goldene Zeit seines Lebens zu nennen. Schon bildeten sich die Keime zu alle dem, was sein Geist nachmals auf seiner glanzvollen Laufbahn Großes hervorgebracht hat. Der Zielpunct, zu dem seine wissenschaftliche Forschung hinstrebte, war die Menschheit in ihren reinsten Aeußerungen, in ihren ungetrübtesten, unverdorbensten Naturverhältnissen sowie in ihrer höchsten geistigen Thätigkeit und Cultur zu erfassen. Am liebsten beobachtet er das menschliche Geschlecht in den Zeiten, wo der freien Bewegung der Subjectivität noch keine starren Formen entgegentreten, wo der Mensch im dunkeln Drange des Geistes die Wege der Cultur sucht und mit kindlicher Ahnung sein Dasein an die höhere Welt knüpft, welche aus den Wundern der ihn umgebenden Natur zu ihm spricht und in den Tiefen des Herzens sich verkündigt. Diesem Rein-Menschlichen forschte er nach in den Büchern der Geschichte wie in den Berichten der von fernen Naturvölkern erzählenden Reisenden. Die Sprache der Menschheit vernahm er in den verschiedenen Religionen, die er, wie Lessing, als die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts ansah; ihre Herzenslaute klangen ihm entgegen aus der Poesie der Völker, die ihm nicht als eine letzte Frucht der geistigen Cultur, sondern als Ursprache der Menschheit erschien, deren Töne über die ganze Erde hin in tausend Zungen und doch in Einer Sprache erklingen. Zwei Werke waren es daher, die er sich schon damals mit jugendlicher Begeisterung als die Aufgaben seines Lebens hinstellte — die Geschichte der menschlichen Cultur und eine allgemeine Geschichte der Poesie.

Alles, was während eines fruchtbaren schriftstellerischen Lebens seiner Feder entflossen ist, kann man als Entwürfe und Bruchstücke dieser beiden Werke betrachten, deren größerer Theil nach dem Maß menschlicher Kräfte ungeschrieben bleiben mußte; allein es erfüllt sich hierin der Ausspruch eines großen griechischen Denkers, daß nothwendig das Ganze eher sein muß, als der Theil. Dieses Ganze trug er in seinem Geiste, der mit dem Lichte der Idee die entlegensten Räume erhellte. Herder verdanken wir die Unterweisung in der Kunst, Geschichte im universellen Sinne zu schreiben, worin es uns keine andere Nation gleichgethan hat. Durch ihn ist uns das innige Verständniß erschlossen für Sprache, Sitte und Poesie der Völker unter den verschiedensten Himmelsstrichen; auf ihn müssen wir zurückgehen, wenn wir uns rühmen, im Mittelpuncte der Weltliteratur zu stehen, wenn wir uns freuen, die Früchte der Dichtung von allen Ländern und Zonen nicht bloß unter unsern Himmel verpflanzen, sondern auch als Mitlebende genießen zu können, so daß wir seitdem die Blumen der Poesie in allen Dichtergärten des Orients und Occidents aufgesucht und einen zweiten Kranz der Dichtung zu dem eigenen hinzugefügt haben.

Die kritischen und literarhistorischen Abhandlungen, welche Herder in den Jahren **1766** und **1767** unter dem Titel Fragmente über die neuere deutsche Literatur in drei Abtheilungen heraus gab, führten ihn zuerst in die deutsche Schriftstellerwelt ein. Die erste behandelt die Philosophie der Sprache, bespricht die Sprachgesetze, die Stilformen und den Versbau und beurtheilt danach die neuesten deutschen Schriftsteller; er will die Sprache von den Fesseln pedantischer Regeln befreien und verlangt phantasievollen Schwung des Ausdrucks selbst für die Prosa, deren schleppenden Periodenbau er verwirft. Alles heißt er willkommen, was der Sprache Feuer und Leben giebt, kühne Wendungen und Sprünge wie Ausdrücke der gemeinen Volkssprache, und von diesem zwischen Poesie und Prosa unruhig hin und her springenden Stil giebt gleich die eigene Darstellung ein geniales Beispiel. Die beiden folgenden Abtheilungen behandeln die orientalische, griechische und römische Poesie in fortgehender Parallele mit den deutschen Dichtern der neuesten Zeit und

hebt mit einer begeistrungsvollen Beredsamkeit die Poesie der Griechen als höchstes Muster der Nacheiferung hervor, Homer als das der Nachwelt für alle Zeiten entgegenstrahlende Vorbild. Ursprünglich wollte er diese Fragmente nur als Beilagen zu Lessing's Literaturbriefen betrachtet wissen, an deren Aussprüche sie anknüpften, sowie die bald darauf erscheinenden kritischen Wälder oder Betrachtungen die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend (1769) die Untersuchungen des Lessing'schen Laokoon fortsetzten. Herder begann also damit, Lessing's Aufgaben zu den seinigen zu machen, und insofern schließt er sich unmittelbar an ihn als sein Schüler und Nachfolger an. Gleichwohl war ihr geistiges Wesen von vornherein zu verschiedenartig, als daß nicht in Methode und Form Herder's Weg ein ganz anderer sein mußte. In den Resultaten treffen sie mehrentheils zusammen; allein wenn Lessing dahin durch strenge Entwickelung der Begriffe gelangt, so ist es bei Herder mehr ein genialer Takt, der ihn das Richtige herausfühlen und herausgreifen läßt, auf welches er sich dann mit der Wärme des Enthusiasmus wirft, so daß der Blumenschmuck, den seine lebhafte Phantasie darüber breitet, den Gang der Untersuchung fast verhüllt. Lessing geht in seiner Kritik von dem Einzelnen aus und steigt so zu dem Ganzen empor; Herder erfaßt das Ganze mit seiner Empfindung, er erregt unser Gemüth, unsre Einbildungskraft und versetzt uns in die Dichtung, so daß wir ihr innerstes Leben mitempfinden; aber wenn er von dem Allgemeinen zum Besonderen übergeht, so verläßt ihn die Sicherheit, und es wird ihm selten möglich, unsern Verstand so zu überzeugen, wie er unser Gefühl gefangen genommen hat. Sehr bezeichnend ist es daher für Herder's Kritik, daß sie am liebsten bei der Lyrik und der Volkspoesie verweilte, wo es mehr darauf ankommt, den Geist des Ganzen und die Empfindung richtig aufzufassen, daß er aber auf die innere Construction eines Drama's nicht einging und selbst Shakspeare's Dramen nur im Allgemeinen von Seiten der Original-Genialität als die wahre Naturpoesie pries. So wird es erklärlich, daß die enthusiastische Abhandlung über Shakspeare, welche in dem jüngeren Dichtergeschlecht so mächtig zündete, begleitet ward von der nicht minder überschwänglichen

Lobpreisung des Macpherson'schen Ossian, dessen nebelhafte Heldenbilder sich neben den lebensfrischen Gestalten Shakspeare's nicht besser ausnahmen, als Falstaff's Leute in Steifleinen neben den Percy's und Heinrich's. Diese Abhandlungen erschienen, als Herder schon mitten unter die deutsche Dichterschaar getreten war und durch persönlichen Einfluß auf mehrere bedeutende Talente die Wirkung seiner Theorieen verstärkte.

Herder hatte nämlich im Frühling 1769 sein Amt in Riga aufgegeben, weil bei aller Vielgeschäftigkeit, die es ihm auferlegte, doch die geistige Sphäre desselben ihm zu eng wurde. „Geliebt von Stadt und Gemeine", — so schildert er selbst jenen entscheidenden Moment seines Jugendlebens — „angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten — ging ich demungeachtet vom Gipfel dieses Beifalls ..... unter Thränen und Aufwallungen Aller, die mich kannten, ging ich weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nutze deine Jahre und blicke in die Welt!" Sechs Wochen lang befand er sich auf der See; Frankreich war das erste Ziel seiner Reise; seinen wissenschaftlichen Schätzen, seiner Literatur und Kunst sollte zunächst ein gründliches Studium gewidmet sein. Schon das Meer selbst, der Himmel mit dem Farbenschimmer der auf- und untergehenden Sonne oder dem in den Wellen sich spiegelnden Mondlicht und dem Funkeln der Gestirne regte seine dichterische Phantasie mächtig an; sie schweifte in fernen Zonen, begleitete die Züge wandernder Völker der Vorzeit oder schmückte die Träume seiner künftigen Bestimmung und seiner ins Unendliche greifenden Entwürfe. Und wie geisterhaft klangen ihm jetzt die Gesänge Ossians, da er sie auf der offenen Meerfluth las und ihm von fern die Küsten schimmerten, wo die Heldenthaten geschahen, welche Barden und Skalden verherrlichten. Von Frankreich aus hoffte er nach England und Schottland sich zu wenden. „Da will ich" — so äußerte er sich in seinem Reisetagebuche — „die Gesänge eines lebenden Volks lebendig hören, sie in all der Wirkung sehen, die sie machen, die Oerter sehen, die allenthalben in den Gedichten leben, die Reste dieser alten Welt in ihren Sitten studiren, eine Zeitlang ein alter Caledonier werden — und dann nach England zurück, um die Monumente ihrer Literatur und

ihre zusammengeschleppten Kunstwerke und das Detail ihres Charakters mehr zu kennen."

Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Er nahm **1770** einen lockenden Antrag des Fürstbischofs von Eutin an, dessen Sohn als Informator und Reiseprediger einige Jahre zu begleiten. Indeß nach wenig Monaten, nachdem er den Prinzen über Darmstadt und Carlsruhe nach Straßburg begleitet hatte, löste er das Verhältniß wieder auf und lebte den Winter über in Straßburg, um ein Augenübel, an dem er schon seit seiner Kindheit litt, durch eine Operation gründlich heilen zu lassen. In der Zeit dieser schmerzhaften, langweiligen und nicht einmal gelungenen Cur war der junge Goethe sein treuster Gesellschafter, und es knüpfte sich ein Freundschaftsband, das für beide zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens folgenreich werden sollte. Goethe hing lernbegierig an dem Munde des ältern Freundes und hat es dankbar bekannt, wie viel er den Stunden, die er in dessen Gesellschaft zubrachte, schuldig geworden sei. Goethe war es, der das, was Herder in der Theorie wollte, aber als productiver Dichter nicht zu gestalten vermochte, zur poetischen Praxis machte. An den bald darauf erscheinenden Frankfurter gelehrten Anzeigen arbeiteten beide gemeinschaftlich, und Herder trat in innige Verbindung mit den frischen Geistesregungen, welche die rheinischen Gegenden damals zu erfüllen begannen.

Durch die Berufung nach Bückeburg als Hofprediger und Consistorialrath (**1771**) ward Herder wieder auf das Gebiet der Theologie geführt. Das Glück, das ihm in seiner Verbindung mit der geistvollen Caroline Flachsland, die er bei seiner ersten Durchreise durch Darmstadt kennen gelernt hatte, zu Theil wurde, war auch von einer neuen geistigen Erhebung begleitet. Er wählte sich jetzt ein Gebiet, wo Theologie und Poesie sich begegneten. Mit seinem Werke: Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts lehrte er, was dazumal den meisten Theologen fremd geblieben war, in den Schriften des alten Testaments Poesie finden und würdigen. Was hier mehr in poetischer Ahnung als mit wissenschaftlicher Forschung ausgesprochen ist, führte er später mit gründlicherem Studium in dem reiferen Werke: Vom Geist der hebräischen Poesie (**1782—83**) weiter aus.

Hervorzuheben sind in einer Geschichte der deutschen Poesie die in dieser Schrift zahlreich verstreuten poetischen Beigaben, besonders die Uebersetzungen auserlesener Bruchstücke hebräischer Dichtungen, welche in der Nachbildung morgenländischer Poesie späteren Uebersetzern zum Muster dienten. Der Geist der morgenländischen Poesie wurde erst durch diese Werke den Deutschen aufgeschlossen.

Die Universität Göttingen suchte Herder zu erwerben. Noch wurden durch mancherlei kleinliche Intriguen die Unterhandlungen hingezögert. Da erfolgte durch Goethe's Vermittelung im Jahre **1776** Herder's Berufung nach Weimar zu der Stelle eines Hof- und Stadtpredigers, Consistorialraths und Generalsuperintendenten. Was er in diesem vielbeschäftigten Amte für das Herzogthum Weimar, was er als gelehrter Forscher auf den Gebieten der Geschichte, Philosophie und Theologie durch rastlose Thätigkeit und geistvolles Streben geleistet hat, ist in einer Geschichte der deutschen Dichtung nicht im Einzelnen zu erörtern; nur das Hauptwerk seines Lebens, an welchem auch die Poesie ihren Antheil hat, ist hier kurz zu berühren, seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Es ist der große Hymnus der Menschheit, die Schilderung des Alls der Schöpfung, dessen Krone sie ist, wie ihrer Entwickelung zur Cultur, deren Höhepunct als Humanität er uns in der classischen Bildung der Griechen in farbenreicher Darstellung vor Augen legt. Von diesen verfolgt er den weiteren Gang der menschlichen Bildungsgeschichte durch das Zeitalter römischer Weltherrschaft bis zu den Culturzuständen des Mittelalters, bei denen das Werk mit dem vierten Bande abgebrochen wurde.

Herder's gesammtes geistiges Leben wird von der Poesie getragen. Sie durchdringt alle seine Schriften, sie hob unter den Mühen des Tages, den oft schwer auf ihm lastenden Sorgen des Daseins seinen Blick über das Irdische empor und bewährte an ihm ihre heilende und stärkende Kraft noch an der Schwelle des Grabes. Allein die freie schöpferische Kraft, die anmuthige Leichtigkeit des poetischen Ausdrucks war ihm nicht eigen. Er steht auch als Dichter unter der Macht seines umfangreichen Wissens, der vorherrschend sittlich-didaktischen Richtung seines ganzen Wesens. Jedoch wo diese

an ihrer Stelle sind, in dem Grenzgebiet, da Poesie und Prosa sich die Hand reichen, ist Herder vortrefflich. Daß auch das Lied nicht ganz davon ausgeschlossen war, zeigt das folgende.

Das Flüchtigste.

Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend süßes Lied;
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerst die schönste flieht.

Sieh, wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen schnell entweicht;
Wie die Rose, mit Auroren
Jetzt im Silberthau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht.

Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verklingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daß er uns ewig bliebe!
Aber ach, sein Zauber sinkt.

Und die Frische dieser Wangen,
Deines Herzens rege Gluth,
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen —
Ach, ein fliehend, fliehend Gut!

Selbst die Blüthe deines Strebens,
Aller Musen schönste Gunst,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund, du fesselst sie vergebens;
Sie entschlüpft, die Zauberkunst.

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfe uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt.

Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

Die Form der Ode liebte Herder sehr. Seine ersten Gedichte, die ihn als Dichter bekannt machten, waren Hymnen und Oden in dithyrambischem Schwunge. Eine seiner vortrefflichsten Oden aus einer spätern Lebensepoche mag ihn auch von dieser Seite charakterisiren.

Germanien.

Deutschland, schlummerst du noch? Siehe, was rings um dich,
Was dir selber geschah. Fühl' es, ermuntere dich,
Eh' die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt!

Deine Nachbarin sieh, Polen, wie mächtig einst,
Und wie stolz! o sie kniet, ehren- und schmuckberaubt
Mit zerrissenem Busen
Vor drei Mächtigen, und verstummt.

Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht
Ihre Edeln, es half keiner der Namen ihr,
Die aus tapferer Vorzeit
Ewig glänzen am Sterngezelt.

Und nun, wende den Blick! Schau die zerfallenen
Trümmer, welche man sonst Burgen der Freiheit hieß,
Unzerstörbare Nester;
Ein Wurf stürzte die sichern hin.

Weiter schaue. Du siehst, ferne in Osten steht
Dir ein Riese: Du selbst lehretest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen:
Zorndorf probte sie auch an dir.

Schau gen Westen; es droht fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht
Dir ein anderer Kämpfer,
Der dir schon eine Locke nahm.

Und du säumetest noch, dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? Du säumst, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

Soll dein Name verwehn? Willst du, zertheilet, auch
Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht Alles werth?

Sprich, mit welcher? o sprich, welcher begehrtest du
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Galliers,
Des Kosaken, Kalmuken
Pulsschlag fröhnen? Ermuntre dich!

Wer sich selber nicht schützt, ist er der Freiheit werth?
Der gemaleten, die nur ihm gegönnet ward;
Ach, die Pfeile des Bündels!
Einzeln bricht sie der Knabe leicht.

Höfe schützen dich nicht; ihre Magnaten fliehn,
Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht.
Wirf die lähmende Deutschheit
Weg, und sei ein Germanien!

* * *

Träum' ich, oder ich seh' welch einen Genius
Niederschweben? Er knüpft, einig verknüpfet er
Zwei germanische Freundes-
Hände, Preußen und Oesterreich.

Wegen seiner Neigung zu dem Lehrhaften wählte er mit besonderer Vorliebe die Parabel, wozu auch die Beschäftigung mit der morgenländischen Poesie manche Anregung und manchen Beitrag lieferte. Sie sind größtentheils in einer eleganten Prosa verfaßt, ebenso die damit verwandten Paramythien, Umdichtungen griechischer Mythen nach einer ihnen ursprünglich fremden modernen Ansicht. In einem ähnlichen Sinne faßt er die Legende auf, worin er Beispiele einer hohen sittlich-religiösen Gesinnung poetisch verherrlichte. Der schönsten unter ihnen geben wir hier eine Stelle.

Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Patmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling," sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings.
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müssig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?“ „Er ist gestorben!“
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?“ „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber.“
„Dieses Jünglings Seele,“ sprach Johannes,
„Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?“
„Auf dem Berge dort!“ „Ich muß ihn sehen!“
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen; eben dieses wollt' er.
„Führet,“ sprach er, „mich zu eurem Führer!“

Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis! Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neu geschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.
Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt,
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sanct=Johannes=Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Unübertroffen ist Herder in dem Talent, sich in die Dichtung der verschiedenen Völker und Zeiten zu versetzen, die Poesie in ihren

verschiedenartigsten Weisen zu erkennen und sie auf den heimischen Boden zu verpflanzen. Mit gleichem Feingefühl hat er die bilderreiche Poesie des Orients wie die vollendeten classischen Formen der griechisch-römischen Poesie nachgebildet. Die Töne der Volksdichtung belauschte er in jeglicher Form, im einfach-herzlichen Liede, in der schaurigen Ballade des Nordens wie in der südlichen Gluth der Romanze. Die Sammlung von Volksliedern hatte zum Theil die Wirkung von Originaldichtungen und führte das Lied und die Ballade zuerst in echter Gestalt in unsere Literatur ein. Der mächtige Zug zur Volksdichtung erfaßte ihn nochmals an der Grenze seines Lebens, wo er mit den Romanzen vom Cid seine dichterische Laufbahn würdig abschloß. Die vollendete Handschrift legte er in die Hände seiner Frau wie ein letztes Vermächtniß, als er in dem letzten Sommer seines Lebens, sein nahes Ende vorahnend, in dem Bade zu Eger Heilung für seine langwierigen körperlichen Leiden suchte. Er starb zu Weimar am 18. December 1803.

In dem Cid beabsichtigte Herder mehr als eine bloße Uebersetzung altspanischer Romanzen zu liefern. Er ordnete und verarbeitete sie zu einem epischen Ganzen, ließ weg, was aus dem innern Zusammenhange heraustritt oder unserm Geschmack widerstrebt, und faßte das Einzelne mit einem deutschen Dichtergemüth auf, so daß diese Perle romantischer Heldendichtung ein Bild des spanischen Ritterthums im Reflex der Gesittung unserer Zeit geworden ist. Wir verweilen daher bei Betrachtung dieses Werkes etwas länger.

Don Rodrigo Diaz de Vivar glänzte durch seine Heldenthaten unter den castilianischen Königen, Ferdinand I. († 1065), Sancho II. († 1072) und Alfons VI. († 1109) und ward in den Liedern des Volks als das Muster jeglicher ritterlichen Tugend gepriesen. Die Christen nannten ihn Campeador (Kämpfer), die Mauren Cid (Herr). Die erste Abtheilung der Romanzen schildert uns den heldenmüthigen Jüngling, der, kaum dem Knabenalter entwachsen, die dem Vater widerfahrene Beleidigung an seinem Feinde Don Gormaz rächt.

Traurend=tief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach;

An die Schmach des edlen alten
Tapfern Hauses der von Laynez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Abarcos übertraf.

Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt' er nahe sich dem Grabe,
Da indeß sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphirt.

Sonder Schlaf und sonder Speise,
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht;

Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen ihn zu trösten;
Denn der Athem des Entehrten,
Glaubt' er, schände seinen Freund.

Endlich schüttelt er die Bürde
Los des grausam stummen Grames,
Lässet kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht;

Bindet ihrer aller Hände
Ernst und fest mit starken Banden:
Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.

Fast schon ist er ohne Hoffnung,
Als der jüngste seiner Söhne,
Don Rodrigo, seinem Muthe
Freud' und Hoffnung wiedergab.

Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er von dem Vater rückwärts:
„Vater," spricht er, „Ihr vergesset,
Wer Ihr seid, und wer ich bin.

Hätt' ich nicht aus Euern Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebotne Schmach."

Strömend flossen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen:
„Du," sprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, bist mein Sohn.

Ruhe giebt dein Zorn mir wieder;
Meine Schmerzen heilt dein Unmuth.
Gegen mich nicht, deinen Vater,
Gegen unsers Hauses Feind

Hebe sich dein Arm!" „Wo ist er?"
Rief Rodrigo; „wer entehret
Unser Haus?" Er ließ dem Vater
Kaum es zu erzählen Zeit.

Rodrigo sucht den stolzen Don Gormaz auf und erlegt ihn im Zweikampf.

Thränen rannen, stille Thränen
Rannen auf des Greises Wangen,
Der, an seiner Tafel sitzend,
Alles um sich her vergaß.

Denkend an die Schmach des Hauses,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohns Gefahren
Und an seines Feindes Macht.

Den Entehrten flieht die Freude,
Flieht die Zuversicht und Hoff-
nung:
Alle kehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück.

Noch versenkt in tiefer Sorge,
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unterm Arme
Und die Händ' auf seiner Brust,

Lang' ansieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd: „Iß, o guter Greis!"

Spricht er, weisend auf die Tafel.
Reicher flossen nun Diego
Seine Thränen: „Du, Rodrigo,
Sprachst du, sprichst du mir dies
Wort?"

„Ja, mein Vater! Und erhebet
Euer edles werthes Antlitz."
„Ist gerettet unsre Ehre?"
„Edler Vater, er ist todt."

„Setze dich, mein Sohn Rodrigo,
Gerne will ich mit dir speisen;
Wer den Mann erlegen konnte,
Ist der Erste seines Stamms."

Weinend kniecte Rodrigo,
Küssend seines Vaters Hände;
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angesicht.

Don Gormaz' Tochter Ximene ist durch des Vaters Tod in tiefe Trauer versetzt. Sie fleht den König Fernando um Gerechtigkeit und Bestrafung des Rodrigo.

Auf dem Throne saß Fernando,
Seiner Unterthanen Klagen
Anzuhören und zu richten,
Strafend den und jenen lohnend:
Denn kein Volk thut seine Pflichten
Ohne Straf' und ohne Lohn;

Als mit langer Trauerschleppe,
Von dreihundert edlen Knappen
Still begleitet, ehrerbietig
Vor den Thron Ximene trat.

Auf des Thrones tiefste Stufe
Kniete sie demüthig nieder;
Tochter sie des Grafen Gormaz,
Hob sie so zu klagen an:

„Sechs Monate sind es heute,
Sechs Monate, großer König,
Seit von eines jungen Kriegers
Hand mein edler Vater fiel.

Viermal kniet' ich Euch zu Fü-
ßen:
Viermal gabt Ihr, großer König,
Euer Wort mir, mir zusagend
Rächende Gerechtigkeit.

Noch ist sie mir nicht gewor-
den:
Jung und frech und übermüthig
Spottet Eurer Reichsgesetze
Don Rodrigo von Bivar.

Und Ihr schützt ihn, edler König,
Ihr: denn wer von Euern Männern
Seiner sich bemächtigt hätte,
Uebel wär' es ihm gelohnt.

Gute Kön'ge sind auf Erden
Gottes Bild; die ungerechten
Sind undankbar ihren treuen
Dienern, nähren Factionen,
Haß, Verfolgung, ew'ge Feindschaft,
Seufzer und Verzweifelung.

Denkt daran, o großer König!
Und verzeihet einer Waise,
Der die Klag' auf ihren Lippen
Schmerzlich Euch ein Vorwurf wird."

„Was Ihr spracht, sei Euch verziehen,"
Sprach der König; „doch, Ximene,
G'nug geredet, und nicht weiter!
Euch erhalt' ich den Rodrigo:
Wie um seinen Tod Ihr jetzo,
Werdet bald Ihr um sein Leben
Und um seine Wohlfahrt flehn."

Nicht lange, so hat der ritterliche Jüngling das Herz der schönen Ximene gewonnen, und sie vermählen sich am Altare.

Vorm Altare,
Eh' der Braut die Hand er reichte,
Sah er mit dem Blick der Liebe
Und sprach zu ihr, tief beschämt:

„Fräulein, einen Mann von Ehre
Leider hab' ich Euch getödtet;
Denn es wollt' es Ehr' und Pflicht.
Diesen Mann geb' ich Euch wieder,
Und was Ihr mit ihm verloret,
Vater, Freund, Verwandte, Diener,
Alles geb' ich Euch; mit Allem
Mich Euch, Euren Eh'gemahl."

Aus zog er den kühnen Degen
Vorm Altare, kehrt' zum Himmel
Seine Spitze: „Mich zu strafen,"
Sprach er, „diene dieser da,
Wenn mein Lebenlang den Eidschwur
Ich verletze, Euch zu lieben
Und Euch Alles zu ersetzen,
Wie ich Euch vor Gott gelobt.
Und nun auf, mein guter Onkel,
Luyn Calvo, segnet uns!"

Ferdinand theilte das Reich unter seine Söhne Sancho, Garzia und Alfons; ihrer Schwester Uraca verlieh er Zamora und der jün-

geren, Elvira, das Gebiet von Toro. Wenige Jahre nach des Vaters Tode bemächtigte sich Sancho gewaltsam des Erbes seiner Brüder, Garzia ward gefangen, Alfons floh zum Emir von Toledo, der ihn gastlich aufnahm und als Freund behandelte; Elvira wurde aus Toro in ein Kloster geschleppt. Allein Zamora leistete Widerstand, und Sancho zog mit seiner ganzen Kriegsmacht gegen die Stadt, vor der er durch die Hand eines verwegenen Mörders, Bellido Dolfos, ein frühes Ende finden sollte.

Die Herausforderung.

Sterbend, noch die letzten Blicke
Hingekehret gen Zamora,
Liegt der König bleich und todt.
Um den blut'gen Körper stehen
Ringsum seine besten Ritter;
Alle schweigen, tief verstummt.

Traurig, doch mit edler Stimme,
Bricht der Cid das todte Schweigen
Und geleitete die Seele
Seines Herrn mitleidig so:

„Unglück=unglücksel'ge Stunde,
Als Ihr wider meinen Willen
Hierher vor Zamora zogt.
König, wer Euch das gerathen,
Scheute weder Gott noch Menschen,
Hieß Euch das Gelübde brechen
Eurer heil'gen Ritterpflicht."

„Jetzt erscheint Ihr vor dem Richter,
Der Euch Die, die Ihr bekriegtet,
Ernst als Eure Schwester zeigt,
Die ihr Leben, die ihr Erbtheil,
Das Ihr ihr abdringen wolltet,
Gegen Euch vertheidigte."

„Ihr, das Schrecken aller Eurer
Brüder, Schwestern, Unterthanen,
Was seid jetzt Ihr? Eine Handvoll
Staubes, die indeß wir ehren,
Ehren woll'n mit aller Macht."

„Krieger, eh' der Tag sich endet,
Muß ein Ritter vor Zamora,
Auszufordern Alle wegen
Schändlicher Verrätherei."

Sprach es; doch niemand erhob sich;
Alle, scheint es, Alle fürchten
Arias Gonsalo und seiner
Vier berühmten Söhne Muth.
Alle heften ihre Blicke
Auf den Cid, der weiter spricht.

„Krieger, sprach er, meinen Eidschwur
Wisset Ihr, mich nie zu rüsten
Gegen dies Zamora. Doch
Einen Mann will ich Euch nennen,
Als wählt' ich ihn für mich selbst."

Don Diego von Ordonno,
Der dem königlichen Leichnam,
Wie abwesend in Gedanken,
Traurigstumm zu Füßen saß,
Er, der Ritterschaft von Lara
Blüh'nder Ruhm, erhob die Stimme
Mit unmuth'gem Laute so:

„Hat, sprach er, der Cid geschworen,
Was er wohl nicht schwören sollte:
So entbrech' er sich, uns Einen
Herzunennen, den er wählt.
Viele Ritter hat Castilien,
Wie, den er uns nennen würde;
Und, (doch ohn' ihn zu verachten,)
Ritter, selbst wie er, der Cid.
Wer die Fordrung gen Zamora
Bringt und sie besteht, bin ich."

Damit griff er zu den Waffen,
Und hinaus! hin vor die Mauer.
Da, mit aufgehobnen Händen
Und mit fürchterlicher Stimme,
(Seine Augen flammten Feuer
Zorns und Ehre,) sprach er so:

„Ihr meineidige Verräther,
Niederträcht'ge Zamoraner,
Memmen! denn das seid Ihr alle,
Seit Ihr einer feigen Memme,
Einem niedrigen Verräther,
Meuchelmörder meines Königs,
Dem Bellido Zuflucht gabt;
Denn Verräther ist der selber,
Welcher die Verräther schützt."

„Ins Gesicht nenn' ich Euch solche,
Eure Vorfahrn, Euren Abstamm,
Und das Brod, das Ihr genießet,
Und das Wasser, das Ihr trinkt."

„Daß Ihr's seid, will ich beweisen:
Komme Einer gegen Einen,
Einer nach dem Andern fünf;
Diego Ordonno ist mein Name,
Unbescholtnen Bluts, aus Lara;
Und ich werf' Euch Zamoranern
Nicht, weil Ihr ihn nicht verdienet,
Meinen Handschuh hin; ein Pferdhaar
Werf' ich Euch hin, statt des Handschuhs,
Gieß' aus dieser Tintenflasche
Schwarze Tint' Euch ins Gesicht.

Arias Gonsalo, der Edle,
Gab herunter von der Mauer
Ihm zur Antwort, kalt und fest:
„Ist es, was du redest, Wahrheit,
Lara, o so wär' ich lieber
Nie geboren; doch ich nehme
Deine Fordrung an und hoffe,
Dir mit Gott es zu beweisen,
Daß Du, ein Verleumder, lügst."

Damit stieg er von der Mauer,
Und versammelnd alle edlen
Zamoraner, sprach er so:
„Tapfre Krieger, Zamoraner,
Die das ganze Weltall ehret,
Findet unter Euch sich Einer
In den Schandverrath verflochten,
Nenn' er sich und tret' hervor!
Lieber will in meinem Alter
Ich auf fremder Erde sterben,
Tief versteckt in Dunkelheit,
Als um niederträcht'gen Mordes
Willen auf geschloßnem Felde
Ueberwinder sein im Kampf."

„Feu'r vom Himmel falle nieder
Und verzehr' uns!" riefen alle
Zamoraner, „wenn ein Einz'ger
Von uns auf die mindste Weise
Theil hat an der Frevelthat.
Fechten könnet Ihr mit gutem
Redlichen Gewissen, Graf."

Die vier tapfern Söhne des Arias Gonsalo rüsten sich zum Zweikampf gegen Don Diego von Ordonno.

Nah' der Mauer von Zamora
War zum grausen Todeskampfe
Zubereitet schon der Platz.
Schon durchritt ihn Don Diego,
Mit der Stärke des Alciden,
Seine jungen Feind' erwartend.

Schweigt, unglückliche Trommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei euerm Hall.

Wer den väterlichen Segen
Erst empfing, es war Don Pedro,
Er der Brüder ältester.
Als er vor Diego's Antlitz
Kam, begrüßt' er ihn bescheiden
Als den ältern Kriegesmann:

„Möge Gott, Euch vor Verräthern
Schützend, Eure Waffen segnen,
Don Diego! Ich erschein' hier,
Von dem Schimpfe des Verrathes
Mein Zamora zu befrein."

„Schweig!" erwidert Don Diego,
„Denn Verräther seid ihr alle."
Und so trennen beide sich,
Raum zu nehmen; beide rennen
Mächtig los; es sprühen Funken;
Ach, das Haupt des jungen Kriegers
Trifft Diego; er zerspaltet
Seinen Helm, durchbohrt sein Hirn:
Pedro Arias stürzt vom Rosse
In den Staub hin. Don Diego
Hebt den Degen und die Stimme
Fürchterlich hin gen Zamora;
„Sendet einen Andern!" rief er,
„Dieser liegt." Es kam der Andre,
Kam der Dritte, der auch fiel.

Schweigt, unglückliche Trommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei euerm Hall.

Thränen flossen, stille Thränen
Auf des guten Greises Wangen,
Als er seinen jüngsten Sohn,
Seines Lebens letzte Hoffnung,
Waffnete zum Todeskampf.

„Auf!" sprach er, „mein Sohn Fernando!
Mehr, als Du an meiner Seite
Noch im letzten Kampf geleistet,
Mehr verlang' ich nicht von Dir.
Eh' Du in die Schranken eintrittst,
So umarm' erst deine Brüder,
Und dann blick' auf mich zurück!"

„Weint Ihr, Vater?" „Sohn, ich weine.
So weint' über mich mein Vater
Einst, beleidiget vom König
Zu Toledo; seine Thränen
Gaben mir des Löwen Stärke,
Und ich bracht' ihm, welche Freude!
Seines stolzen Feindes Haupt."

Mittag war es, als der letzte
Sohn des Grafen Arias,
Don Fernando, auf den Platz trat;
Dem Besieger seiner Brüder,
Seinem stolzen Blick begegnet
Er mit Ruh' und Festigkeit.

Dieser, spielend mit dem jungen
Krieger, nahm den ersten Streich auf
Auf die Brust; er war nicht tödtlich.
Aber bald lag mit den Trümmern
Ihrer Rüstungen der Kampfplatz
Ueberdeckt. Gebrochen lagen
Schon die Schranken, beide Rosse
Keichen, durch und durch im Schweiß.

Als man ihnen Morgensterne,
Kolben brachte, deren Eisen
Blitzt' in ihrer beider Hand.
Und der erste Schlag des Eisens
In der stärkern Hand Ordonno's
Traf — des edlen Jünglings Haupt.

Todtverwundet, (seinem Rosse,
Griff er um den Hals und hält sich
An der Mähn' ihm;) Hölleneifer
Giebt zum letzten Streich ihm Kraft.
Diesen Streich, er thut ihn tapfer;
Aber weil das Blut des Hauptes
Sein Gesicht bedeckt, so trifft er
Ach! die Zügel nur des Rosses,
Sie durchhau'nd. Es bäumt das Roß sich,
Wirft den Reiter aus den Schranken:

Sieg! schrien alle Zamoraner;
Das Gericht des Kampfes schwieg.

Arias Gonsalo, zum Kampfplatz
Eilend, fand den Kampfplatz leer;
Sah den jüngsten Sohn verblühen,
Ihn verblühn, wie eine Rose,
Eh' sie sich entfaltete.

Schweigt, unglückliche Trommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei euerm Hall.

Donna Uraca gab ihrem Bruder Alfons, der noch in Toledo verweilte, schnell von Sancho's Tode Nachricht.

Alfonso, Castiliens Herrscher.

„Fliegt, getreue Boten, flieget
Zu Alfonso, meinem Bruder!"
Sprach Uraca. „Er vergisset
Seines Glückes in Toledo,
Da sein Glück ihn nicht vergißt."

„Sagt ihm, daß der Feind nicht mehr ist,
Daß sein Bruder, Don Garzia,
Aus dem Kerker in das Grabmal
Seiner Ahnen wanderte.
Sagt ihm, daß die Castilianer,
Die Asturier, die Leoner
Ihn erwarten, ihren König,
Wie die Schwester ihren Bruder;
Sagt es ihm und flieget schnell."

„Was zu thun?" sprach Don Alfonso;
„Ali-Maimon, dieser gute
Saracene, that mir Guts.
Was dem Flüchtling man erzeiget,
Thut man das auch einem König?
Ob mein neuer Stand dem Mauren
Wohlgefalle, weiß der Himmel.
Eines, weiß ich, ist mir nöthig,
Mit Vorsicht geheime Flucht."

„In der Rundung dieser Mauern
Ist ein Ort," sprach der Gesandte,
„Niedersteigen wir zu Nacht.
Auf rückwärts beschlagnen Pferden
Eilen sicher wir davon."

Angekommen in Zamora,
Zog Alfonso dann nach Burgos,
Und die Reichsversammlung sprach:
„Erbe seid Ihr aller Thronen
Unsers großen Don Fernando;
Niemand streitet sie Euch jetzt.
Aber, ohn' Euch zu mißfallen,
Fordern wir von Euch den Eidschwur,
An dem Morde des Don Sancho
Theilgenommen nie zu haben,
Mittel- und unmittelbar;
Solchen Eidschwur uns zu leisten
Förmlich, wie es uns gefällt,
Und bekräft'gen ihn zu lassen
Von zwölf Eurer Edelsten."

„Dieser Wunsch sei Euch gewähret,"
Sprach Alfonso; „morgen schwör' ich
In der Kirche der Gadea,
Vor dem heiligen Altar.

Heut' begehr' ich nur zu wissen,
Wer von Euch mir diesen Eid-
schwur
Abzunehmen dann gedenkt?"

„Ich," sprach Cid. —

„Ihr, Don Rodrigo?
Denket Ihr daran, daß morgen
Ihr ein Unterthan mir seid?"

„Noch nicht! Daran werd' ich denken,
Herr, wenn Ihr mein König seid."

Der König leistet den feierlichen Eid, wirft aber deßhalb seinen Zorn auf den kühnen Don Rodrigo, den er auf ein Jahr aus seinem Reiche verbannt. Dreihundert Mannen folgen ihm und nehmen mit ihm die Weihe zum Kampfe gegen die Mauren in Valencia.

Laut von Priestern und von
Kriegern
Ward die Messe Eids gesungen,
Und das heilige Geheimniß
Mit Trommeten laut begrüßt;
Cymbeln klangen, Pauken schallten,
Daß die heiligen Gewölbe
Bebten; aller Krieger Herzen,
Der dreihundert Unverzagten,
Füllt ein neuer Heldenmuth
Zu dem Kampf entgegen Mauren,
Mauren in Valencia.

Als geweihet war die Fahne,
Nahm der Cid sie in die Hand.
Also sprach er: „Arme Fahne
Eines armen und verbannten
Castilianers! nach dem Segen,
Den auf dich der Himmel legte,
Mangelt dir nur Spaniens Achtung;
Und die sag' ich dir vorher."

Hiemit rollt er auf die Fahne,
Hebt sie schwingend in die Lüfte:
„Sieg und Ruhm wird dich beglei-
ten,
Fahne, bis vielleicht du fliegest
Neben Königes Panier.
Don Alfonso, Don Alfonso,
Unter der Sirenen Sange
Schlummerst du, dir drohet Unglück,
Wenn du, wenn du nicht erwachst."

„Krieger," sprach er, „ist's nicht also?
Wir sind aufgeweckt. Entehret
Wären wir, die etwas werth sind,
Dort, wo keiner etwas taugt.
Achtung und Verdienst, sie haben
Nur an ihrer Stelle Werth.

Eingewiegt von den Sirenen,
Schlummert dort der tapfre König:
Nutzen wir den tiefen Schlummer,
Die Boshaften zu erschrecken,
Nicht am Hofe, sondern fern.
Fürchterlicher ist den Bösen
Nichts, als derer, die sie hassen,
Fern erworbner schöner Ruhm.
Tausend edle Herzen seufzen
Ingeheim, verfolgt von Bösen;
Glücklich, wenn, sie zu enthüllen
Vor dem Angesicht des Weltalls,
Sich, wie uns, der Anlaß beut.

Edle Fahne, in den Lüften
Flattre stolz, die Zuflucht Aller,
Die das Laster seufzen macht."

Nieder senkt' er jetzt die Fahne:
„Tapfre Krieger, meine Freunde,
Rache des Vasallen gegen
Seinen angebornen Herrn,
Auch gerecht, erscheint sie immer
Nur als Aufruhr und Verrath.
Die Beleidigung verschmerzen

Ist das Merkmal höh'rer Seelen,
Ob sie sie gleich tief gefühlt.
Gält' es Rache, mir entflöhen
Meine Feinde nicht; ich folgte
Ihnen nach zum Firmament.

Hier, o Krieger, in des Friedens
Und der Liebe heil'ger Wohnung,
Hier blas' ich jetzt in die Lüfte
Das Gedächtniß meiner Schmach;
Jegliches Gefühl der Rache
Geb' ich athmend hin den Winden.
Einzig trag' ich meine Waffen,
Die ich für mich selbst anlegte,
Einzig trag' ich für Castilien
Sie und für die Christenheit.
Hab' ich Stärke g'nug, so pflanz' ich
Meine Fahne gen Toledo,
Und, was dort ich dann erwerbe,
Heiße Neu-Castilien.

Unterdeß für jetzt, ihr Freunde,
Da uns eine Herberg' fehlet,
Ist uns baldigst die Erobrung
Eines kleinen Schlosses noth.
Wer auf mehr als Ehre wartet,
Der verlasse mein Panier."

Hiemit hob er auf die Fahne:
„Edle Fahne, schwinge, schwinge
Dich entfaltend durch die Lüfte!
Clarinetten und Trommeten,
Tönt! ihr Trommeln und ihr Pauken!
Euer Sammtgehall erschrecke
Nur die Schwachen und die Bösen
Und der falschen Heuchler Zunft."

Bald erfüllte der Cid mit dem Ruhm seiner Thaten ganz Spanien. Valencia wird den Mauren abgenommen, und der König, den seine Uebereilung längst gereut hat, erlaubt Ximenen, nach Valencia zu ihrem Gemahl zu ziehen. Ein idyllisches Familienbild zeigt sich uns, als persische Gesandte dem Helden Geschenke ihres Fürsten überreichen.

Eingeschlummert, matt vor Alter,
Saß auf seinem hölzern Stuhle
Cid, der Feldherr, neben ihm
Saß Ximene mit den Töchtern,
Stickend eine feine Leinwand.
Ihnen winkte mit dem Finger
Sie, des Vaters süßen Schlummer
Nicht zu stören; Alles schwieg:

Als zwei persische Gesandte,
Den ruhmvollen Cid zu grüßen,
Kommen mit Geräusch und Pracht;
Denn der Ruf von seinen Thaten,
Von der Größe seines Werthes,
Drang durch Mauren und Araber
Hin ins ferne Persien.

Von des Helden Ruhm ergriffen,
Sandt' der Sultan ihm Geschenke,
Seidenstoffe, Specerei'n.
Angelanget mit Kameelen,
Traten vor ihn die Gesandten:
„Ruy Diaz," sprach der Eine
Mit hinabgesenktem Blick;
„Ruy Diaz! tapfrer Feldherr!
Unser mächtiggroßer Sultan
Beut dir seine Freundschaft an.
Bei dem Leben Mahoms schwur er:
Hätt' er Dich in seinem Lande,
Wohl die Hälfte seines Reiches
Gäb' er gerne Dir als Freund.
Seine Achtung Dir zu zeigen,
Sendet er Dir die Geschenke." —
Ihm antwortete der Cid:

„Sagt dem Sultan, Eurem Herren,
Daß die Ehre seiner Botschaft
Ich empfange unverdient.
Was ich that, es war nur wenig;
Was ich bin, ward oft verleumdet.

Hätt' er sich bei uns erkundet,
Wer ich sei: er hätte schwerlich
Mir die Ehre nicht erzeigt.
Indeß, wär' er Christ, ich machte
Ihn zum Richter meines Werths."

Also sprach der Cid und zeigte
Ihnen darauf seine Schätze:
Die Gemahlin und die Töchter,
Zwar nicht überdeckt mit Perlen,
Ohne Schmuck und Edelsteine,
Doch des Herzens Güt' und Unschuld
Sprach aus jeglichem Gesicht.

Ueber seiner Töchter Schönheit
Waren beide hoch erstaunet
Und noch mehr, noch mehr erstaunet
Ueber seine schlichten Sitten,
Ueber sein einfaches Haus.

Auch in Spanien besiegte
Bald sein Ruhm die ärgsten Neider;
Seine schönen edlen Töchter,
Donna Sol und Donna Elvira,
Fand der Lohn; an zwei Infanten
Aragoniens und Navarra's
Wurden glücklich sie vermählt.

Wir schließen mit der herrlichen Romanze, die uns den Helden in der Todesstunde schildert.

Fahnen, gute alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt?
Denn es brechen seine Blicke;
Er sieht euch zum letzten Mal.

Lebet wohl ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths;
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du Aussicht auf das Meer hin!
Ach, der Tod, er raubt uns Alles;
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen seine Augen;
Er blickt hin zum letzten Mal.

Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal sehen will.

Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In so mancher mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt aufs Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund;

Fühlt er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letzten Mal.

Gerne hätt' sich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen;
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel; denn der Cid entschläft.

Auf, nun auf! Trommeten, Trommeln,
Pfeifen, Clarinetten tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen!
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

III. Goethe.

Erste und mittlere Periode bis zur Rückkehr aus Italien.

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren. Schon die erste Kindheit ward von einem freundlichen Geschick begünstigt. Seine Schönheit erregte Bewunderung, und sein Geist war mit einer Fülle von Naturanlagen ausgestattet, denen frühzeitig jedes Mittel zu reicher Entfaltung dargeboten wurde. Der strenge Ernst und der unermüdliche Lehreifer des Vaters, der nach Beendigung gründlicher juristischer Studien, zufrieden mit dem Range eines kaiserlichen Raths, ohne ein öffentliches Amt in seiner Vaterstadt lebte, bildete frühzeitig den lernbegierigen Knaben und gab ihm, unterstützt von Privatlehrern, eine vielseitige Vorbildung für das wissenschaftliche Studium; der heitere, lebensfrohe Sinn der noch jugendlichen Mutter belebte die empfängliche Phantasie und nährte den Trieb zur Poesie. So war schon Goethe's erste Bildungsepoche ganz geeignet, die Grundlagen zu bereiten, auf denen seine fernere Ausbildung mit Sicherheit fortbauen konnte. Nicht durch drückende Verhältnisse hatte er sich hindurchzuarbeiten, nicht in der Einsamkeit ländlicher Stille gewann er die ersten Eindrücke der Welt. Ihn umgab das rege Handelsleben einer der bedeutendsten Städte Deutschlands, er sah ein politisches Gemeinwesen um sich, das die Erinnerungen deutscher Vorzeit in ihm belebte; selbst den größeren historischen Ereignissen, so weit sie einem Deutschen damals nahe treten konnten, blieb er nicht fremd. Der siebenjährige Krieg riß auch die alte Reichsstadt aus dem Gleise der Gewohnheit, indem sie mehrere Jahre hindurch von den Franzosen besetzt war; die Schlacht bei Bergen ward fast unter den Mauern Frankfurts geliefert, und kaum hatte der Friede Deutschland wieder beruhigt, so konnte der

schon mit der Geschichte und den staatsrechtlichen Verhältnissen vertraute Knabe sich bei dem glänzenden Feste der Kaiserkrönung Josephs II. in den Mittelpunct des deutschen Reichs versetzt dünken.

Poetische Versuche beschäftigten ihn schon vielfach in den Knabenjahren, angeregt durch die Lectüre der Dichter, die des Vaters reichhaltige Bibliothek darbot. In Anakreontischen Liedern nach der Weise Gleim's, wie in geistlichen Oden, in denen Johann Adolf Schlegel und Creuz seine Muster waren, bildete sich zuerst die Sprache seiner Lyrik, welche die Töne des eigenen Herzens noch nicht zu finden vermochte. Klopstock's Messiade und deren Nachahmungen übten gleichfalls ihren Einfluß, so daß er ein biblisches Epos **Joseph** entwarf und auszuführen begann. Mehrere Bände von Gedichten wurden sorgfältig gesammelt; eines dieser frühen Erzeugnisse seines poetischen Triebes, wahrscheinlich schon 1762 verfaßt, hat sich erhalten und giebt uns einen überraschenden Beweis von einer Gewandtheit in Sprache und Versbau, die schon den künftigen Meister ankündigt: **poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi.** Wir heben als Probe einige Strophen aus.

Es steigt ein Heulen durch die Lüfte,
Schnell wanken jene schwarzen Grüfte,
Als Christus sich der Hölle zeigt.
Sie knirscht aus Wuth; doch ihrem Wüthen
Kann unser großer Held gebieten;
Er winkt — die ganze Hölle schweigt.
Der Donner rollt vor seiner Stimme,
Die hohe Siegesfahne weht;
Selbst Engel zittern vor dem Grimme,
Wenn Christus zum Gerichte geht.

Jetzt spricht er; Donner ist sein Sprechen,
Er spricht, und alle Felsen brechen,
Sein Athem ist dem Feuer gleich.
So spricht er: zittert, ihr Verruchte!
Der, der in Eden euch verfluchte,
Kommt und zerstöret euer Reich.
Seht auf! ihr waret meine Kinder,
Ihr habt euch wider mich empört,
Ihr fielt und wurdet freche Sünder,
Ihr habt den Lohn, der euch gehört.

Ihr wurdet meine größten Feinde,
Verführtet meine liebsten Freunde,
Die Menschen fielen so, wie ihr.
Ihr wolltet ewig sie verderben,
Des Todes sollten alle sterben;
Doch heulet! Ich erwarb sie mir.
Für sie bin ich herabgegangen,
Ich litt, ich bat, ich starb für sie;
Ihr sollt nicht euren Zweck erlangen;
Wer an mich glaubt, der stirbet nie.

Die Liebe zur dramatischen Dichtkunst wurde ebenfalls schon in dem Knaben erweckt. Ein Puppenspiel, das ihm in den ersten Kinderjahren geschenkt war, belebte zuerst dramatische Gestalten in seiner Phantasie. Die Bühnenvorstellungen einer französischen Schauspielertruppe während der französischen Besitznahme machten ihn, da er ihnen fleißig beiwohnen konnte, mit der Form des französischen Drama's so vertraut, daß sie ihn zu einem dramatischen Versuch in französischer Sprache veranlaßten, und dramatische Aufführungen französischer Stücke im Kreise befreundeter Familien schlossen sich an.

Eine Ahnung seiner dichterischen Zukunft war in seiner Seele aufgestiegen; er nährte die Hoffnung, dereinst neben Gellert mit Ehren genannt zu werden. Gern hätte er auch seine akademischen Jahre ganz der schönen Literatur gewidmet und vor Allem mit den Meisterwerken der griechischen und römischen Poesie sich beschäftigt. Allein der entschiedene Wille des Vaters ließ keine andere Wahl, als die Rechtswissenschaft; als Schwiegersohn des Schultheißen der freien Reichsstadt hatte er die Aussicht, daß seinem Sohn dereinst eine Stelle im Frankfurter Rathe zu Theil werden würde. 1765 begab sich der sechzehnjährige Goethe, wissenschaftlich genugsam vorgebildet, auf die Universität Leipzig.

Wenn er gehofft hatte, zu den Füßen der Meister der Wissenschaft Belehrung und Aufklärung über alles das zu erhalten, was seinen Geist in schwankenden Ahnungen bewegte, so mußte er bald einsehen, daß so hohe Erwartungen unbefriedigt blieben. Selbst Gellert, dem er ehrfurchtsvoll nahe getreten war, konnte nur schwächere Talente an sich fesseln; Goethe konnte von seinen Vorlesungen und seiner Anleitung zu Stilübungen nur geringen Gewinn ziehen; statt für die Poesie den strebsamen Jüngling zu begeistern, mahnte er in den letzten Jahren seines Lebens mehr davon ab. Die Bühne zog Goethe an, aber die Stücke, welche damals an der Tagesordnung waren, selbst die besseren von Weiße und Elias Schlegel, konnten keine Nacheiferung wecken. Das hohle Phrasenwesen, das in der damaligen Poesie sein Wesen trieb, ward ihm mehr und mehr zuwider, und es wankte zugleich das Vertrauen auf das eigene Dichtertalent, das ähnliche Wege eingeschlagen hatte.

Der Aufenthalt auf der Universität Leipzig war eine für Goethe's innere Entwickelung nothwendige Uebergangsperiode. Zwar niederschlagend, zerstörend und verwirrend nach einer Seite, förderte er gleichwohl des Dichters individuelle Anlagen; er bildete schon das Eigenthümlichste seines Wesens aus, in dem Leben, in der eigenen Brust die Poesie zu finden. Der erste Schritt dazu waren die Dichtungen, welche sein Liebesverhältniß zu Käthchen Schönkopf hervorrief. Als er es durch Eifersüchtelei und Laune getrübt hatte und in einsamen Frühlingstagen wieder zu dem Baum trat, in dessen Rinde er ein Jahr zuvor ihre Namen übereinander eingeschnitten hatte, erweckte der Anblick der jetzt von dem hervorquellenden Safte wie mit Thränen benetzten Namenszüge in ihm eine solche Rührung, daß er diesen Moment in eine Idylle verwandelte, die er nie ohne innige Bewegung lesen konnte. Da ist der Keim der echten Goethe-schen Poesie. Dies Gedicht ist verloren gegangen; aber wir besitzen als ältestes dramatisches Product unsers Dichters das kleine idyllische Lustspiel („Schäferspiel") die Laune des Verliebten. Zwar hat es die Form des französischen Lustspiels, das er damals fleißig studirte, wie aus Uebersetzungsversuchen hervorgeht; aber die feine Charakteristik verräth den Beobachter des Herzens, der schon zu Erfahrungen in der Liebe Gelegenheit gehabt hat. Der launische Liebhaber, der eifersüchtig seiner Geliebten jeden frohen Genuß in anderer Gesellschaft verwehren möchte, wird durch die Anmuth ihrer Freundin so lebhaft angezogen, daß er im Bewußtsein der eigenen Schwäche fortan nachsichtig zu sein lernt.

In jene Zeit fiel das Erscheinen von Lessing's Minna von Barnhelm, dem ersten wahrhaft deutschen Drama, mit dem eine neue Epoche unserer dramatischen Dichtkunst begann. Goethe theilte die Begeisterung, die es überall in Deutschland erregte; er wirkte selbst bei Aufführungen in Familienkreisen mit. Das Stück wurde ihm vor allen ein Muster in der Anlage. Mehrere dramatische Entwürfe entstanden, von denen nur das Lustspiel die Mitschuldigen ausgeführt wurde. Anlage, Charakteristik und Darstellung sind in diesem Drama meisterhaft; allein schlechte Menschen, die schließlich einander vergeben, weil jeder sich eines Vergehens gegen den Andern

bewußt ist, sind ein allzu widerliches Süjet, um nicht den beabsichtigten heitern Eindruck zu vernichten. Es fehlte aber auch gerade damals dem jungen Dichter an jener Lebensfreudigkeit und Herzenswärme, die seine späteren Jugenddichtungen durchströmt. Die lyrischen Gedichte, welche er 1769 drucken ließ, gewöhnlich „Leipziger Liederbuch" genannt, haben nicht die Gluth jugendlicher Empfindung, sondern die Flüchtigkeit des Genusses, den Wankelmuth der Neigungen und den Widerstreit des Sinnlichen und Sittlichen zum Inhalt. Manchmal klingt die Lebensphilosophie Wieland's durch, mit dessen Dichtungen er sich in jener Zeit viel beschäftigte. Man lese, um sich davon zu überzeugen, in der Sammlung der Goethe'schen Gedichte z. B. „Unschuld" — im Nebelkleide dahinziehend und vor dem Sonnenlichte entfliehend — oder „die Freude" — zerstört durch genaue Betrachtung — „Glück der Entfernung" — eine für ein Jünglingsherz gar kühle Betrachtung —. Ein anderes setzen wir hierher, weil es am besten von der Formgewandtheit jener Lieder Zeugniß giebt; denn die älteste Fassung weicht im Wesentlichen nicht ab, wenn auch die bessernde Hand des Dichters stellenweise nachgeholfen hat.

Wechsel.

Auf Kieseln im Bache da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust;
Dann führt sie der Leichtsinn im Strome danieder;
Es naht sich die zweite, sie streichelt mich wieder;
So fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

Und doch, und so traurig, verschleifst du vergebens
Die köstlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil dich das geliebteste Mädchen vergißt!
O ruf' sie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt.

Mochte das Letztere auch noch in seinem Jugendleben eine Wahrheit werden, damals, als er dies dichtete, hatte der selbstverschuldete Verlust von Käthchens Liebe ihm sehr schwermuthsvolle Stunden bereitet, da er vergebens sich bemühte, ihre Neigung wieder-

zugewinnen. Die schwersten Tage jedoch brachte der Sommer von 1768, wo ein heftiger Blutsturz sein Leben in ernstliche Gefahr brachte, die zwar durch ärztliche Hülfe beseitigt wurde, doch so, daß noch lange Zeit eine große Körperschwäche zurückblieb. Seiner völligen Genesung halber begab er sich gegen den Herbst nach dem elterlichen Hause zurück. Es war eine unerquickliche Zeit, die er dort verlebte, für die Poesie so unergiebig, daß er Alles, was er zu seiner Zerstreuung aufs Papier geworfen hatte, vor seiner zweiten Abreise aus der Vaterstadt verbrannte.

Mit dem erneuten Gefühl der Gesundheit und des jugendlichen Frohsinns begab sich Goethe im Frühling des Jahres 1770 nach Straßburg, um seine juristischen Studien zu vollenden. Vielseitig nahmen ihn zugleich andere geistige Interessen in Anspruch, und unter diesen nahm die Poesie nicht die niedrigste Stelle ein. Mehr und mehr bildete sich die Selbstständigkeit seines Charakters, seiner Ansichten über Leben und Kunst heraus, und gerade an der Grenze Frankreichs sagte er sich von dem letzten Rest französischen Wesens los. „Freundschaft, Liebe, Brüderschaft — trägt die sich nicht von selber vor?" das ward der Wahlspruch des Freundekreises, in dem er jetzt sich bewegte, und echt deutsche Gesinnung, Verehrung der vaterländischen Vorzeit ward hier eben so Herzenssache, wie im Göttinger Hainbunde. Das majestätische Münstergebäude erweckte in ihm eine enthusiastische Liebe zu der damals noch wenig geachteten altdeutschen Kunst. Als er nach Straßburg kam, huldigte er noch den von der antiken Baukunst abstrahirten Ansichten von der einfachen Schönheit, welche die sogenannte gothische Baukunst als geschmacklos verwarfen. Welch einen Eindruck der Münster, den er bei seiner Ankunft sogleich bestieg, auf den Jüngling machte, schildert er in dem Aufsatze über altdeutsche Baukunst (1772). „Als ich das erstemal," schreibt er, „nach dem Münster ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von unbe-

stimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammen gestoppeltem, aufgeflicktem, überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsere bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierat erdrückt!" und so graute mir's im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu genießen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit! Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir in leisen Ahnungen der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du? lispelt er mir entgegen. Alle diese Massen waren nothwendig, und siehst du sie nicht in allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingange, der zwei kleinere zur Seite beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! das all' war nothwendig, und ich bildete es schön. Aber

ach, wenn ich durch die düsteren erhabenen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehen scheinen. In ihre kühne schlanke Gestalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und so schied er von mir, und ich versank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Theilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Zäserchen, Alles Gestalt, und Alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete ungeheuere Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen Alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele sich senkt ein Tropfen der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und Gott gleich sprechen kann: es ist gut!"

Befreite sich der junge Goethe also von der einseitigen Bewunderung der griechischen Kunst, so machte er sich bald darauf von der den Deutschen damals eingewurzelten Vorliebe für die französische Poesie mit demselben Glücke los. Denn in Straßburg hatte er mit seinen Freunden Gelegenheit, die Sitten der Franzosen, ihre Denkweise und Literatur recht genau kennen zu lernen und die vornehme Unnatur und Seichtigkeit, wie die Nüchternheit und Kälte der französischen Literatur einzusehen, um sich desto lieber zum Volksmäßigen, Natürlichen, Gehaltvollen und Gemüthlichen hinzuwenden, wovon die lebendigsten Keime in deutscher Kunst und Art vorzufinden und also weiter auszubilden und zu entwickeln waren. In diesem Anlauf kamen ihm Studien des Mittelalters und dann Shakspeare, den er nun wieder im Original und in Wieland's Uebersetzung vornahm, trefflich zu Hülfe. Zu gleicher Zeit machte er Herder's Bekanntschaft und wurde in allen seinen jetzigen Ansichten nur mehr

bestärkt und im Poetischen zum Volksliede zurückgeführt. Mit Herder lernte er auch den trefflichen Roman des britischen Dichters Goldsmith: der Landprediger von Wakefield, kennen, wo ihm eine idyllische Natur in ihrer reinsten Lebenswahrheit aufging. Wunderbar fügte es sich, daß er eben damals ein getreues Abbild dieser Idylle in der Familie eines Landpredigers fand. Es war dies in Sesenheim, einem Dorfe in der Nähe von Straßburg, wo Friederike, die liebliche Tochter des Predigers Brion, bei dem er durch einen Universitätsfreund eingeführt war, die zartesten Empfindungen seines Herzens und seiner Lyrik erweckte. Da diese Neigung durch einen großen Theil seines Lebens und viele seiner Dichtungen elegisch nachklingt, wollen wir ihn selbst das Mädchen schildern lassen, wie es noch vierzig Jahre später lebendig vor seiner Seele stand.

„Ich konnte", schreibt er, „mit einiger Aufmerksamkeit an diesem Morgen Friederikens ganzes Wesen gewahr werden, dergestalt, daß sie mir für die ganze Zeit immer dieselbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an sie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verstehen, daß sie ihnen wohlthätig sei und ihr Behagen errege. Zu Hause stand die ältere der Mutter bei; Alles, was körperliche Anstrengung erforderte, ward nicht von Friederiken verlangt; man schonte sie, wie man sagte, ihrer Brust wegen."

„Es giebt Frauenspersonen, die uns im Zimmer besonders wohl gefallen, andere, die sich besser im Freien ausnehmen; Friederike gehörte zu den letztern. Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblümten Erde, und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Aether, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand."

„Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie Andere erfreut. Friederikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder, und

wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie, etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Nothwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam sie niemals außer Athem, und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzu große Sorge der Eltern für ihre Brust Manchem übertrieben scheinen." —

Manch anmuthiges Liedchen aus dieser Zeit ist noch unter Goethe's Gedichten vorhanden. Wir führen nur das Mailied an, um zu zeigen, wie ganz anders die Empfindung in seiner Dichtung lebt, als in den gezwungenen, gezierten, mehr dem Verstande als dem Herzen entquollenen Liedern der bisherigen deutschen Dichter, und wie weit er sich über seine Leipziger Lieder erhebt.

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich Dich!
Wie blickt Dein Auge!
Wie liebst Du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich Dich liebe
Mit warmem Blut,
Die Du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich,
Wie Du mich liebst!

Die Sentimentalität ist hier nicht künstlich und gemacht, sondern geht unmittelbar aus dem Gemüthe hervor, so daß man die Verse gleichsam singen hört und der Gesang lange nachklingt, wie bei Allem, was aus wahrer Empfindung entspringt. In diesem still-heitern Kreise ließ er sein von der Mutter angeerbtes Erzählungstalent wieder walten; die neue Melusine, die er hernach niederschrieb und in seinen Wanderjahren abdrucken ließ, ist aus dieser Zeit. Charakteristisch ist für unsern Dichter, was er bei dieser Gelegenheit über das Märchen im Allgemeinen wie über das Erzählen, als die ursprüngliche, wirksamere Mittheilungsweise der Dichter sagt: „Mir gelang, was den Erfinder und Erzähler solcher Productionen belohnt, die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Räthsel zu reizen, die Erwartungen zu täuschen, durch das Seltsamere, das an die Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen und heitern Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verstande zu fernerem Nachdenken zu hinterlassen."

„Sollte jemand künftig dieses Märchen gedruckt lesen und zweifeln, ob es eine solche Wirkung habe hervorbringen können, so bedenke derselbe, daß der Mensch eigentlich nur berufen ist, in der Gegenwart zu wirken. Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder moralisch noch physisch aussterben lassen. Mir war von meinem Vater eine gewisse lehrhafte Redseligkeit angeerbt, von meiner Mutter die Gabe, Alles, was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Märchen aufzufrischen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden. Durch jene väterliche Mitgift wurde ich der Gesellschaft mehrentheils unbequem: denn wer mag gern die Meinungen und Gesinnungen des Andern hören, besonders eines

Jünglings, dessen Urtheil, bei lückenhafter Erfahrung, immer unzulänglich erscheint. Meine Mutter hingegen hatte mich zur gesellschaftlichen Unterhaltung eigentlich recht ausgestattet. Das leerste Märchen hat für die Einbildungskraft schon einen hohen Reiz, und der geringste Gehalt wird vom Verstande dankbar aufgenommen."

„Durch solche Darstellungen, die mich gar nichts kosteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergötzte die Jugend und zog die Aufmerksamkeit älterer Personen auf mich. Nur mußte ich in der Societät, wie sie gewöhnlich ist, solche Uebungen gar bald einstellen, und ich habe nur zu sehr an Lebensgenuß und freier Geistesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden elterlichen Gaben durchs ganze Leben, mit einer dritten verbunden, mit dem Bedürfniß, mich figürlich und gleichnißweise auszudrücken."

Oft rief die Sehnsucht den glücklichen Jüngling hinaus, und in dem idyllischen Familienkreise verlebte er die glücklichsten Stunden seiner Jugend. Einen solchen flüchtigen Besuch schildert uns ein herrliches Gedicht, das in jeder Zeile die volle Wärme der innigsten Liebe und die Wonne der Gegenliebe mitempfinden läßt.

Willkommen und Abschied.

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast, eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern, welches Feuer!
In meinem Herzen, welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch, ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch' Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Fast noch liebeglühender lautet der Anfang in der ersten Fassung:

Mir schlug das Herz: geschwind zu Pferde
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!

Und am Schlusse der zweiten Strophe:

Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth.

Solchen Liedern fühlen wir es an, daß seine Poesie die tiefe, innige Wahrheit, die herzgewinnende Gewalt gefunden hatte, die auch dem einfachsten Liede unnachahmlich eingehaucht ist. Schon begannen auch, von Shakspeare's Riesengeiste geweckt, größere dramatische Entwürfe Gestalt zu gewinnen. Die Faustsage klingt schon hin und wieder in seiner Seele an; die Selbstbiographie des Götz von Berlichingen fesselte ihn als das Bild eines ritterlichen Mannes, der, frei von dem Verderbniß und der Schwäche seiner Zeit, im edlen Selbstgefühl sich durch Hindernisse kühn hindurcharbeitet und ihren Ränken mit männlichem Muthe entgegentritt. Neben solchen mannigfachen poetischen Beschäftigungen, zu denen noch Ausflüge in die schönen Landschaften des Elsasses anderweitige Zerstreuungen hinzubrachten, schloß er seine juristischen Studien soweit ab, daß er gegen den Herbst 1771 als Doctor der Rechte die Rechtspraxis in seiner Vaterstadt beginnen konnte. Er nahm das reuige Gefühl mit sich, in Friederiken Hoffnungen erregt zu haben, die er sich nicht im Stande fühlte zu erfüllen; es war ein schmerzliches Scheiden, und noch mehr zerriß ihn ihre Antwort, als sein Abschiedsbrief aus Frankfurt keinen Zweifel mehr ließ, daß es eine Trennung für immer sei. Nach acht Jahren sahen sie sich noch einmal wieder, beruhigt und versöhnt.

Indem den juristischen Beschäftigungen in Nebenstunden genügt werden konnte, zog ihn das rege literarische Leben, in das er durch Schlosser und mehr noch durch den Darmstädter Freundekreis hineingeführt ward, am meisten zu sich hin. Er arbeitete am Götz, ward vertrauter mit den griechischen Dichtern, von denen ihn Pindar mit seinem männlichen Geiste aufs lebhafteste fesselte, und trat als Kritiker zu den Mitarbeitern an den Frankfurter gelehrten Anzeigen, die in ihren Theorieen an Lessing und Herder

anknüpften. An Merck, der die Seele dieses Kreises war, fand er einen rathenden und leitenden Freund, der für des Dichters damalige Entwickelung von wichtigem Einfluß war.

Im Frühling des Jahres 1772 begab sich Goethe nach Wetzlar, um dem Wunsche des Vaters gemäß den Proceß am Reichskammergericht zu studiren. Was er hier von dem Reichsprocesse kennen lernte, den damals Kaiser Joseph II. vergebens zu verbessern suchte, gab ihm nur eine weitere unerfreuliche Bekanntschaft mit den verworrenen deutschen Rechtszuständen, welche ihm manchen Zug in der Zeichnung des Zeitbildes seines Götz an die Hand gab. Von dem geistlosen Treiben der dort versammelten jungen Rechtsgelehrten zog er sich nach und nach zurück und lebte im Umgange mit wenigen Freunden und der schönen Natur.

In diesem stillen Sehnen und Träumen ergriff ihn die Liebesneigung zu Charlotte, der zweiten Tochter des Deutschordens-Amtmanns Buff, einem Mädchen, das mit aller Anmuth einer reinen, offenen Natur geschmückt war. Als er sie kennen lernte, war sie bereits die Verlobte seines Freundes, des hannoverschen Gesandtschaftssecretärs Kestner; doch keine argwöhnische Eifersucht, nicht die offengestandene leidenschaftliche Neigung des jungen Dichters trennte ihren Umgang und ihren Freundschaftsbund. Nach wenig Monaten riß er sich durch einen raschen Entschluß los; aber die Fülle der Empfindung klingt in den herrlichen Briefen nach, welche er dem geliebten Paare vor wie nach der Vermählung widmete. Manche sind den schönsten Goethe'schen Gedichten an die Seite zu stellen, und da diese mehr, als die Briefe bekannt sind, so setzen wir einen Theil des in der Frühe des Weihnachtsfestes 1772 geschriebenen Briefes an Kestner her, weil er den Jüngling Goethe uns besser, als es Gedichte könnten, vor die Seele bringt.

Goethe an Kestner.

Christtag früh. Es ist noch Nacht, lieber Kestner! Ich bin aufgestanden, um bei Lichte Morgens nieder zu schreiben, das mir angenehme Erinnerungen voriger Zeiten zurückruft. Ich habe mir Kaffee machen lassen, den Festtag zu ehren, und will Euch schreiben, bis es Tag ist. Der Thürmer hat sein Lied schon geblasen; ich wachte darüber

auf: Gelobet seist du, Jesu Christ! Ich habe diese Zeit des Jahres gar lieb. Die Lieder, die man singt, und die Kälte, die eingefallen ist, macht mich vollends vergnügt. Ich habe gestern einen herrlichen Tag gehabt. Ich fürchte für den heutigen. Aber der ist auch gut begonnen, und da ist mir's fürs Enden nicht Angst. Gestern Nacht versprach ich schon meinen lieben zwei Schattengesichtern, Euch zu schreiben; sie schweben um mein Bett wie Engel Gottes. Ich hatte gleich bei meiner Ankunft Lottens Silhouette angesteckt. Wie ich in Darmstadt war, stellen sie mein Bett herein, und siehe! Lottens Bild steht zu Häupten; das freute mich sehr. Lenchen hat jetzt die andere Seite. Ich dank' Euch, Kestner, für das liebe Bild; es stimmt weit mehr mit dem überein, was Ihr mir von ihr schreibt, als alles, was ich imaginirt hatte. So ist es nichts mit uns, die wir rathen, phantasiren und weissagen. Der Thürmer hat sich wieder zu mir gekehrt. Der Nordwind bringt mir seine Melodie, als bliese er vor meinem Fenster.

Gestern, lieber Kestner, war ich mit einigen guten Jungens auf dem Lande. Unsere Lustbarkeit war sehr laut, und Geschrei und Gelächter von Anfang zu Ende. Das taugt sonst nichts für die kommende Stunde; doch was können die heiligen Götter nicht wenden, wenn's ihnen beliebt! Sie gaben mir einen frohen Abend, ich habe keinen Wein getrunken, mein Aug' war ganz unbefangen über die Natur. Ein schöner Abend, als wir zurückgingen, es ward Nacht. Nun muß ich dir sagen, es ist immer eine Sympathie für meine Seele, wenn die Sonne lang' hinunter ist, und die Nacht vom Morgen herauf nach Nord und Süd um sich gegriffen hat, und nur noch ein dämmernder Kreis von Abend heraufleuchtet. Seht, Kestner, wo das Land flach ist, ist's das herrlichste Schauspiel. Ich habe jünger und wärmer stundenlang so ihr zugesehen hinabdämmern auf meine Wanderungen. Auf der Brücke hielt ich still. Die düstere Stadt zu beiden Seiten, der stillleuchtende Horizont, der Widerschein im Fluß machte einen köstlichen Eindruck in meine Seele, den ich mit beiden Armen umfaßte. Ich lief zu den Gerock, ließ mir Bleistift geben und Papier und zeichnete zu meiner großen Freude das ganze Bild so dämmernd warm, als es in meiner Seele stand. Sie hatten alle Freude mit mir darüber, empfanden alles, was ich gemacht hatte, und war ich's erst gewiß, ich bot ihnen an, darum zu würfeln, sie schlugen's aus und wollen, ich soll's Mercken schicken. Nun hängt's hier an meiner Wand und freut mich heute wie gestern. Wir hatten einen schönen Abend zusammen, wie Leute, denen das Glück ein großes Geschenk gemacht hat, und ich schlief ein, den Heiligen im Himmel dankend, daß sie uns Kinderfreude zum Christ bescheren wollen. Als ich über den Markt ging und die vielen Lichter und Spielsachen sah, dachte ich an Euch und meine Bubens [Lottens Brüder], wie Ihr ihnen kommen würdet, diesen Augenblick ein himmlischer Bote mit dem blauen Evangelium, und wie aufgerollt sie das Buch erbauen würde. Hätte ich bei Euch sein können, ich hätte wollen so ein Fest Wachsstöcke illumini=

ren, daß es in den kleinen Köpfen ein Widerschein der Herrlichkeit des Himmels geglänzt hätte. Die Thorschließer kommen vom Bürgermeister und rasseln mit Schlüsseln. Das erste Grau des Tages kommt mir über des Nachbars Haus, und die Glocken lauten eine christliche Gemeinde zusammen. Wohl, ich bin erbaut hier oben auf meiner Stube, die ich lange nicht so lieb hatte, als jetzt. Sie ist mit den glücklichsten Bildern ausgeziert, die mir freundlichen Gutenmorgen sagen. . . . . .

Am Palmsonntag 1773 fand die Trauung des geliebten Paares statt. Wir fügen noch den kurzen inhaltsschweren Brief bei, den die erste Nachricht hervorrief.

Goethe an Kestner.

Gott segn' Euch denn; Ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl. Grüßt mir Euren Engel und Lenchen. Sie soll die zweite Lotte werden, und es soll ihr eben so wohl gehen. Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist; meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen. Und Euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich. Ich gehe nicht in die Schweiz. Und unter und über Gottes Himmel bin ich Euer Freund und Lottens.

Während um diese Zeit Götz von Berlichingen zum letzten Abschluß gediehen war und im Sommer 1773, auf des Dichters eigene Kosten gedruckt, in die Welt wanderte, bildete sich allmählich aus den innern Erlebnissen des erregten Jünglings ein lyrischer Roman, der seinen Namen noch weiter über die Erde trug. Werthers Leiden trägt den Stempel seines von schweren Kämpfen bewegten Herzens. Hatte er selbst auch die Kraft gehabt, sich über die Leidenschaft zu erheben, und den freien Blick ins Leben wiedergewonnen, so gab ihm der Selbstmord des jungen Jerusalem, dessen Schwermuth ihm in Leipzig und in Wetzlar Theilnahme eingeflößt hatte, einen erschütternden Beweis, zu welchem Ausgang es führe, wenn man „sein Herz wie ein krankes Kind halte", und wie viele geniale Jünglinge jener gefühlsschwelgenden Zeit sah er hart an diesem Abgrunde! So knüpfte an das Selbsterlebte sich das unglückliche Geschick an, das ihn mit lebendigstem Mitgefühl ergriffen hatte: dem kräftig in die Welt eingreifenden Götz folgt der in Schwermuth sich verzehrende Werther.

Dem Schauspiel **Götz von Berlichingen** gab der Dichter in der ersten Bearbeitung die Aufschrift „dramatisirte Geschichte“ und bezeichnete damit treffend den mehr epischen als dramatischen Gang der Handlung. Er giebt uns ein Charaktergemälde des biederen, uneigennützigen Ritters, der in verworrener Zeit zu muthiger Selbsthülfe greift und gegen die Tücke und Schlaffheit, die ihn umgeben, ankämpft, bis er endlich einsieht, daß seine Zeit vorüber ist, und er die Freiheit, für die er gestritten hat, nur droben finden kann. Ohne der Träger einer planvoll zum Ziele schreitenden Handlung zu sein, hält er die Fäden des Stückes zusammen, und alle die Bewegungen im Beginn des Reformationszeitalters, welche mehr angedeutet, als zur dramatischen Schilderung herangezogen werden, dienen nur dazu, den Charakter des Helden von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Von dieser Seite betrachtet, rundet sich das Stück ungeachtet des bunten Wechsels der Handlung und der Scenen, ungeachtet der Fülle des Stoffs, der auf geringen Raum zusammengedrängt wird, zur Einheit und Klarheit. Vornehmlich aber zeigt sich eine bewunderswürdige Kunst des jugendlichen Dichters in der Zeichnung der Charaktere, die kaum in irgend einer seiner nachmaligen Schöpfungen übertroffen wird. Die Hauptcharaktere, die männlichen wie die weiblichen, treten plastisch hervor, selbst Nebenfiguren sind mit unvergleichlicher Wahrheit in wenig feinen Zügen gezeichnet, und welche Mannigfaltigkeit! der treuherzige Götz neben dem schwachen, von eiteln Entwürfen hin und hergetriebenen Weislingen, die hochherzige Elisabeth, das Bild der hingebenden Hausfrau, sowie die zartfühlende Maria neben der ränkevollen Adelheid, welche, vom Ehrgeiz verstrickt, den Schirm der weiblichen Sittsamkeit von sich geworfen hat und tiefer und tiefer in Laster versinkt! Doch wer kennt nicht das herrliche Lebensbild, das in frischen Farben noch leuchtet, während über alle die Ritterschauspiele, die es hervorgerufen hat, sich längst das Dunkel der Vergessenheit gebreitet hat! „Gott segne dich“, schrieb Herder noch zehn Jahre nach dem ersten Erscheinen, „daß du den Götz gemacht hast, tausendfältig!“

Dreißig Jahre später unternahm der Dichter das bedenkliche Geschäft, sein Jugendwerk für die Bühne zu bearbeiten und es durch einzelne neueingeschobene Scenen mehr zu einem geschlossenen Ganzen

zu machen. Statt uns auf diese spätere Bearbeitung einzulassen, schließen wir die Besprechung des Stückes lieber mit den Dichterworten aus Goethe's letzter Lebensperiode, mit denen er in dem Maskenzuge eines Festspiels den Götz von Berlichingen vorführt.

Die Schreckenstage, die ein Reich erfährt,
Wo jeglicher befiehlt und keiner hört,
Wo das Gesetz verstummt, der Fürst entflieht,
Und niemand Rath und niemand Rettung sieht,
Die schildr' ich nicht; denn ewig ungepaart
Bleibt solchem Fest Erinnrung solcher Art.

Doch dieses Bild führt uns heran die Zeit,
Wo Deutschland, in und mit sich selbst entzweit,
Verworren wogte, Scepter, Krummstab, Schwert,
Feindselig eins dem andern zugekehrt,
Der Bürger still sich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegerisch aufgewühlt,
Wo auf der schönen Erde nur Gewalt,
Verschmitzte Habsucht, kühne Wagniß galt.

Ein deutsches Ritterherz empfand mit Pein
In diesem Wust den Trieb gerecht zu sein.
Bei manchen Zügen, die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam,
Bald gab er selbst, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit,
So daß zuletzt die Woge, die ihn trug,
Auf seinem Haupt verschlingend überschlug,
Er würdig-kräft'ger Mann, als Macht gering,
Im Zeitensturm unwillig unterging.

Ihm steht entgegen, selbst gewiß, in Pracht
Des Pfaffenhofes listgesinnte Macht,
Gewandter Männer weltlicher Gewinn
Und leidenschaftlich wirkend Frauensinn.
Das wankt und wogt, ein streitend Gleichgewicht,
Die Ränke siegen, die Gewalt zerbricht.
Zur Seite steht des Landmanns Heiterkeit,
Der jeden Tag des Leidlichen sich freut,
Und fernerhin Zigeuner zeigen an,
Es sei um Ordnung in dem Reich gethan.
Denn wie die Schwalbe Sommer deutend schwebt,
So melden sie, daß man im Düstern lebt.

Werthers Leiden zieht uns in die innere Entwickelung einer Gefühlswelt hinein und berührt alle Seiten des Herzens mit ergreifender Gewalt. Wenn auch die mächtigste Wirkung dieses Romans etwas durch den Zeitpunct seines Erscheinens bedingt war und durch die damals krankhaft gesteigerte Empfindsamkeit begünstigt wurde, so liegt in ihm doch eine Wahrheit der Poesie, die von dem Wechsel der Culturrichtungen unabhängig ist und wirksam bleibt, so lange es warmschlagende Menschenherzen giebt. Hier ist keine haltlose Gefühlsschwärmerei; Alles hat individuelles Leben. Die Natur in ihrer Lieblichkeit und in ihren Schauern, die harmlose Kinderwelt und die Kämpfe des Jünglings mit der kalten Welt, mit der widerstrebenden Wirklichkeit gehen in einer Reihe von Lebensbildern an uns vorüber, und jeder einzelne Charakter wird mit treffenden Zügen gezeichnet. Nicht wollte Goethe damit den Selbstmord vertheidigen, wohl aber mit psychologischer Feinheit erklären, wie die Krankheit des Gemüths endlich zu dem Ueberdruß am Leben und dem Entschlusse, es von sich zu werfen, führen kann. Da man damals an didaktische Tendenzdichtung gewöhnt war, so wurde der Sturm des Beifalls auch von manchen Angriffen auf den Verfasser begleitet, unter denen ihn am empfindlichsten der Unwille berührte, womit Kestner und Charlotte die Dichtung, die von ihrer Persönlichkeit und ihrem Verhältnisse zu Goethe so Vieles in sich aufgenommen hatte, empfingen; die Innigkeit ihrer Freundschaft ließ sich ungeachtet der beschwichtigenden Herzlichkeit des Dichters nie wieder ganz herstellen.

Mit dem wachsenden Ruhme des jungen Dichters mehrte sich zugleich der Kreis bedeutender Zeitgenossen, mit denen er in engere Verbindung trat. Lavater besuchte ihn auf einer Reise an den Rhein, auf der er ihn eine Strecke begleitete. Klopstock, mit dem er schon Briefe gewechselt hatte, wohnte im Goethe'schen Hause auf der Durchreise nach Carlsruhe und hörte eine Vorlesung der bis dahin vollendeten Scenen des Faust an. Mit Friedrich Heinrich Jacobi, der sich nachmals durch seine philosophischen Schriften eine Stelle unter den vorzüglichsten Philosophen Deutschlands erwarb, schloß er eine innige Freundschaft. Die weimarischen Prinzen, von denen der ältere, Karl August, im Jahre 1775 die Regierung des

Herzogthums antrat, ließen sich ihn bei ihrem Aufenthalte in Frankfurt durch ihren Hofmeister v. Knebel vorstellen. Auch das häusliche Glück schien nicht mehr fern zu sein; das Band der innigsten Herzensneigung vereinigte ihn mit Elisabeth Schönemann, einer feingebildeten Frankfurterin, der Lili seiner Lieder. Die Schwierigkeiten, die sich dieser Verbindung vornehmlich von Seiten der Eltern entgegenstellten, vermochte er nicht zu überwinden. Vergebens, daß sich nach der Schweizerreise, die er im Frühling 1775 in Begleitung der Brüder Stolberg unternahm, auf eine Zeitlang das Verhältniß zu seiner Verlobten herstellte; im Herbste löste es sich auf. Unter solchen Umständen mußte es für Goethe rathsam erscheinen, Frankfurt auf einige Zeit zu verlassen; er folgte der wiederholten Einladung des Herzogs Karl August und traf in der Frühe des 7. Novembers in Weimar ein.

Ueberblicken wir, was in den letzten beiden Jahren, deren Lebensereignisse wir soeben kurz zusammengefaßt haben, seine geistige Productivität hervorbrachte, so treffen wir auf keine Schöpfung, die an Götz oder Werther reichte; aber sein Geist war mit nicht minder großen Problemen beschäftigt, die jedoch nicht über den Entwurf hinauskamen. Er begann den Faust, von dem viele der bewundertsten Scenen damals niedergeschrieben wurden, und dichtete zwei Acte eines der Idee nach verwandten Prometheus, er machte den Plan zu einem Drama Mahomet sowie zum Cäsar, in denen er die Macht des weltbezwingenden Genius zu verherrlichen gedachte. Vom „Mahomet" sind uns zwei Hymnen aufbewahrt. In der einen erhebt der begeisterte Prophet sein Herz den Gestirnen entgegen und spricht seine glühende Andacht dem Erschaffenden aus. Die zweite sollte von Ali und Fatema mitten im Gelingen des großen Werks vorgetragen werden; sie schildert den Sieg der geistigen That, die, als unscheinbare Quelle auf der Höhe des Felsens entsprungen, als Strom durch die Ebene stolz dahinfließt und die kleinern Bäche mit sich fortreißt. Sie steht unter Goethe's Gedichten als „Mahomet's Gesang."

Mahomet's Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach, vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Ein anderer eben so wenig auf lange Zeit festgehaltener Plan war die epische Behandlung der Volkssage vom ewigen Juden, welcher ruhelos die Erde durchwandert und die verschiedensten Epochen

der Weltgeschichte miterlebt; daher sollte die Sage dem Dichter ein Faden sein, um die hervorstehenden Puncte der Kirchengeschichte zu behandeln. Da wir als Proben vorzugsweise die minder allgemein bekannten Dichtungen auswählen, so stehe hier ein Bruchstück, worin der Moment geschildert wird, da der Heiland nach 3000 Jahren auf die Erde zurückkehrt, um sich von dem Zustande seiner Glaubensanhänger genau zu unterrichten.

Wo, rief der Heiland, ist das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen!
Weh', und ich seh' den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel 'rab gesponnen.
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entsprungen?
Und ach, wohin der Geist, den ich gesandt!
Sein Wehn, ich fühl's, ist all verklungen.
Schleicht nicht mit ew'gem Hungersinn,
Mit halbgekrümmten Klauenhänden,
Verfluchten eingedorrten Lenden
Der Geiz nach tückischem Gewinn,
Mißbraucht die sorgenlose Freude
Des Nachbars auf der reichen Flur
Und hemmt in dürrem Eingeweide
Das liebe Leben der Natur?
Verschließt der Fürst mit seinen Sklaven
Sich nicht in jenes Marmorhaus
Und brütet seinen irren Schafen
Die Wölfe selbst im Busen aus?
Ihm wird zu grillenhafter Stillung
Der Menschen Mark herbeigerafft;
Er speist in ekelhafter Ueberfüllung
Von Tausenden die Nahrungskraft.
In meinem Namen weiht dem Bauche
Ein Armer seiner Kinder Brod;
Mich schmäht auf diesem faulen Schlauche
Das goldne Zeichen meiner Noth.

Angesichts dieser großartigen Entwürfe können die in diesen Jahren nach dem Götz fertig gewordenen dramatischen Dichtungen nur als Nebenarbeiten bezeichnet werden. Das bürgerliche Trauerspiel Clavigo wurde unmittelbar nach der Vollendung des Werther rasch hingeworfen, als das fast dramatisch geschriebene Memoire,

worin Beaumarchais seinen Rechtshandel mit dem spanischen Journalisten Clavigo schildert, den Dichter mit lebhaftestem Interesse erfüllt hatte, um so mehr, als eben jenes Schwanken zwischen Gemüthsregungen und verständiger Ueberlegung, zwischen treuem Festhalten am gegebenen Worte und ehrgeizigen Lebensplänen auch ihm manchen Kampf bereitet und schon in der Rolle des Weislingen einen Ausdruck gefunden hatte. Meisterhafte Scenen sind daher diejenigen, wo in den Gesprächen zwischen Clavigo und seinem kalt überlegenden Freunde Carlos das unschlüssige Gefühl und der klare Verstand sich bekämpfen. In der Darstellung des leidenschaftlichen Beaumarchais bewährt der Dichter nicht die ihn sonst auszeichnende Mäßigung; die weiblichen Charaktere sind nur skizzirt. Der tragische Schluß, den der thatsächliche Hergang nicht an die Hand gab, ist mehr äußerlich angehängt, als durch den innern Gang der Handlung als nothwendig herbeigeführt. Wenn schon hier in der Sprache Clavigo's und Mariens, seiner verlassenen Verlobten, eine matte Sentimentalität uns unangenehm berührt, so finden wir diese noch weit mehr in dem „Schauspiel für Liebende" Stella, das sich mit empfindsamen Ergüssen weiblicher Liebesschwärmerei füllt und weder durch die Doppelehe, wie in der ersten Bearbeitung, noch durch den Selbstmord des Liebhabers einen genügenden dramatischen Abschluß erhalten hat.

Solchen empfindsamen Productionen gegenüber, zu denen wir auch die ersten, später ganz verworfenen, Bearbeitungen der Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villabella rechnen können, genießen wir die ganze Frische des jugendlichen Humors in den kleinen satirischen Dramen, und die altdeutsche kecke Derbheit, welche an die Fastnachtsspiele des Hans Sachs erinnert, schließt eine echtere Quelle genialer Poesie in sich als die sentimentalen Concessionen an die empfindungsselige Zeit, welche sein Humor im Pater Brey, in Götter, Helden und Wieland mit ergötzlichem Witze bespöttelt. Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, Satyros, Künstlers Erdewallen sind ebenfalls kleine dramatische Lebensbilder in niederländischer Manier.

Mit der Reise nach Weimar trat eine neue für Goethe's Entwickelung entscheidende Lebensepoche ein. Dort empfing ihn ein hoch-

sinniger Fürst, der unvergeßliche Karl August, erfüllt von jugendlichem Drange, seine frische Lebenskraft frei zu entfalten, eine rege Thätigkeit um sich zu beleben und Großes zu schaffen, ein Hof, welcher unter dem Einflusse der geistvollen Herzogin Mutter, Anna Amalia, die beengenden Schranken der herkömmlichen Etikette zu durchbrechen und sich seit Wieland's Eintritt mit dem Reiz poetischer Genialität zu schmücken begann, ein Frauenkreis, welcher Schönheit und Anmuth mit der Empfänglichkeit für jede Art geistiger Bildung verband. Wieland vergaß alle kleinliche Empfindlichkeit, zu der er Ursache hatte, und kam ihm mit einer jugendlichen Wärme und Bewunderung entgegen. Das Verhältniß zum Herzog war bald so herzlich geworden, daß er ihn nicht mehr aus seiner Nähe lassen mochte; die innige Neigung zu Charlotte von Stein ward gleichfalls ein Band, das ihn an Weimar fesselte. Aussichten auf einen ausgedehnten Wirkungskreis hatten endlich für den strebsamen Jüngling, der sich zuletzt in den Frankfurter Verhältnissen sehr beengt gefühlt hatte, so viel Lockendes, daß er **1776**, zuerst unter dem Titel eines Legationsraths, in den weimarischen Staatsdienst trat. Die erste Folge seines Einflusses auf den Herzog war die Berufung Herder's als Generalsuperintendenten. Sein Geschäftskreis erweiterte sich seit **1779**, wo er zum Geheimrath ernannt wurde. Sein Augenmerk richtete er insbesondere auf Verbesserung der Landwirthschaft, auf Hebung des verfallenen Bergbaus; einige Jahre hindurch hatte er die Aufsicht über Weg- und Brückenbau und leitete das Geschäft der Militärausheburg, bis er mit dem Jahre **1782**, wo er in den Adelstand erhoben wurde, interimistisch das mühsamere Amt des Kammerpräsidiums übernahm. Fast mehr noch, als diese Geschäfte, nahm der freundschaftliche Verkehr mit dem Herzog und das Verhältniß zum Hofe, dessen Unterhaltung bis zum Arrangement der Festlichkeiten und Maskenzüge in seiner Hand ruhte, seine Zeit in Anspruch. Zwar eröffnete sich ihm das Treiben der Welt auf einer größeren Bühne, er lernte das Leben in den mannigfachsten Verhältnissen kennen, beobachtete die verschiedensten Stände und Charaktere, und, weil stets sein Auge, auch mitten im Hofleben, klar und scharf blieb, so nahm seine Phantasie die Welt in tausendfachen Bildern in sich auf. Allein

fürs erste konnte keines der größeren Werke um ein Bedeutendes vorrücken, und neue Entwürfe gelangten nicht weit. Faust ward erst auf einer späteren, veränderten Lebensstufe wieder aufgenommen. Egmont, schon in Frankfurt begonnen, schien manchmal dem Abschlusse nahe zu rücken, und ward immer wieder für bessere Tage zurückgelegt. Indeß entstanden viele kleinere dramatische Arbeiten, deren nächster Zweck die Verschönerung der Hoffeste war; insbesondere rief das Liebhabertheater, welches die nach dem Theaterbrand von 1774 geschlossenen Bühnenvorstellungen im Hofcirkel ersetzte, manche Dichtung hervor, wobei denn oft die Kürze der zugemessenen Zeit eine Eile gebot, die dem Werke nachtheilig war. Um sich einigermaßen zu genügen, hat der Dichter Manches später umgearbeitet, und auch dies war zum Theil ein undankbares Geschäft. In jenen Jahren entstand das kleine Schauspiel die Geschwister, das den Uebergang von Geschwisterliebe zu dem Gefühl einer leidenschaftlichen Neigung mit psychologischer Feinheit schildert. Da der Hofgeschmack der damaligen Liebe zu Singspiel und Oper huldigte, und Weimar in der schönen Corona Schröter eine vortreffliche Kammersängerin von nicht geringem dramatischen Darstellungstalent besaß, so hat auch Goethe sich mit diesen leichten Bühnenspielen viel beschäftigt. Manches ward auf der freien Naturbühne in Ettersburg und Tiefurt zwischen dem Grün der stattlichen Baumgruppen dargestellt. Die Dichtungen Lila, Triumph der Empfindsamkeit, die Vögel (nach Aristophanes) waren am wirksamsten durch die Anspielungen auf die Zeit und die nächste Umgebung. Größeren Reiz haben für uns die idyllischen Singspiele Jery und Bätely, eine Frucht der Schweizerreise von 1779, wo Goethe der Begleiter des Herzogs war, und die Fischerin. Die gehaltvollste unter den Dichtungen jener Jahre war die erste Bearbeitung der Iphigenie, welche 1779 von den Mitgliedern des Liebhabertheaters (Goethe spielte den Orestes) im Kreise des Hofes aufgeführt wurde. Doch auch dieses Werk genügte dem Dichter so wenig, daß er es erst durch wiederholte Umarbeitung, welche die Prosaform beseitigte, in jene vollendete Form goß, welche für alle Zeiten die Meisterhand verkündet. Von den eben so großartig entworfenen Dramen Torquato Tasso und Elpenor

wurden nur die ersten Acte fertig, und auch diese mehr Entwurf, als Ausführung.

Wenn eine so vielfach getheilte Thätigkeit manchen Zwiespalt seines Innern hervorrief und er manchmal klagen mußte, den eigentlichen Zweck seines Daseins zu verfehlen, während doch auch für seinen Geist vielfache Belehrung, für sein Gemüth mannigfache Anregung aus den Verhältnissen, die er durchlebte, erwuchs, so mochte ihm jene Lebensepoche wohl als eine Lehrzeit erscheinen. Dies Gefühl brachte ihn zu dem Entwurf eines Romans, der die Bilder des Lebens, die Ansichten über Welt und Dichtung, welche er in sich gesammelt hatte, zu einem großen Lebensbilde verarbeiten sollte: es waren die Anfänge des Wilhelm Meister. Und wie hätte jene Zeit, in der das Innere des Dichters zwischen Jubel und Wehmuth, Hoffnung und Verzagtheit hin- und hergezogen ward, wo die vielfache Berührung mit den Menschen auch das Mitgefühl stets rege erhielt, vorübergehen können, ohne bei ihm, der das lyrische Lied recht als Gelegenheitsgedicht im edelsten Sinne des Worts betrachtete, eine Reihe der trefflichsten lyrischen Gedichte hervorzurufen! Bald ist es ein leicht-hingehauchtes tiefempfundenes Lied, die Stimme seines Herzens, wie das Nachtlied des Wanderers („Ueber allen Gipfeln ist Ruh'") oder das wehmuthsvolle „An den Mond" („Füllest wieder Busch und Thal"), in dem später, oft mit einer gewandten Aenderung, die specielle Beziehung getilgt ist, bald hebt sich das Gefühl im kühnen Schwung der Ode zu Betrachtungen über das menschliche Geschick empor. Er feiert seine Göttin, die Phantasie, die als unverwelkliche Gattin dem sterblichen Menschen gesellt ist, zugleich mit ihrer Schwester, der edlen Treiberin und Trösterin Hoffnung; er erkennt das Schicksal des Menschen in dem vom Felsen stürzenden, vom Winde bewegten Wasserbach; ihm verklärt sich „das Göttliche" im Menschen, wo er hülfreich und gut ist und unermüdet das Nützliche und Rechte schafft. Eine seiner trefflichsten Oden entstand auf der winterlichen Harzreise, welche er in den letzten Novembertagen 1777 antrat, um den Bergbau durch eigene Anschauung näher kennen zu lernen, während der Herzog eine große Jagdpartie bei Eisenach unternommen hatte, wo die wilden Schweine seit längerer Zeit viele Verheerungen angerichtet hatten.

Am 10. December erstieg er kühn den Gipfel des Brockens und schrieb, von dem erhabenen Schauspiel der Winterlandschaft, die in herrlicher Klarheit vor ihm lag, überwältigt, in sein Tagebuch die Worte: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest!" Zugleich besuchte er in Wernigerode einen jungen hypochondrischen Menschen, Plessing, der in seiner Schwermuth den Verfasser des Werther um Trost angegangen hatte. Durch diese einleitenden Worte wird das Gedicht, das wir hier folgen lassen, das nöthige Verständniß erhalten.

Harzreise im Winter.

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittere Scheere
Nur einmal löst.

In Dickichts = Schauer
Drängt sich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber abseits wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Der du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbilds,

Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten der Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;

Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

Hier spricht jene tiefe Innerlichkeit zu unserm Gemüth, die in Goethe's Dichtungen immer aufs neue durch den Drang des äußern Lebens ergreifend hindurchklingt. In diesem Gedichte führt er sich vor unsere Seele in dem freudigen Emporstreben beim Beginn der weimarischen Periode, wo Liebe und Hoffnung auf seinen einsamen Pfad beglückend niederleuchten. Einen Rückblick auf die Jahre des stürmischen Dranges wirft er, wie in einem Traumgebilde, in dem Gedichte Ilmenau, am 3. September 1783 und mit besonderer Beziehung auf seine dichterische Entwickelung in der Zueignung, welche anfänglich bestimmt war, das unvollendet gebliebene episch-didaktische Gedicht die Geheimnisse einzuleiten. Im Jahre 1784 gedichtet, kurz vor der italienischen Reise, schildert sie uns in treffenden Zügen den Uebergang des Dichters in die mittlere Epoche seines Lebens und Dichtens, welche auf Italiens Boden sich aufs reinste entfaltete. Sie verdient daher hier eine Stelle.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles ward erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor.
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen,
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich, ihr den ersten Gruß zu bringen,
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn.
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen;
Denn Alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin;
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben;
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß;
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir, wie mit himmlischem Gefieder,
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von Vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Uebermensch genug,
Versäumst, die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von Andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für Andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt, und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher;
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er schwoll um sie und floß in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt! —
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen, —
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt;
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes-Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft,
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt;
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

In den Jahren, wo diese Gedichte entstanden, war es Goethe recht fühlbar geworden, daß die Geschäftsthätigkeit, die er auf sich genommen hatte, die Sehnsucht seines Geistes nicht ausfülle, besonders je klarer es ihm ward, daß sein Wirken doch bei dem besten Willen auf unüberwindliche Hindernisse stieß, die selbst das freundschaftliche Verhältniß zum Herzog nicht zu beseitigen vermochte. Durch einen längeren Urlaub, durch eine Reise sich Freiheit zu verschaffen und wieder ganz der Bestimmung seines Genius zu leben, war ein längst im Stillen gereifter Plan. Im September 1786 eilte er über die Alpen in das Land seiner schönsten Jugendträume mit jenem ahnungsvollen Verlangen, dem Mignon's Sehnsuchtslied „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn" unvergleichlich schöne Worte geliehen hat. Seine unvollendeten Dichtungen begleiteten ihn, um in den Tagen

der freisten und reinsten Seelenerhebung sich zu schönerer Form zu gestalten.

Am Ufer des Gardasees begann er die letzte Ueberarbeitung seiner Iphigenie, und manche Stunde dichterischer Weihe war während des Aufenthalts in Venedig und Rom dieser seelenvollen Dichtung gewidmet. Der Inhalt ist Scene für Scene der nämliche geblieben, wie in der ersten Prosabearbeitung. Wer aber recht deutlich erkennen will, wie viel bei einem Kunstwerk die Form bedeutet, wie sehr die idealste Dichtung durch den Prosadialog herabgezogen wird, während die metrische Form von vornherein uns in das höhere Gebiet der Kunst versetzt: der vergleiche dies Drama in seiner classisch vollendeten Form mit dem ersten „Entwurf", wie der Dichter selbst seine erste Iphigenie benannt hat; denn auch diese ist nach dem Tode des Dichters bekannt geworden. Eine kurze Stelle des Monologs der Iphigenie, mit dem die Dichtung anhebt, kann dies deutlich machen.

a) Prosabearbeitung.

Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel des heiligen Hains, wie in das Heiligthum der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauder, und meine Seele gewöhnt sich nicht hierher! So manche Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich, wie im ersten, fremd. Denn mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen, und immer möcht' ich übers Meer hinüber, das Schicksal meiner Vielgeliebten theilen. Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern ein einsam Leben führt; ihn läßt der Gram des schönsten Glückes nicht genießen; ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken nach seines Vaters Wohnung, an jene Stelle, wo die goldne Sonne zum erstenmal den Himmel vor ihm aufschloß, wo die Spiele der Mitgebornen die sanften, liebsten Erdenbande knüpften.

b) Letzte metrische Bearbeitung.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe,
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn, ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,

Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg,
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.

Goethe's Iphigenie ist eine meisterhafte Verschmelzung des Antiken mit der modernen sittlichen Weltansicht, wie sie aus der christlichen Cultur sich entwickelt hat, ein Unternehmen, woran vor ihm die tragischen Dichter Frankreichs und auch nach ihm manche deutsche Dichter gescheitert sind. Aus der gleichnamigen griechischen Tragödie des Euripides entnahm Goethe den Stoff und den Gang der Handlung nach den allgemeinen Grundzügen; allein was dort äußerlich ist, die Fortführung des Dianenbildes auf Apollo's Geheiß, die Beschwichtigung des zürnenden Thoas durch Athenens Dazwischenkunft, Orestes' Befreiung von dem Geleit der Furien in Folge der Erfüllung des göttlichen Auftrags, alles dies wird durch die innere Handlung, durch sittliche Motive der handelnden Personen herbeigeführt. Der Mittelpunct der Handlung ist nicht der Versuch, den Scythen das Dianenbild zu entwenden, sondern das Wiederfinden der Schwester und die Entweichung der Furien d. h. die Heilung der umdüsterten, von Reuequalen zerrissenen Seele des Orestes durch die zarte Weiblichkeit, die reine, gottergebene Gesinnung der Iphigenie. Ihr ganzes Wesen ist Liebe und Wahrheit, Demuth und Gottvertrauen; wie eine himmlische Lichterscheinung, erfüllt sie selbst die rauhen Herzen der Scythen mit Ehrfurcht und leuchtet verklärend zwischen den Heldengestalten der Männer. Und in wie herrlichen Charakterbildern treten auch diese vor uns hin! Hellenen, und doch so rein-menschlich, als gehörten sie allen Zeiten einer edeln Menschheit an, und daher auch Genossen unserer Zeit: Orestes, der gradgesinnte heldenmüthige Jüngling, von Schwermuth niedergebeugt und dann muth- und

hoffnungsvoll sich emporrichtend; Pylades, der treue, heitere Freund, immer klug und gewandt für die Rettung seines Freundes thätig; Thoas endlich, der Scythenkönig, gewohnt zu befehlen und doch empfänglich für Iphigeniens milde Rede und selbst im Zorne bezwungen von dem Adel ihrer Seele, die zu Täuschung und listiger Ueberredung unfähig ist. Ihr gelingt, was das Schwert der Männer nicht vermocht hätte: das glückliche Ziel ist erreicht; nicht das Dianenbild wird geraubt, aber die wiedergefundene Schwester kehrt heim mit dem zu neuer Lebenslust und Thatkraft erwachten Bruder ins schöne Heimatland, und der auf dem Ahnenhause ruhende Fluch ist entsühnt.

Eine Zeitlang beschäftigte unsern Dichter der Plan einer Fortsetzung, eine Iphigenie in Delphi, deren Grundzüge er uns kurz verzeichnet hat. „Elektra, in gewisser Hoffnung, daß Orest das Bild der taurischen Diana nach Delphi bringen werde, erscheint in dem Tempel des Apoll und widmet die grausame Axt, die so viel Unheil in Pelops' Hause angerichtet, als schließliches Sühnopfer den Göttern. Zu ihr tritt einer der Griechen und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen sehen und sich glücklich gerettet. Die leidenschaftliche Elektra kennt sich selbst nicht und weiß nicht, ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wuth richten soll. — Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contrastirt gar merkwürdig mit Elektra's irdischer Leidenschaft, als die beiden Gestalten wechselseitig unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elektren. Diese ist im Begriff, mit demjenigen Beil, welches sie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte, schreckliche Uebel von den Geschwistern abwendet." Dies Drama hätte auf Italiens Boden geschrieben werden müssen; aber andere Pläne drängten es wieder in den Hintergrund.

In Rom gab sich Goethe mit dem stürmischen Drang einer dürstenden Seele den Meisterschöpfungen der bildenden Kunst hin, welche

dort aufgehäuft sind. Die großartigen Bauwerke alter und neuer Zeit wurden wieder und wieder betrachtet, es ward ein Studium; er fühlte, daß er umlernen müsse, daß er in eine neue Lebensepoche eintrete, „in der die Summe unentwickelter Kräfte zusammenschließe", daß sein geistiges und sittliches Dasein eine Wiedergeburt erfahre. Diese glücklichen Lebensmomente hat er später in einer der römischen Elegieen geschildert, die uns aufs beste in die damalige Stimmung des Dichters versetzt.

O wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank!
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergieb! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna sie auch! Die herrlichsten Gaben
Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirthliche Gott? O dann so verstoße den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin versteigest du dich!" — Vergieb mir; der hohe
Capitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius Mal vorbei, leise zum Orkus hinab.

Nachdem unser Dichter den Winter in Rom verlebt hatte, führten ihn Neapels reizende Umgebungen und die Insel Sicilien, die er im schönsten Schmuck des Frühlings betrachtete, in die Fülle der Naturgenüsse. Auf dem meerumflossenen Lande der griechischen Sage ging ihm das vollste Verständniß der Homerischen Dichtung auf, und

aus dieser bildete sich ein neuer antik-dramatischer Entwurf Nausikaa, dessen Ausführung bald ins Stocken gerieth und im besten Falle nur ein idyllisch-sentimentales Familiendrama geworden wäre. Die Betrachtung der Pflanzenwelt führte ihn zu neuen Entdeckungen in Betreff der Grundgesetze der Bildung der Pflanze, die schon lange seine Forschung beschäftigten. Als er über Neapel wieder nach Rom zurückgekehrt war, nahm neben den technischen Uebungen in der bildenden Kunst, die er mit großer Anstrengung betrieb, zunächst die Vollendung des Egmont seine poetische Thätigkeit in Anspruch.

Wenn schon Iphigenie uns zwei verschiedene Entwickelungsstufen des Dichters vorführt, den Abschluß seiner jugendlichen Sturm- und Drangperiode, die noch in dem Charakter des Orestes nachklingt, und die reine Seelenklarheit der italienischen Epoche, so gilt das vom Egmont in noch weit höherem Maße. Begonnen ward diese Tragödie nach der ersten Schweizerreise, auf welcher der Umgang mit Stolberg die politischen Freiheitsideen aufs neue mächtig erregt hatte, wobei unstreitig der beginnende Unabhängigkeitskrieg der nordamerikanischen Staaten nicht ohne Einwirkung blieb. Dies war zugleich die Zeit, wo Goethe's ganze Poesie zum Sentimentalen und Lyrischen neigte, wo er eine Stella und Singspiele dichtete. Jener erste Wurf wird schon den Gang der Hauptscenen und die Grundzüge der Charaktere entschieden haben. Später nahm er im Beginn der achtziger Jahre das Werk mit Ernst wieder vor und glaubte es 1782 beinahe abschließen zu können. In Rom unterzog er es einer gründlichen Durcharbeitung und gab der Dichtung eine höhere Idealität und eine würdigere Haltung, ohne die Spuren der früheren Form tilgen zu können. Es ist daher nicht zu verwundern, daß nicht alle Theile gleichmäßig sind; eher ist es hoch anzuschlagen, daß sie sich dennoch zu einem schönen Ganzen zusammengefügt haben.

Den Dichter des Götz erkennen wir in dem lebendigen, wahrheitsgetreuen Gemälde des niederländischen Volks, in dem Charakter des lebenslustigen, in schrankenloser Freiheit der Individualität glück-

lich und sorglos schwärmenden Egmont, welcher durch ritterliche Tapferkeit und offene Freundlichkeit die Liebe und das Vertrauen Aller erwirbt; er giebt uns in Clärchen das einfache Kind der Natur, das durch wahre begeisterte Liebe über die Schranken ihrer Verhältnisse hinaus auf die höchste Stufe rein-menschlichen Daseins emporgehoben wird, sodaß sie an Seelenadel und Hochherzigkeit dem Geliebten sich als würdig und gleich an die Seite stellt. Beide leben ein Phantasieleben, ein romantisches Dasein, dessen berauschende Gegenwart die Zukunft und alle anderen Verhältnisse neben ihnen vergessen läßt und eben dadurch eine Ahnung tragischer Katastrophe in sich trägt. Ebensowenig, wie Götz, sollte Egmont ein historisches Drama im strengen Sinne des Wortes sein; die Weltereignisse sind nur die Coulissen, zwischen denen die hohe Gestalt des edlen Helden sich bewegt, auf den aller Glanz zurückfällt; daher kann die dramatische Handlung nicht in consequentem Fortschritt sich entwickeln; es sind mehr kunstvoll zusammengestellte Scenen aus dem Leben des Helden, wie sie uns in ähnlicher Weise auch die Behandlung des Götz von Berlichingen bietet; es fehlt daher auch der dramatische Effect der That; der Dichter erreicht die poetische Wirkung durch Gesinnung und Gefühl, und hier vermochte der Verfasser der Iphigenie einzugreifen, indem er die zum Grunde liegende Idee stufenweise zu höherer Idealität entwickelte. Mit dem Eintreten der drohenden Gefahr und des Kampfes hebt er den sittlichen Charakter seines Helden zu vollendeter Männlichkeit empor und schließt den Triumph der Freiheit über die Welt durch ideale Versöhnung ab; die Freiheit entschlüpft siegreich den Händen derer, die sie zu morden gedachten, um als verklärter Genius in der geliebten Gestalt Clärchens sich mit dem Lorbeerkranze zu schmücken, und statt des Geläuts der Todtenglocke ertönt eine Siegessymphonie auf Egmont's Gange zum Tode.

Fällt auch nach der ganzen Anlage des Stücks das Licht vornehmlich auf den jugendlichen Helden, so stellt sich gleichwohl um ihn eine Gruppe trefflich gezeichneter Charaktere, die oft in wenig Scenen einen Typus menschlichen Wesens enthüllen, die männliche Regentin, der schweigsame Oranien, der als ein zweites Heldenbild

voll vaterländischer Gesinnung neben Egmont tritt, der finstere Alba, „ein Thurm ohne Pforten", nicht zu gedenken der plastischen Klarheit, mit der die Bürger und selbst ein Vansen in den Volksscenen geschildert sind.

Selbst Schiller, der in seiner Beurtheilung des Egmont auf seinem damaligen Standpuncte an der Behandlung des Hauptcharakters Manches auszusetzen hat, äußert über sie seine volle Bewunderung. „Egmonts tragische Katastrophe," sagt er, „fließt aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politisch-bürgerlichen Zustandes der Niederlande mußte daher seiner Schilderung zum Grunde liegen oder vielmehr selbst einen Theil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsactionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zusammen zu tragen und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. Shakspeare in seinem J. Cäsar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich aufs schärfste contrastiren, sodaß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammen wirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen: so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt und uns mit einer Kunst, die nur von derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volks, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt und sich oft eben so schnell auf die leichtesten Gründe wieder giebt: auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die

französischen Psalmen, die es nicht singen soll — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter."

Die Prosaform konnte Goethe in diesem Drama nicht aufgeben, da mit dem Verse die ganze Anlage desselben, sowie Ton und Behandlung des Einzelnen total hätte umgestaltet werden müssen. In den idealeren Partieen, besonders in dem letzten Acte, geht die Prosa jedoch, wie durch eine innere Nothwendigkeit, in einen jambischen Rhythmus über. Clärchens Abschied von der Welt und Egmont's Monolog im Gefängniß würden sich ohne bedeutende Aenderungen in das Versmaß der Iphigenie umbilden lassen.

Es ist ein Grundzug in Goethe's sittlichem und dichterischem Charakter, daß er das Ideale vorzugsweise in der Weiblichkeit erkennt und darstellt. Je mehr er sich von den Bewegungen des Völkerlebens und der Thatenwelt kühner Männer auf die ideale Welt des Innern zurückzog, desto mehr verherrlicht seine Dichtung die stille Größe der weiblichen Seele. Es liegt hierin zum Theil der Grund, weßhalb Goethe weniger der Lieblingsdichter der Frauen sein kann, weil sich diese einer natürlichen Wahlverwandtschaft gemäß minder für weibliche Idealität, als für die Größe, die außer dem Bereich ihres Geschlechts liegt, begeistern können. Dazu kommt, daß auch die männlichen Charaktere in den späteren Goethe'schen Dramen mehr den Kampf des Innern mit sich selbst, als die Thatkraft, das Streben in die Welt hinaus darstellen; jenem kann das weibliche Gemüth

nicht folgen, dieses faßt es mit enthusiastischer Wärme auf. Ist schon in der Iphigenie die dramatische Handlung in die innere Seelenbewegung gelegt, so gilt dies in noch höherem Grade von Torquato Tasso.

Die ersten Acte dieses Drama's wurden schon vor der italienischen Reise in Prosa bearbeitet, als das Verhältniß zu Charlotte von Stein in seiner reinsten Blüthe stand. Als er es in Italien wieder vornahm, sah er ein, daß der ältere Entwurf gar nicht zu gebrauchen, sondern die Aufgabe von vorn wieder aufzunehmen sei. Wie Iphigenie auf der Hinreise nach Rom, so begleitete ihn diese Dichtung auf der Heimkehr nach dem Norden und nahm daher die weiche, schmerzliche Stimmung in sich auf, womit der Dichter von der geliebten Stadt, „wo des Theuren so viel ihm zurückblieb", im April 1788 Abschied nahm. In den mit der jungen Frühlingspracht geschmückten Gärten von Florenz schrieb er jene herrliche Scene, mit der das Drama eröffnet wird, das Gespräch der beiden Lenoren; wir fühlen den italienischen Frühling in den classischen Zeilen:

Ja es umgiebt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieser immer grünen Bäume
Wird schon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauschen dieser Brunnen. Schwankend wiegen
Im Morgenwinde sich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten schauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getrost das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab.
Der blaue Himmel ruhet über uns,
Und an dem Horizonte löst der Schnee
Der fernen Berge sich in leisen Duft.

Die Vollendung erhielt das Stück erst ein Jahr nach seiner Rückkehr, in Tagen, wo sich mit manchen schönen Erinnerungen die Sehnsucht nach dem Verlorenen mischte, in manchem Sinne der Abschluß einer inhaltsvollen Lebensepoche. Begonnen bald nach der Schweizerreise, auf der er dem Herzog als Freund wieder näher denn je getreten war, und beschlossen in dem dankbaren Gefühle der ihm gewährten Muße und Erleichterung von Geschäften, ward dies Drama

zugleich der Ausdruck der treuen Anhänglichkeit, die ihn wieder in den gewohnten Kreis zurückgezogen hatte. Zur Erläuterung dieses Verhältnisses dient das kurz vor der Rückkehr an den Herzog gerichtete Schreiben unsers Dichters: „Wie sehr danke ich Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt; dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihren Willen leicht da oder dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was niemand als ich thun kann, und das Uebrige Andern auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihren Briefen zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus deinem Knecht, was du willst!"

Eben diese dankbare Hingebung ist es, was aus vielen der schönsten Stellen des Tasso spricht, wie namentlich in den Worten, mit

denen Tasso sein vollendetes Heldengedicht dem Herzog Alphons von Ferrara überreicht:

Mir ist an diesem Augenblick genug.
An euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb,
Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch,
Euch zu ergötzen war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink;
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack;
Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir stehn.
Die Menge macht den Künstler irr' und scheu;
Nur wer euch ähnlich ist, versteht und fühlt,
Nur der allein soll richten und belohnen!

Obwohl Goethe für sein Drama sehr sorgfältige historische Studien gemacht hat, so war es ihm doch nicht eigentlich darum zu thun, uns das Leben und den Charakter des historischen Torquato Tasso in dramatischen Bildern vor Augen zu stellen; seine Lebensschicksale am Hofe zu Ferrara sind nur die reale Unterlage für die vorwaltende Idee, das Verhältniß des Dichters zur Welt. Das Grillenhafte und Eigensinnige in Tasso's Wesen ist daher in soweit gemildert, als es bloß dieser dichterischen Individualität eigen war; es bleibt nur das leicht bewegliche, von Freude zu Schmerz, von Hoffnung zur Verzweiflung in raschem Wechsel übergehende Dichtergemüth. Auch in Antonio, dem ihm gegenübergestellten Weltmann, sehen wir nicht bloß die neidischen Hofschranzen, die Tasso das Leben am Hofe sauer machten und ihn um die Gnade des Fürsten brachten, nicht jene pedantischen, auf praktische Erfahrung und Anciennetät im Dienste pochenden Geschäftsleute, von deren Neide und Verleumdung Goethe anfangs soviel hatte ausstehen müssen; er ist der besonnene, geschäftskundige Staatsmann, den der Fürst sowenig von seiner Seite lassen mag, wie den Dichter, und darum hat Goethe ihm einen Theil seiner eigenen Existenz geliehen. In dem Bilde des Herzogs endlich ist kaum ein Zug von jenem Alphons II. von Ferrara entlehnt, welcher den Dichter jahrelang im Irrenhause gefangen hielt.

In Tasso's Seelenzustand ist der Kampf der Phantasie mit der Wirklichkeit, der dichterischen Gefühlsüberschwänglichkeit mit der von dem Verstande gebotenen Mäßigung veranschaulicht, ein Kampf, wie ihn Goethe wiederholt durchgekämpft und schon im Werther dargestellt hat. Allein es zielt die dramatische Handlung wiederum auf die Versöhnung der streitenden Mächte; eben darin liegt der Abschluß, daß der Dichter das Gesetz der Wirklichkeit anerkennt, und sein Gemüth mit der verständigen Lebensansicht des Weltmanns ausgeglichen wird, so daß beide sich die Freundeshand reichen. Vor Allem aber liegt das versöhnende Element in der idealen Weiblichkeit, welche in der Prinzessin Lenore ihre edelste Vertreterin gefunden hat. Leichter hätte sich's Goethe gemacht und stärkere Effecte herbeigeführt, wenn er, wie manche Beurtheiler gewünscht haben, der Prinzessin eine gleiche leidenschaftliche Neigung, wie dem Tasso, zugetheilt hätte. Allein das weibliche Gemüth zeigt seine Stärke weniger in liebevoller Hingebung, als in der Resignation. Darin zeigt Goethe ebenso sehr die Zartheit seines sittlichen Gefühls, wie die Größe seiner dichterischen Kunst, daß er mit der innigsten Zärtlichkeit die sittliche Hoheit und Reinheit in Einem Charakter zu vereinigen weiß; nur der Freundin offenbart sich das tieferregte Herz in vertraulicher Klage. Setzen wir noch hinzu, daß die Meisterhand des Dichters sich in der Behandlung der Form bis ins Kleinste bewährt, daß die deutsche Sprache kein Werk besitzt, worin sie in solcher fleckenlosen Schönheit erschiene, worin die seelenvollste Innigkeit des Gemüths mit dieser Fülle des Wohllauts ausströmte, so dürfen wir wohl behaupten, daß niemals eine Dichterhand Poesie und ideale Weiblichkeit mit einem schöneren Kranze der Liebe umschlungen hat.

In letzterer Hinsicht dürfen wir die kurz vorher in Rom verfaßten neuen Bearbeitungen der Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villabella mit dem Torquato Tasso zusammenstellen, nur daß hier die tiefere Grundidee fehlt; das erstere hat nicht einmal an lebendiger Handlung gewonnen, während Claudine durch liebliche Romantik, die uns in eine Sommernacht unter dem Himmel Siciliens versetzt, sowie durch kunstvolle Verwickelung und Lösung anzieht. Mit der Idee des Tasso ist dagegen die kleine dra-

matische Dichtung Künstlers Apotheose verwandt, woraus wir eine treffliche Stelle auswählen, um mit den Worten des Dichters die Besprechung seiner dramatischen Meisterwerke zu beschließen:

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen;
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam, als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie es sterblich strebte.
So lebst auch du durch ungemess'ne Zeit:
Genieße der Unsterblichkeit!

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Oeser, Christian,

Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen und Schilderungen für gebildete Leser

Bd.: 1

Leipzig 1859